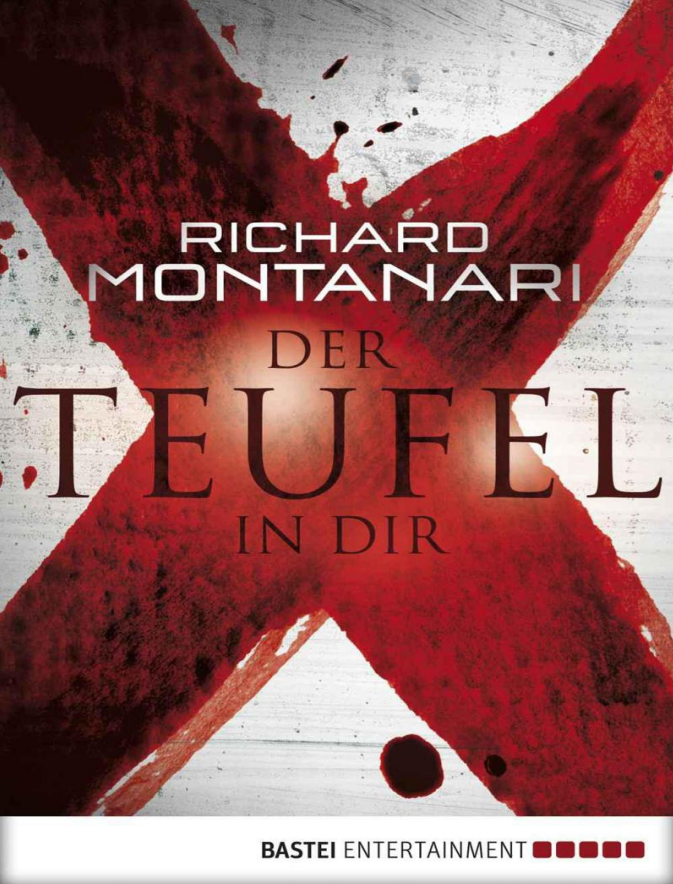




RICHARD
MONTANARI

DER
TEUFEL
IN DIR

BASTEI ENTERTAINMENT ■■■■■

Richard Montanari

DER TEUFEL
IN DIR

Thriller

Aus dem amerikanischen
Englisch von
Karin Meddekis

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2012 by Richard Montanari

Published by Arrangement with Richard Montanari

Titel der englischen Originalausgabe: »The Killing
Room«

Originalverlag: William Heinemann,

The Random House Group Limited

Dieses Werk wurde im Auftrag der Jane Rotrosen
Agency LLC

vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas
Schlück GmbH,
30827 Garbsen.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2014 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Wolfgang Neuhaus, Oberhausen

Titelillustration: © shutterstock/Kerstin Schoene;
shutterstock/Doczky

Umschlaggestaltung: Sandra Taufer, München

Datenkonvertierung E-Book: Urban SatzKonzept,
Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-4578-7

Sie finden uns im Internet unter

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

EIN TROTZIGES HERZ SCHAFFT SICH VIEL
LEID,
UND DER FREVLER HÄUFT SÜNDE AUF
SÜNDE.

ECCLESIASTICUS 3,27

FÜR NICOLETTA

Wenn du an diese Nacht zurückdenkst,
an diese seltenen Augenblicke der
Gnade, wenn das Gewicht deiner
Sünden unerträglich wird und dein Herz
sich vor dem Licht verstecken will,
rasen die Bilder mit höllischem Lärm
vorbei, als hättest du alles von einem
vorbeifahrenden Zug aus gesehen und
gehört. Es kommt dir so vor, als wärst
du nur ein Beobachter der Schrecken,
die sich in dem feuchten, blutigen Keller
zugetragen haben, und nicht an einer Tat
beteiligt, bei der zwei Menschen
starben.

Wenn du an diese Nacht zurückdenkst,

wird dir die volle Schuld der Lebenden bewusst.

In der Kirche halten sich zu dieser frühen Stunde nur drei weitere Büsser auf: ein älterer Mann in einem zerknitterten grauen Anzug, der in der ersten Bankreihe sitzt und dessen Einkaufstasche geduldig in der Reihe hinter ihm wartet; ein Mann und eine Frau Anfang zwanzig, beide kniend, mit geschlossenen Augen und flehend gefalteten Händen. Die Aura der Trauer und des Verlusts, die sie umhüllt, ist beinahe sichtbar.

Du hast die Geschichte so oft wiederholt, dass sie allmählich einer Fabel ähnelt, deshalb möchtest du sie nicht erzählen. Es war ein brutaler

Albtraum, und nun, da du weißt, dass du die Worte zum ersten Mal laut sagen wirst, spürst du, dass sich etwas in dir regt.

Du hältst einen Rosenkranz in der Hand, betest aber nicht, lässt die Perlen nur durch die Finger gleiten, damit die Hände etwas zu tun haben, damit sie nicht zittern.

Dreißig Jahre.

Wie können dreißig Jahre in einem einzigen Sonnenaufgang verglühen?

Nun stehst du im Herbst des Lebens, deine Kinder sind schon lange aus dem Haus, deine Freunde tot oder liegen im Sterben, und die Liebe deines Lebens ruht seit drei kalten Wintern unter der Erde.

Vielleicht wird dies der Tag deiner Beichte sein, deiner Absolution, ein Tag, der dich in eine Zeit zurückführen wird, als alles noch möglich schien, als du eine geachtete Mitarbeiterin des Philadelphia Police Departments warst und auf Erden noch nicht die Hölle ausgebrochen war.

ERSTER TEIL

DIE UNGEHORSAMEN KINDER

UND AUS DER HAND DES ENGELS STIEG
DER WEIHRAUCH
MIT DEN GEBETEN DER HEILIGEN ZU
GOTT EMPOR.

OFFENBARUNG DES JOHANNES 8,4

1.

Ehe die Nacht das junge Mädchen mit ihren großen, schwarzen Flügeln umschloss und das Blut sein heiliger Wein wurde, war es in jeder Beziehung ein Kind des Lichts. Jenen, die das Mädchen in diesen Jahren kannten, schien sie ein fleißiges, ruhiges und höfliches Kind zu sein. Manchmal beobachtete sie stundenlang die Wolken und war – wie nur ganz junge Menschen es können – blind für die schreckliche Armut ringsum, die Ketten, die sie und ihresgleichen über fünf Generationen zu Sklaven gemacht hatten.

*Das Mädchen war sechs Jahre alt,
ehe es ein eigenes Paar Schuhe trug.
Ihr erstes Kleid bekam sie mit acht.*

*Die meiste Zeit lebte das Mädchen
innerhalb der hohen Steinmauern
seiner Gedanken, einem Ort, an dem es
keine Schatten und keine Dämonen gab.*

*Als sie dreizehn war, begegnete sie in
einer mondlosen Nacht, als die Kerzen
gelöscht waren, zum ersten Mal der
Dunkelheit. Es war nicht die
Dunkelheit, die auf den Tag folgt und
die sich mit einem schwarzvioletten
Schimmer auf die Erde senkt – es war
die Dunkelheit, die in jenen Menschen
lebt, die auf abgelegenen Straßen
reisen und die Verrückte, Gefallene
und Unredliche um sich sammeln,*

deren Leben sich in der Gosse abspielt.

In dieser Nacht wurde ein Samen im Geist und im Körper des Mädchens gesät.

Und nun, viele Jahre später, weiß die junge Frau, dass sie an diesen Ort des Elends und der Erbärmlichkeit, in dieses Haus der sieben Kirchen gehört.

Hier gibt es keine Engel.

Auf diesen Straßen wandelt der Teufel. Sie kennt ihn gut – sein Gesicht, seine Berührung, seinen Geruch –, denn nach ihrem dreizehnten Geburtstag, als Gott sich abwandte, wurde sie dem Teufel übergeben.



Sie hatte den jungen Mann über eine Woche beobachtet. Zum ersten Mal sah sie ihn in der Broad Street, eine hagere Gestalt, die sich vor einer Granitmauer abzeichnete. Er war Bettler. An seinem ausgezehrten, beinahe skelettartigen Körper und seiner gespenstischen Gestalt war nichts Bedrohliches. Er murmelte wirres Zeug, wenn er Passanten und Pendler ansprach, die den Bahnhof betraten oder verließen. Zweimal wurde er von Polizisten begleitet. Er leistete keinen Widerstand, gab keine Antworten. Sein Verstand schien von Rauschgift zerfressen zu sein, sodass er den Versuchungen der Straße hilflos ausgesetzt war.

Nach der abendlichen Rushhour lief er meistens die Market Street hinunter Richtung Delaware River. Dann sprach er die Leute an, die aussahen, als würden sie sich erweichen lassen, ihm ein paar Münzen oder eine Zigarette zu schenken.

Die junge Frau folgte ihm stets in sicherem Abstand. Wie die meisten Bettler nahm man ihn kaum wahr, abgesehen von denen, die sein Schicksal teilten oder die ihn benutzen wollten. Wenn er gelegentlich in einem Obdachlosenasyll eine Unterkunft fand, blieb er über Nacht. Doch jeden Tag um halb sieben nahm er seinen Platz vor der Market East Station ein, und der tägliche Kreislauf der Verzweiflung

und Erniedrigung begann von Neuem.

Einmal folgte sie ihm in ein Lebensmittelgeschäft in der Dritten Straße und schaute zu, als er sich verpackte Hefeteilchen, Donuts und Brownies in die Taschen stopfte, wobei er aus den Winkeln seiner gelblich verfärbten Augen unverwandt auf den gewölbten Spiegel am Ende des Gangs spähte. Sie beobachtete, wie er in einer Gasse in der Nähe alles verschlang, um sich kurz darauf zu erbrechen.

Als die Wettervorhersage an diesem Tag Temperaturen weit unter dem Gefrierpunkt ankündigte, wusste sie, dass es an der Zeit war.



Der junge Mann steht zitternd in einem Hauseingang an der Achten Straße. Er trägt vier dünne Pullover übereinander und darüber eine Cabanjacke, deren Schulternähte aufgerissen sind.

Sie nähert sich ihm, bleibt ein paar Schritte entfernt im Schatten stehen.

Er hebt den Blick. In seinen wässrigen Augen sieht sie sich selbst.

»Haben Sie ein bisschen Kleingeld übrig?«, fragt er.

Er ist Mitte zwanzig und furchtbar abgemagert. Die Haut um seine Augen ist lila verfärbt, die Bartstoppeln in seinem Gesicht sind bereits grau, das Haar unter seiner Rollmütze ist fettig. Er hat sich die Fingernägel wund gekaut. Auf dem Handrücken haben

sich Blasen gebildet.

Sie bleibt im Schatten stehen und streckt die Hand aus, die in einem Handschuh steckt. Zuerst ist der junge Mann skeptisch, doch als sie ins Licht tritt, sodass er ihre Augen zum ersten Mal sieht, weiß er Bescheid. Er nimmt ihre Hand, wie ein Verhungerner ein Stück Brot entgegengenommen hätte.

»Erinnerst du dich an dein Versprechen?«, fragt sie.

Er zögert, ehe er antwortet. Das tun sie immer. In diesem Augenblick kann sie beinahe hören, wie sein Gehirn arbeitet, als er fieberhaft nachdenkt. Eine einsame Träne rinnt über seine errötete Wange, als es ihm schließlich einfällt.

»Ja.«

Sie senkt den Blick, sieht den dunklen Fleck vorne auf seiner Hose. Er hat sich eingenässt. Auch so etwas erlebt sie nicht zum ersten Mal. Viele von ihnen können den Urin nicht mehr halten.

»Komm mit«, sagt sie. »Ich zeige dir, was du tun musst.«

Der junge Mann tritt unsicheren Schrittes vor. Sie hilft ihm. Er ist furchtbar dürr, besteht fast nur noch aus Haut und Knochen.

Am Eingang der Gasse bleibt sie stehen und dreht den jungen Mann zu sich um, sodass er ihr ins Gesicht schaut. »Er muss deine Worte hören. Den genauen Wortlaut.«

Seine Lippen zittern. »Kann ich die Worte nicht zu Ihnen sagen?«

»Nein. Du hast den Pakt mit ihm geschlossen, nicht mit mir.«

Der junge Mann wischt sich mit dem Handrücken über die Augen. »Also gibt es ihn wirklich.«

»Natürlich.« Sie zeigt auf die dunkle Nische am Ende der Gasse. »Willst du ihn jetzt treffen?«

Der junge Mann schüttelt den Kopf. »Nein. Ich habe Angst.«

Sie mustert ihn schweigend. Ein kurzer Moment vergeht.

»Darf ich eine Frage stellen?«, murmelt er dann.

»Natürlich.«

Er atmet tief ein und langsam aus.

*Sein Atem ist warm, feucht und bitter.
»Wie soll ich Sie nennen?«*

*Darauf gibt es viele Antworten.
Früher hätte man sie Magdalena
nennen können. Zu einer anderen Zeit
Babylon. Zu wieder einer anderen Zeit
Legion.*

*Anstatt die Frage zu beantworten,
nimmt sie ihn in die Arme. Sie denkt an
die kommenden Tage, die letzten Tage,
und was sie jetzt tun werden. Ephesus,
Smyrna, Pergamon. Alles hat eine
Ordnung. Wenn es keine Ordnung gäbe,
würde sie sicherlich verrückt werden
und mitten unter den schlechten
Menschen leben, den Gottlosen, den
Vertriebenen, den vom Herrn
Verlassenen.*

*Von einem langen, einsamen
Schatten verfolgt, tauchen sie in der
Stadt unter. Der Winterwind wirbelt um
sie her, doch die junge Frau spürt die
Kälte nicht mehr.*

Es hat begonnen.

*Der Same, das Fleisch. Der Knochen,
der Staub.*

Ordnung.

2.

Der schwarzhäutige Junge sah aus, als hätte er keine Chance.

Detective Kevin Francis Byrne hatte es schon oft gesehen, diesen leeren Blick, die verkrampften Schultern, die Hände, die sich bei der geringsten Provokation zu Fäusten ballten. Byrne wusste, dass diese Anspannung durch einen chronisch verhärteten Muskelstrang in der Rückenmitte verursacht wurde. Der Junge hatte traurige Augen, und seine Schultern waren vor Angst gebeugt.

Für diesen Jungen – wie für Millionen andere wie ihn – lauerten an jeder Ecke

Feinde. Jedes Geräusch bedeutete eine Gefahr, und in der Nacht hörten sie überall leise Stimmen flüstern:

Was mir gehört, gehört mir. Was dir gehört, gehört mir auch. Du weißt es nur noch nicht.

Der Junge war elf Jahre alt, hatte aber die Augen eines alten Mannes. Er trug einen dunkelblauen Kapuzenpullover mit ausgefransten Bündchen an den Ärmeln und eine weite, ausgebeulte Jeans, die längst aus der Mode war. Seine rostfarbenen Timberlands waren ausgelatscht und zu groß für seine Füße. Byrne fiel auf, dass die Boots mit zwei verschiedenen Schnürsenkeln zugebunden waren. Einer war aus Leder, der andere aus Nylon. Byrne fragte sich,

ob der Junge damit irgendeinem modischen Trend folgte, oder ob es aus der Not heraus geschah.

Der Junge lehnte sich gegen die schmutzige rote Ziegelsteinmauer eines Türeingangs, wartete und beobachtete alles – ein weiteres Gespenst, das durch die Straßen Philadelphias geisterte.

Als Byrne die Zwölfte Straße überquerte und den Kragen um den Hals straffzog, um sich vor dem kalten Februarwind zu schützen, dachte er an das, was er gleich tun würde. Kürzlich hatte er sich bereiterklärt, an einem Mentoring-Programm namens »Philly Brothers« teilzunehmen. Heute war sein erstes Treffen mit dem Jungen.

In all seinen Dienstjahren hatte Kevin

Byrne einige der schlimmsten Ungeheuer zur Strecke gebracht, die sich jemals auf den Straßen dieser Stadt herumgetrieben hatten, doch vor dem heutigen Treffen fürchtete er sich. Es ging um mehr, um viel mehr als nur darum, dass ein Mann sich mit einem Jungen traf, der auf die schiefe Bahn zu geraten drohte.

Byrne hatte ein Foto des Jungen in der Jackentasche, eine zwei Jahre alte Aufnahme aus der Schule. Er beschloss, das Foto nicht aus der Tasche zu ziehen. Es würde den Jungen nur in Verlegenheit bringen.

Als Byrne sich dem Türeingang näherte, in dem der Junge stand, verstärkte sich die Anspannung in seinen Schultern. Der Junge hob den Blick,

schaute Byrne aber nicht in die Augen. Stattdessen richtete er den Blick auf eine Stelle ungefähr in der Mitte von Byrnes Stirn. Das war ein alter Verkäufertrick. Byrne fragte sich, wo der Junge das gelernt hatte und ob es ihm überhaupt bewusst war.

»Bist du Gabriel?«, fragte Byrne.

»Man nennt mich G-Flash«, sagte der schwarze Junge, als wäre das allgemein bekannt, während er von einem Bein aufs andere trat.

»Okay, G-Flash«, sagte Byrne. »Ich heiße Kevin, und ich bin dein Philly ...«

»*Brother*«, fiel der Junge ihm ins Wort, verzog das Gesicht und steckte die Hände in die Taschen seines Kapuzenshirts, um Byrne nicht die Hand

geben zu müssen. Der hatte die Hand schon ausgestreckt. Jetzt schwebte sie zwischen ihm und dem Jungen in der Luft, und er wusste nicht, wohin damit.

»Ich hatte einen *richtigen* Bruder«, fügte der Junge leise, beinahe flüsternd hinzu.

Byrne zog die Hand zurück, schaute sich um und überlegte, was er sagen sollte. »Hat es mit dem Bus hierher gut geklappt?«, fragte er schließlich.

Der Junge grinste abfällig. »Ich saß nur drin. Hab die Karre nicht gefahren.«

Ehe Byrne etwas erwidern konnte, schaltete ein Streifenwagen des Philadelphia Police Departments das Blaulicht und die Sirene ein. Der Wagen stand einen halben Block entfernt. Die

einzigsten beiden Menschen in weitem Umkreis, die nicht den Blick hoben, als der Streifenwagen losjagte, waren Byrne und der Junge. Beide kannten Blaulicht und Sirenen nur zu gut.

Byrne schaute auf die Uhr, obwohl er genau wusste, wie spät es war. »Sollen wir was essen gehen?«

Der Junge zuckte mit den Schultern.

»Worauf hast du Appetit?«, fragte Byrne.

Wieder ein Schulterzucken.

»Chinesisch? Hühnchen? Ein Riesenbaguette?«

Der Junge warf einen Blick über die Schulter. Er schien sich zu Tode zu langweilen. »Hört sich alles ganz toll an.«

»Was ist mit Schweinebraten?«, fragte Byrne. »Magst du Schweinebraten?«

Byrne sah, dass der Junge beinahe unmerklich einen Mundwinkel verzog. Der Hauch eines Lächelns? Gott bewahre. Der Junge mochte Schweinebraten.

»Komm«, sagte Byrne. »Ich weiß, wo es die besten Schweinebraten-Baguettes der Stadt gibt.«

»Ich hab kein Geld.«

»Ich lade dich ein.«

Der Junge trat gegen einen imaginären Kieselstein. »Ich will nicht, dass Sie mich zu irgendwas einladen.«

Byrne seufzte. »Ich sag dir was. Heute bezahle ich das Essen. Wenn wir uns mögen – aber dafür gibt es keine

Garantie, ich mag nicht viele Menschen –, bezahlst du bei unserem nächsten Treffen. Wenn nicht, schicke ich dir eine Rechnung über den halben Betrag.«

Jetzt deutete der Junge tatsächlich ein Lächeln an. Um es zu überspielen, blickte er die Filbert Street hinunter. Die Zeit dehnte sich, doch jetzt war Byrne gewappnet. Der Junge hatte keine Ahnung, mit wem er es zu tun hatte. Byrne hatte die letzten zwanzig Jahre seines Lebens als Detective bei der Mordkommission verbracht, die Hälfte davon bei Beschattungen. Er hatte mehr Geduld als ein Betonklotz.

»Okay«, sagte der Junge schließlich.
»Hier draußen ist es sowieso arschkalt.«



Als Byrne und der Junge in der Schlange bei DiNic's warteten, sagte keiner von beiden ein Wort. Trotz der vielen Hintergrundgeräusche – ein halbes Dutzend verschiedener Sprachen, das Klappern der Teller, das Surren der Schneidemaschinen, das Kratzen der Pfannenwender auf den Bratrosten – empfand Byrne das Schweigen zwischen ihm und dem Jungen als Belastung. Er wusste aber nicht, was er sagen sollte. Seine Tochter Colleen, die ihr Studium an der Gallaudet University begonnen hatte, war mit vielen Vorteilen aufgewachsen, die dieser Junge nicht besaß – sofern man es als Vorteil

bezeichnen konnte, Kevin Byrne zum Vater zu haben.

Der Junge, der neben ihm stand, mit ungerührtem Blick, die Hände noch immer in den Taschen vergraben, war in der Hölle aufgewachsen.

Byrne wusste, dass Gabriels Vater im Leben seines Sohnes nie eine Rolle gespielt hatte. Seine Mutter, Tanya Wilkins, war gestorben, als Gabriel drei Jahre alt gewesen war. Tanya, eine Prostituierte und Drogensüchtige, war in einer eisigen Januarnacht in einer Gasse in Grays Ferry erfroren, nachdem sie das Bewusstsein verloren hatte. Und Gabriels einziger Bruder Terrell hatte vor zwei Jahren Selbstmord begangen.

Seitdem wurde Gabriel von einer

Pflegefamilie zur anderen weitergereicht. Ein paar Mal war er mit dem Gesetz in Konflikt gekommen, meist wegen kleinerer Ladendiebstähle, doch es gab keinen Zweifel, in welche Richtung der Weg führte.

Als sie an der Theke standen, bestellte Byrne für jeden ein Riesenbaguette. Die Baguettes von DiNic's waren so groß, dass Byrne erst wenige Male eins ganz geschafft hatte. Trotzdem bestellte er für jeden eins und bedauerte es sogleich, denn er begriff, dass er angeben wollte.

Der Junge riss die Augen auf, als er das riesige Baguette sah, das er mit niemandem teilen musste. Dazu gab es eine Portion Pommes und eine Limo. Doch er setzte sofort wieder eine kühle

Miene auf, als könnte ihn nichts und niemand beeindrucken.

Sie suchten sich einen Tisch, setzten sich und machten sich über die Baguettes her.

Während sie schweigend aßen, überlegte Byrne, worüber er sich mit dem Jungen unterhalten könnte. Sport? Die Flyers, die Eishockeymannschaft der Stadt? Die Sixers, das Basketballteam? Das wäre ein unverfängliches Thema gewesen. Stattdessen schwieg er.

Zehn Minuten später hob er den Blick zu Gabriel, der bereits das halbe Sandwich verdrückt hatte. Byrne fragte sich, wann der Junge zum letzten Mal etwas gegessen hatte.

»Das schmeckt, stimmt's?«, sagte

Byrne.

Gabriel zuckte mit den Schultern. Byrne nahm an, dass der Junge mitten in seiner Trotzphase steckte. Mit vierzehn, fünfzehn Jahren war Byrne ihm ähnlich gewesen. Alles war ein Rätsel, jede Frage ein Verhör. Doch die Zeiten hatten sich geändert. Die Elfjährigen schienen die neuen Fünfzehnjährigen zu sein.

Als sie fertig gegessen hatten, schob Gabriel die Ärmel seines Kapuzenshirts hoch. Byrnes Blick huschte unwillkürlich über Arme, Hände und Hals des Jungen auf der Suche nach Tattoos, Brandnarben oder anderen Wunden, die der Beweis für die Aufnahme in eine Straßengang hätten sein können. Wenn es jemals einen

Jungen gegeben hatte, der prädestiniert dafür war, in eine Gang aufgenommen zu werden, dann war es Gabriel Hightower.

Doch Byrne sah weder Tätowierungen noch Wunden.

Nach dem Essen saßen sie sich wieder schweigend gegenüber, und das Ende des ersten Treffens nahte bereits. Zwischen ihnen stand ein kleines Boot auf dem Tisch, das Gabriel mit flinken Fingern aus dem Papier gefaltet hatte, in das die Baguettes gewickelt waren.

»Darf ich es mir mal angucken?«, fragte Byrne.

Der Junge stieß es mit dem Zeigefinger in Byrnes Richtung.

Byrne nahm das Papierboot in die

Hand. Es war geschickt und sauberlich gefaltet. Gabriel schien so etwas nicht zum ersten Mal gemacht zu haben. »Das ist cool.«

»Man nennt es Origami«, erklärte Gabriel. »Ist Chinesisch oder so.«

»Du hast Talent«, sagte Byrne. »Das ist richtig gut.«

Der Junge zuckte wieder mit den Schultern.

Byrne fragte sich, wo der Weltrekord im Schulterzucken lag.



Als sie auf die Straße traten, hatten die meisten Leute ihre Mittagspause

beendet, und es waren nicht mehr so viele Menschen unterwegs. Byrne hatte den Rest des Tages frei und überlegte kurz, ob er dem Jungen vorschlagen sollte, noch etwas anderes zu unternehmen, ließ es dann aber. Er nahm an, dass Gabriel nach dem heutigen Treffen erst einmal genug von ihm hatte.

»Komm«, sagte Byrne. »Ich fahr dich nach Hause.«

Gabriel trat einen halben Schritt zurück. »Ich hab Geld für den Bus.«

»Ich muss sowieso in die Richtung«, log Byrne. »Ist kein Umweg für mich.«

Der Junge wühlte in seinen Taschen nach dem Geld.

»Ich fahre keinen Streifenwagen, wenn es das ist«, sagte Byrne. »Ich fahre 'ne

alte Scheißkarre, einen klapprigen Taurus mit ausgeleierte Stoßdämpfern, und das Radio kann man auch in der Pfeife rauchen.«

Bei dem Wort »Scheißkarre« lächelte der Junge.

Byrne zog den Schlüssel aus der Tasche. »Komm. Das Geld für den Bus kannst du dir sparen.«

Byrne ging voraus und überquerte die Straße. Er nahm sich vor, sich nicht umzudrehen, um zu sehen, ob Gabriel ihm folgte.

Als er die Filbert schon ein ganzes Stück hinuntergegangen war, sah er einen kleinen Schatten neben sich auftauchen.



Das Wohnviertel, in dem Gabriel Hightower lebte, lag in der Indian Avenue zwischen der Dritten und Vierten Straße, versteckt in einer verwahrlosten Gegend von North Philly, den sogenannten Badlands. Byrne fuhr die Dritte Straße Richtung Norden. Auf der ganzen Fahrt sprach keiner von beiden ein Wort. Erst als Byrne in die Indiana Avenue einbog, sagte Gabriel: »Sie können mich hier rauslassen.«

Das Haus war noch einen ganzen Block entfernt.

»Ich fahre dich bis vor die Tür. Kein Problem. Okay?«

Der Junge erwiderte nichts.

»Dann eben nicht.« Byrne gab nach und hielt an. Sie waren jetzt einen halben Block von einer der berüchtigtsten Drogengegenden der Stadt entfernt. Es dauerte nicht lange, bis Byrne zwei junge Burschen sah, die nach Polizisten Ausschau hielten. Einer der beiden, ein Jugendlicher von vielleicht achtzehn Jahren, versuchte, sich möglichst unauffällig zu verhalten. Byrne starrte ihn an, woraufhin der junge Bursche ein Handy aus der Tasche zog und in die andere Richtung davonschlenderte. Vermutlich hatte er Byrne als Polizisten identifiziert.

Byrne legte den Leerlauf ein.

»Okay, G-Flash«, sagte er und schaute zu Gabriel hinüber. Der verdrehte die

Augen und schüttelte den Kopf. Byrne verstand den Wink. Es war schon schlimm genug, sich mit einem älteren weißen Mann herumzutreiben, erst recht mit einem älteren weißen *Cop*. Noch schlimmer war allerdings, wenn dieser ältere weiße Typ auch noch den nur in Insiderkreisen gebräuchlichen Spitznamen laut aussprach.

»Gabriel reicht, okay?«

»Abgemacht«, sagte Byrne.

Sie schwiegen wieder. Byrne hatte das Gefühl, dass sie den Rest des Tages im Wagen sitzen würden, wenn er nicht bald etwas sagte. »Normalerweise ist es so, dass man sich drei Mal trifft, um zu sehen, wie es läuft. Wie sieht's aus? Hast du Lust, mit mir noch mal was zu

unternehmen?«

Anstatt die Frage zu beantworten, starrte Gabriel auf seine Hände.

Byrne beschloss, ihm die Entscheidung zu erleichtern. »Ich sag dir was. Ich ruf dich in den nächsten Wochen an, und wir überlegen gemeinsam, was wir machen. Wir können es ja erst mal offenlassen. Einverstanden?«

Er hielt Gabriel die Hand hin. Entweder schüttelte der Junge sie diesmal, oder er ließ es wieder bleiben, was einer endgültigen Abfuhr gleichkam.

Gabriel zögerte einen Augenblick, ehe er Byrnes Hand ergriff. Es war kein richtiger Händedruck, eher die Andeutung. Dann schob Gabriel sich die

Kapuze auf den Kopf und stieg aus dem Wagen. Ehe er die Tür zuschlug, blickte er Byrne mit seinen jungen, alten Augen an. »John's ist auch gut«, sagte er.

Im ersten Moment wusste Byrne nicht, was er meinte. *Wer ist John?* Dann fiel es ihm ein: Gabriel sprach über John's Roast Pork.

»John's? Du meinst in der Synder?«
Der Junge nickte.

»Stimmt«, sagte Byrne. »John's ist wirklich gut. Wenn du willst, können wir da mal hingehen.«

Gabriel schickte sich an, die Tür zu schließen, verharrete dann aber und dachte nach. Schließlich beugte er sich in den Wagen, als wollte er Byrne ein Geheimnis anvertrauen. Byrne stellte

fest, dass er unwillkürlich den Atem anhielt.

»Ich weiß, dass Sie über mich Bescheid wissen«, sagte Gabriel.

»Was soll ich über dich wissen?«

»Oh, Mann.« Gabriel schüttelte den Kopf. »Die Weißen haben immer 'ne Akte, wenn sie mit mir reden.

Sozialarbeiter, Anwälte, Lehrer, Leute, die für die Stadtverwaltung arbeiten.

Leute vom Jugendamt. Die schauen alle in die Akte, bevor sie mit mir sprechen. Da muss doch *irgendwas* drinstehen.«

»Ja«, sagte Byrne und versuchte ein Lächeln zurückzuhalten. »Ein paar Dinge weiß ich.«

»Hm, es gibt da aber noch etwas, was Sie wissen sollten. Das steht allerdings

nicht in der Akte.«

»Und was ist das?«

»Er hat sich nicht weggeknallt.«

»Was soll das heißen?«, fragte Byrne.

»*Wer* hat sich nicht weggeknallt?«

Gabriel blickte die Straße in beide Richtungen hinunter und drehte sich kurz um. »Mein Bruder Terrell«, sagte er dann. »Er hat sich nicht weggeknallt, wie alle sagen.«

Nach diesen Worten schlug er die Tür zu und ging mit schnellen Schritten über eine schneebedeckte Brachfläche davon. Geschickt wich er einem ausrangierten Kühlschrank und anderem Gerümpel aus.

Kurz darauf sah Byrne nur noch den ausgebleichenen Kapuzenpullover des

Jungen, dann war Gabriel Hightower verschwunden.



Abends machte Byrne sich ein Fertiggericht in der Mikrowelle warm: Hühnchen, für seinen Geschmack zu süß, mit faden Erbsenschoten. Nach dem Essen wurde er unruhig und verließ das Haus. Er fuhr zum American Pub im Centre Square Building. Ein freier Tag warf ihn jedes Mal regelrecht aus der Bahn. Oft arbeitete er sieben, acht Tage hintereinander. Hinzu kamen die unvermeidlichen Überstunden, die der Job als Detective bei der

Mordkommission des Philadelphia Police Departments verlangte. Wenn er dann endlich mal Zeit hatte, auszuschlafen, zu lesen oder die Wäsche zu waschen, wurde er nervös und interessierte sich mehr für seine aktuellen Fälle als für das Entspannen. Byrne gab es nicht gerne zu, aber der Job war sein Leben. Er war mit Herz und Seele Polizist.

An diesem Abend fragte er sich, ob sich in einem aktuellen Fall bereits Zeugen gemeldet hatten.

Gegen halb zwölf verließ er den Pub. Anstatt nach Hause zu fahren, fuhr er Richtung Norden.



Am frühen Abend hatte Byrne im Büro angerufen und ein paar Informationen darüber erhalten, was Gabriels Bruder Terrell zugestoßen war.

Nach dem Tod ihrer Mutter waren die beiden Jungen bei zwei verschiedenen Pflegefamilien untergebracht worden. Terrell, der die Central Highschool besucht hatte, war dem Vernehmen nach ein guter Schüler gewesen, wenngleich er unter Hyperaktivitätsstörungen gelitten hatte – ein Begriff, der zu der Zeit allerdings kaum benutzt worden war.

Mit fünfzehn fand Terrell ein Ventil für seine nervöse Energie: die Leichtathletik. Nachdem er eine volle Saison trainiert hatte, war er ein

Klassesprinter über die 100 und 200 Meter, gefürchtet von der Konkurrenz. In seinem zweiten Jahr auf der Highschool gewann er sämtliche Titel in Philadelphia, im dritten Jahr führte er seine Mannschaft bei den Landesmeisterschaften zum Sieg. Sogar von der fernen University of California in Los Angeles kamen Scouts, um das Talent zu beobachten.

Eines Abends, als Terrell die Werkstatt fegte – er jobbte in Teilzeit bei einer Autolackiererei –, kamen zwei Männer herein. Sie feuerten auf den Besitzer James DuBois und schossen Terrell zwei Kugeln in den Bauch. DuBois war auf der Stelle tot. Terrell wurde mit dem Rettungswagen ins

Jefferson Hospital gebracht. Nach vier Stunden galt sein Zustand wieder als stabil.

Die Polizei nahm die Ermittlungen auf. Wie nicht anders zu erwarten, hatten die Nachbarn nichts gesehen und gehört. Noch ein Phantomkiller in Philadelphia.

Doch es kursierte das Gerücht, dass ein Drogendealer namens DeRon Wilson aus North Philly den Anschlag aus Rache verübt hatte, weil Terrell seiner Gang nicht beitreten wollte. Dadurch fühlte Wilson sich in seiner Ehre gekränkt.

Eine Woche später wurde Terrell im Rollstuhl aus dem Jefferson Hospital entlassen. Er ging wieder zur Schule, war aber nicht mehr mit dem Herzen

dabei, denn seine Sprinterkarriere war zu Ende, bevor sie richtig angefangen hatte. Zwar konnte er mithilfe eines Stocks wieder gehen, doch sein Traum von einem Sportstipendium löste sich in Wohlgefallen auf.

Nach der Highschool arbeitete Terrell kurzfristig als Mechaniker in Camden und nahm später andere Jobs an, hielt es aber bei keinem lange aus. Auf Niedriglohnjobs folgte die Erwerbsunfähigkeit.

Dann kamen die Drogen.

Kurz nach Mitternacht an seinem neunzehnten Geburtstag steckte Terrell Hightower sich den Lauf einer 9-mm-Pistole in den Mund und drückte ab. An seinem Hals hingen zwei Dutzend

Medaillen, die er bei Wettkämpfen im Südosten Pennsylvanias gewonnen hatte.

Mit diesen Bildern im Kopf hielt Byrne an der Ecke Dritte und Indiana. Er wusste, dass man ihn von allen Seiten sehen konnte und dass er bereits entdeckt worden war. Er wollte gesehen werden.

Byrne griff ins Handschuhfach, nahm einen 38er-Colt-Revolver heraus und überprüfte die Trommel.

In dieser Stadt war man entweder der Jäger oder der Gejagte, wie in allen Städten.

Byrne legte die Waffe auf den Beifahrersitz. Ein Satz ging ihm nicht aus dem Kopf:

Terrell hat sich nicht weggeknallt, wie alle sagen.

3.

Ein eisiger Luftzug fegt durch den Keller. Der junge Mann sitzt steif auf einem Holzstuhl. Er ist nackt: Adam, der in diesen trostlosen, kalten Garten Eden verbannt wurde. Unzählige flüsternde Stimmen sind hier zu hören, das letzte Flehen der Treulosen.

Er ist schon den ganzen Tag hier.

Sie mustert ihn und sieht die Knochen unter seiner Haut. Es ist der Augenblick, auf den sie ihr Leben lang gewartet hat. In ihren Fingerspitzen lebt nun eine alte Magie, eine Macht, die ihr Gewalt über Diebe, Wüstlinge und Wucherer verleiht.

»Es ist Zeit«, sagt sie.

Der junge Mann bricht in Tränen aus.

»Du musst ihm sagen, was du gesagt hast. Wort für Wort. Ich möchte, dass du genau nachdenkst. Es ist sehr wichtig.«

»Ich ... ich erinnere mich nicht«, sagt der junge Mann.

Sie geht zu ihm, legt ihm einen Finger unter das Kinn, blickt ihm in die Augen. »Möchtest du, dass ich dir sage, was du gesagt hast?«

Der junge Mann nickt. »Ja.«

»Du hast gesagt: ›Ich würde alles tun, damit ich kein Aids bekomme. Dafür würde ich sogar dem Teufel meine Seele verkaufen.««

Er antwortet nicht. Sie erwartet auch keine Antwort.

Der junge Mann späht auf den Durchgang zu dem anderen Raum. »Ich kann ihn nicht ansehen. Wenn es geschieht, kann ich ihn nicht ansehen.«

Sie zieht ihren Mantel aus, faltet ihn behutsam und legt ihn auf die Altardecke auf dem Boden.

»Dein Name hat in der Bibel eine Bedeutung«, sagt sie. »Weißt du das?«

Er schüttelt den Kopf. »Nein.«

»Dein Name bedeutet: ›Gott ist mein Richter.« Sie greift in die Tasche, zieht die Spritze heraus und bereitet sie vor. »Nach den Worten der Bibel wurde Daniel nach Babylon gebracht. Es heißt, dass er Träume deuten konnte.«

Als ein paar Sekunden später die ersten Blutstropfen auf den Boden fallen so wie an jenem schrecklichen Tag in Golgatha, weiß sie, dass man die Schreie der ungehorsamen Kinder bald in der Stadt hören wird.

Jeder Schwur muss eingehalten werden.

Der Teufel ist nach Philadelphia zurückgekehrt.

4.

Reiß dich zusammen, Jess, sonst stirbst du hier und jetzt.

Detective Jessica Balzano hob den Blick. In den Augen des Fleischberges, der weniger als drei Meter von ihr entfernt stand, loderte die reinste Form der Bösartigkeit, die sie je gesehen hatte, und Jessica hatte schon eine Menge gesehen. Während ihrer Dienstjahre beim Philadelphia Police Department musste sie es mit Gangstern und Psychopathen jeder Art aufnehmen und gegen Männer kämpfen, die doppelt so viel wogen und dreimal so kräftig waren wie sie. Jessica ging stets als

Siegerin aus diesen Kämpfen hervor.

Wie das möglich war? Es lag an der Kombination aus Wendigkeit, Schnelligkeit, einem ausgezeichneten peripheren Sehvermögen und der angeborenen Fähigkeit, die nächste Bewegung des anderen vorauszuahnen. Dieses Talent hatte Jessica auf den Straßen, in Uniform und bei der Mordkommission stets gute Dienste erwiesen.

Heute nicht. Wenn sie sich jetzt nicht zusammenriss, und zwar schnell, war sie tot.

Die Glocke ertönte.

»Mach schon«, sagte Joe. »Zeig noch mal, was du draufhast.«

Jessica stand in Joe Hands Boxklub in

der Dritten Straße in Northern Liberties im Ring. Die letzte der drei Runden eines Trainingsfights begann. Jessica trainierte für einen bevorstehenden Schaukampf beim jährlichen Boxturnier des Polizeisportvereins.

Ihre heutige Gegnerin war eine Neunzehnjährige namens Valentine Rhames, die im Rock Ministry Boxing Club in der Kensington Avenue boxte.

Jessica war keine Expertin, ging aber davon aus, dass Mädchen wie Valentine keinen Bizepsumfang von fünfunddreißig Zentimetern und Schultern wie ein Raubritter haben sollten, von den riesigen Fäusten ganz zu schweigen. Diese Frau aber war gebaut wie Schwarzenegger.

Der bevorstehende Schaukampf wurde ausgetragen, um Geld für die Jugendarbeit des Polizeisportvereins zu sammeln – eine karitative Sache, eine Sache des *Herzens*, verdammt noch mal, da sollte doch niemand verletzt oder gar totgeschlagen werden. Doch kaum war das Läuten der Glocke verklungen, das die dritte Runde einläutete, stürmte Valentine durch den Ring, und es sah ganz so aus, als hätte sie nichts davon mitbekommen.

Jessica wich dem Angriff mühelos aus. Obwohl der Kopfschutz ihr Gesichtsfeld seitlich begrenzte, gelang es ihr, eine kräftige Rechte auf Valentines Kopfseite zu landen. Ein verbotener Schlag, wenn man es mit den

Regeln genau nahm, aber darüber würde Jessica später nachdenken. Fall es ein Später für sie gab.

Zwei Minuten später ertönte die Glocke erneut. Der Kampf war zu Ende, und Jessica lebte noch. Sie war schweißüberströmt und hatte Schmerzen am ganzen Körper.

Frisch wie der junge Morgen fiel ihre Gegnerin ihr um den Hals und rief:
»Danke für das Training, Ma'am!«

Ma'am?

Jessica hätte Valentine am liebsten aus dem Ring geprügelt, nur hatte sie gerade erst genau diese Möglichkeit gehabt und kläglich versagt.

Ma'am.



Jessica und Vincent Balzano verbrachten die ersten acht Jahre ihrer Ehe mit einem Kind. Lange Zeit glaubte Jessica, dass es bei diesem einen Kind bleiben würde.

Drei Jahre lang versuchte Jessica, schwanger zu werden, sprach mehrmals mit ihrem Hausarzt, las fast jedes Buch über dieses Thema und konnte sich eben noch zurückhalten, einen Spezialisten für künstliche Befruchtungen aufzusuchen.

Und dann geschah im letzten Jahr ein Wunder. Sie adoptierten einen zweijährigen Jungen namens Carlos, und für beide begann ein neues Leben.

Zu Jessicas Verwunderung verdoppelte sich durch das zweite Kind

nicht die Verantwortung als Mutter, sie vervierfachte sich. Irgendwie war es vier Mal so viel Arbeit und erforderte vier Mal so viel Organisation, Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme. Jessica dachte noch immer über ein zweites Baby nach, obwohl sie im Laufe des Jahres an diesem Wunsch zu zweifeln begann. Sie war mit nur einem Bruder in einer kleinen Familie aufgewachsen – klein nach den Maßstäben einer katholischen Familie mit italienischen Wurzeln in South Philly. Deshalb waren ein Junge und ein Mädchen mit einem Altersunterschied von ein paar Jahren genau richtig.

Dennoch wünschte Jessica sich noch ein Kind.

Vor einem Jahr waren sie aus Lexington Park im Nordosten der Stadt zurück nach Süd-Philadelphia gezogen, in die Gegend, in der Jessica aufgewachsen war. Der Umzug brachte eine Reihe von Vorteilen. Sie wohnten nur einen Block von Sophies Schule entfernt, der Sacred Heart of Jesus, und bis zum italienischen Markt war es auch nicht weit. Das bedeutete Brot von Sarcone's, Sfogliatelle und Cannoli von Termini's, Käse von DiBruno's.

Als Jessica heute Morgen die Müslischalen auf den Tisch stellte, stürmte ihr Ehemann in die Küche. Im Nu hatte er sich einen Power-Riegel geschnappt, schüttete den Kaffee in seinen Trinkbecher für unterwegs und

warf sich den Mantel über. Er küsste Jessica auf die Wange, sagte: »Ich liebe dich, mein Schatz«, und verschwand durch die Tür.

Jessica trank einen Schluck Kaffee und schaute aus dem Fenster. Als sie ihren Mann beobachtete, wie er die Straße überquerte und in seinen geliebten restaurierten Pontiac Trans Am stieg, überlegte sie, welche Botschaften in diesem »Ich liebe dich, mein Schatz« steckten. Oberflächlich betrachtet bedeutete die Aussage, dass er sie liebte, und diese Worte konnte sie gar nicht oft genug hören. Doch es versteckte sich noch mehr hinter der Botschaft: Für meine kleine Bekundung der Zuneigung machst *du* das Frühstück, *du* ziehst beide

Kinder an, *du* machst ihnen Sandwiches, schließt das Haus ab und bringst sie zur Schule und zur Vorschule. Dann sieh zu, dass du pünktlich zur Arbeit kommst und deinen Job vernünftig machst, der mindestens genauso anstrengend ist wie meiner, manchmal sogar noch anstrengender.

Ich liebe dich, mein Schatz.

Vincent Balzano war ein tüchtiger Cop. Das war einer der Gründe, weshalb er zu den gefürchtetsten und angesehensten Detectives des Drogendezernats Nord gehörte. Vincent konnte einen Zeugen so geschickt vernehmen, dass der munter drauflosplauderte und gar nicht bemerkte, dass er längst als

Verdächtiger galt. Jessica kannte alle Tricks ihres Mannes, und Vincent kam mit seinem italienischen Charme und seinem guten Aussehen meistens durch, weil sie es zuließ.

Als das Frühstück mehr oder weniger beendet war, brachte Jessica ruck, zuck die Küche in Ordnung, stellte das Geschirr in die Spüle und wischte über die Arbeitsflächen. Sophie und Carlos saßen am Tisch. Sie hatten noch ein paar Minuten Zeit, bevor sie aufbrechen mussten.

»He«, sagte Sophie zu ihrem kleinen Bruder. »Weißt du noch, wie das Spiel geht?«

Carlos nickte. Der Dreijährige lernte gerade, sich selbst zu kämmen und einen

Scheitel zu ziehen, worauf er größten Wert legte, denn er war eitel. An diesem Tag jedoch war sogar der gewundene Schuylkill River im Vergleich zu seinem Scheitel ein kerzengerader Fluss.

»Okay.« Sophie ballte die rechte Hand zur Faust und hielt sie vor den Oberkörper. »Das ist ein Stein.«

Carlos machte es seiner Schwester nach und ballte seine kleine Faust.

»Stein.«

Sophie streckte die Hand aus und richtete die Handfläche nach unten. »Das ist Papier.«

»Papier.« Carlos streckte die rechte Hand mit der Handfläche nach oben aus, korrigierte sich dann und hielt sie nach unten.

Sophie bildete mit Zeige- und Mittelfinger ein V. »Und das ist die Schere.«

Carlos folgte wieder ihrem Beispiel.
»Schere.«

»Okay. Weißt du noch, was was schlägt?«

Carlos nickte.

»Sollen wir anfangen?«, fragte Sophie.

»Ja.«

Sophie versteckte die rechte Hand hinter dem Rücken, und Carlos tat es ihr gleich. »Eins, zwei, *drei*«, sagte Sophie und streckte die geballte Faust vor.
»Stein!«

Carlos streckte ebenfalls die Hand aus, mit gespreiztem Zeigefinger und

Daumen, und rief: »Pistole!«

Sophie verdrehte die Augen. Ihr Blick schweifte von ihrer Mutter zurück zu ihrem Bruder. »Pistole gibt's nicht, Carlos.«

»Nein?«

»Nein. Das Spiel heißt ›Stein, Papier, Schere‹.«

Carlos kicherte.

Sophie warf Jessica einen weiteren Blick zu. Jessica zuckte mit den Schultern.

»Jungs«, sagte Sophie.



Das Roundhouse, das

Verwaltungsgebäude des Philadelphia Police Departments, lag an der Ecke Achte und Race Street. Als Jessica um kurz nach acht das Gebäude betrat, herrschte bereits reges Treiben. Zum Glück hatte das Summen in ihren Ohren aufgehört. Vermutlich würde es wieder anfangen, sobald sie in den Ring stieg – also in den nächsten Tagen. Sie gab es nicht gerne zu, aber sie erholte sich nicht mehr so schnell wie noch vor ein paar Jahren.

Dennoch hatte sie sich gegen eine durchtrainierte Neunzehnjährige nicht schlecht geschlagen und nur ein paar blaue Flecken davongetragen. Das heißt, ihr tat die rechte Seite weh, wenn sie tief Luft holte, aber sonst ...

Vielleicht wurde sie doch zu alt für diesen Sport.



Bei der Mordkommission arbeiteten neunzig Detectives in drei Schichten. Die Mordrate in Philadelphia war in den letzten Jahren gesunken, nicht aber die der Gewalttaten. Dank neuer Traumazentren in den Städten konnte die Zahl der Todesopfer jedoch gesenkt werden. Opfer, die in der Vergangenheit möglicherweise gestorben wären, wurden nun schneller notfallmäßig versorgt. Die Tötung eines Menschen war schließlich nichts anderes als eine

schwere Körperverletzung mit tödlichen Folgen.

Der heilige Michael, der Schutzpatron der Polizei, musste wohl Einsehen mit Jessica und Byrne gehabt haben, die an drei ungelösten Fällen gearbeitet hatten. Jetzt saßen drei Verdächtige in Untersuchungshaft, und in den nächsten beiden Wochen waren in allen Fällen Vorverhandlungen angesetzt.

In diesem glorreichen Augenblick hatten Jessica und Byrne praktisch alle anstehenden Arbeiten erledigt.

In den meisten Berufen war es eine gute Sache, einen leeren Schreibtisch zu haben, weil man dann ein reines Gewissen haben konnte, wenn das Gehalt überwiesen wurde. Für einen

Detective der Mordkommission jedoch bedeutete es, dass man den nächsten Fall übernehmen musste. Wenn in der Stadt der Brüderlichen Liebe in den nächsten Minuten jemand eine Schusswaffe, ein Messer oder einen Knüppel in die Hand nahm und einem anderen Menschen Gewalt antat, war es ihre Aufgabe, in diesem Fall zu ermitteln. Dann musste Jessica dafür sorgen, dass der Schuldige geschnappt und vor Gericht gestellt wurde, und dass man die Angehörigen des Opfers unterrichtete. Sie musste versuchen, ihnen Trost zu spenden und alles tun, damit ihnen in ihrem Schmerz und ihrer Wut nicht die Sicherungen durchbrannten.

Mit diesen Gedanken setzte Jessica

sich an den Computer. In einem ihrer Fälle ging es um einen Doppelmord in Juniata Park. Laut Zeugenaussagen war am Tatort ein zweiter Mann mit einer Waffe in der Hand beobachtet worden, doch die Kriminaltechniker konnten lediglich den Einsatz einer einzigen Waffe nachweisen. Da Jessica nur eine grobe Beschreibung des zweiten Verdächtigen vorlag, beschloss sie, mit den Komplizen des Mannes zu beginnen, der in Untersuchungshaft saß. Sie scrollte durch die Verbrecherdatei und schaute sich immer sechs Fotos auf einmal an. Keiner von den Typen kam als zweiter Täter infrage.

Nach ein paar Minuten erfolgloser Recherche in der Verbrecherdatei

klingelte das Telefon auf Jessicas Schreibtisch. Sehnsüchtig starrte sie auf den Spinat-Wrap mit Ei und Schinken. Sie hatte noch nicht einmal hineingebissen.

Wenn der Anruf einen neuen Fall einläutete, musste sie ihn übernehmen. Jessica hob den Hörer ab und drückte auf die Taste, um das Gespräch anzunehmen.

»Mordkommission. Balzano.«

Zuerst hörte sie nur ein leises Rauschen wie bei einem Regenschauer.

Jessica wartete. Und wartete. Nichts.

»Hier ist die Mordkommission, Detective Balzano.«

»Ein Gott«, sagte der Anrufer.

Er flüsterte so leise, dass Jessica nicht

heraushören konnte, ob es ein Mann oder eine Frau war.

»Wie bitte?«, sagte Jessica. »Könnten Sie ein bisschen lauter sprechen?«

»Sieben Kirchen.«

Es hörte sich an, als hätte der Anrufer »sieben Kirchen« gesagt. »Es tut mir leid, ich verstehe nichts. Rufen Sie wegen eines Falles an?«

Ein paar Sekunden lang schwieg der Anrufer. Jessica wollte schon auflegen, als sie wieder etwas hörte:

»Sie finden den Ersten von den Toten an der Ecke Amber und Cumberland.«

Ein Toter. Der Erste von den Toten. Das weckte Jessicas Aufmerksamkeit.

Sie nahm ihr Notizheft und begann zu schreiben. »Ecke Amber und

Cumberland, haben Sie gesagt?« Korrekt hätte es heißen müssen Cumberland Street Ost, aber das sagte kein Mensch. Jessica nahm an, dass sie mit jemandem sprach, der in Philadelphia zu Hause war. Aber nicht unbedingt.

»Unter der Taube«, flüsterte der Anrufer.

»Okay. Die Taube. Hab verstanden. Wir überprüfen das. Inzwischen könnten Sie ...«

»Wir werden nicht noch einmal miteinander sprechen.«

Mit diesen Worten legte der Anrufer auf.

Jessica hielt den Hörer noch einen Moment in der Hand und versuchte zu verdauen, was sie gerade gehört hatte.

War das ein schlechter Scherz?

Vielleicht ja, vielleicht auch nicht. Die Spinner riefen normalerweise beim Notruf an. Dieser Anrufer hatte ihre direkte Durchwahl gewählt.

Der Erste von den Toten.

Jessica legte auf.

Plötzlich stand sie einer ganz neuen Situation gegenüber.

Die Mordkommission des Philadelphia Police Departments hatte die Aufgabe, in jedem verdächtigen Todesfall außerhalb eines Krankenhauses oder Hospizes zu ermitteln. Manchmal stellte sich dann heraus, dass es sich um Selbstmord oder um einen schlechten Scherz handelte. Jessica hatte beides schon häufig erlebt.

Sie überlegte einen Moment, ob sie Dana Westbrook, ihre Vorgesetzte, informieren sollte. Schließlich hatte der Unbekannte sich nicht beim Notruf gemeldet, sondern bei der Mordkommission.

Jessica hatte keine andere Wahl. Als sie zum Büro von Sergeant Westbrook ging, vergaß sie ihren Spinat-Wrap von Così, der mittlerweile bestimmt kalt geworden war.



»Und Sie haben nicht herausgehört, ob es ein Mann oder eine Frau war?«

»Nein«, sagte Jessica. »Der Anrufer

hat geflüstert.«

»Was hat er gesagt?«

Dana Westbrook war Anfang fünfzig, eine fitte, durchtrainierte, clevere Frau. Obwohl die eins fünfundsiebzig große Jessica ihre Vorgesetzte um fast zehn Zentimeter überragte, konnte man Dana Westbrook nicht als klein bezeichnen. Und Gott stehe jedem bei, der sie verärgerte oder seine Arbeit nicht anständig machte.

Frauen, die bei Polizeibehörden arbeiteten, egal, wo auf der Welt, wussten, dass sie doppelt so hart arbeiten mussten wie Männer, wenn sie eine Uniform trugen. Das war eine unumstößliche Tatsache. Wenn sie in leitender Position tätig waren, mussten

sie in noch stärkerem Maße zeigen, was in ihnen steckte. Jessica beneidete Dana Westbrook nicht um ihren Posten, den sie auch niemals anstreben würde. Die Arbeit als Detective war hart genug.

Jessica blätterte in ihrem Notizheft.

»Der Anrufer hat ›ein Gott‹ gesagt, und dann irgendwas über ›sieben Kirchen‹.«

»Sieben Kirchen?«

»Ja.«

»Irgendeine Ahnung, was das bedeuten soll?«

»Nein.«

Westbrook dachte kurz nach und spielte mit ihrem Stift. »Kennen Sie die Kreuzung? Könnte es mit einer laufenden Ermittlung zu tun haben?«

Daran hatte Jessica natürlich auch

schon gedacht, es aber nicht angesprochen, weil sie keine Lust hatte, der Sache nachzugehen. »Nicht, dass ich wüsste, Sergeant.«

»Und das andere, was er gesagt hat? Der ›Erste von den Toten‹?«

»»Der Erste von den Toten«. Und dann: ›Wir werden nicht noch einmal miteinander sprechen.««

»»Wir werden nicht noch einmal miteinander sprechen«. Hat er das genau so gesagt? Hat er nicht gesagt: ›Wir sprechen nicht noch einmal miteinander‹?«

Scheiße, dachte Jessica. Sie führte sich alle Fakten vor Augen und versuchte, die Sache aus der Perspektive ihrer Vorgesetzten zu betrachten. Es sah

ganz so aus, als würde sie dem Anruf nachgehen müssen, ob es ihr gefiel oder nicht.

Westbrook schaute einen Moment aus dem Fenster, während sie den Stift zwischen den Fingern hielt und ihn von einer Seite auf die andere schwenkte. Jessica erinnerte diese Bewegung der Finger an eine Technik der Cheerleader. Sie hatte nie den Mut gehabt, Dana Westbrook – diese knallharte Frau, die in der Elitetruppe der Marines und bei der Operation Desert Storm gekämpft hatte –, zu fragen, ob sie jemals Cheerleader gewesen war.

»Überprüfen Sie die Sache«, sagte Westbrook. »Wenn nichts dahintersteckt, betrachten Sie es als kleinen Ausflug

nach Kensington. Ich habe gehört, da soll es um diese Zeit sehr schön sein.«

Jessica lächelte. Westbrook war ihren Untergebenen gegenüber stets loyal und hatte immer einen Scherz auf den Lippen. »Alles klar, Sergeant.«

Zehn Minuten später verließ Jessica das Büro und nahm ihren Mantel, die Autoschlüssel und ein Funkgerät von der Ladestation. Am Schreibtisch der Sekretärin blieb sie kurz stehen. Sie schrieb den Ort und die Information über die Taube auf ein leeres Blatt ihres Notizhefts, riss es heraus und reichte es der Sekretärin. »Schicken Sie bitte einen Streifenwagen zu dieser Adresse«, sagte sie. »Könnte etwas sein.«

Auf dem Weg zum Aufzug lief sie

Kevin Byrne in die Arme.



Als sie gemeinsam nach Kensington fahren, informierte Jessica ihren Partner über die Einzelheiten des Anrufs.

»Hat es sich nach dem Hilferuf eines Selbstmörders angehört?«, fragte Byrne.

»Schon möglich. Aber warum ruft er bei der Mordkommission an? Warum nicht die Hotline für Suizidgefährdete?«

»Was ist so dramatisch daran, dass er die Polizei anruft?«

Da hatte er auch wieder recht.

»Aber er hat die direkte Durchwahl der Mordkommission gewählt«, gab

Jessica zu bedenken.

»Nicht gut«, sagte Byrne.

»Gar nicht gut.«

Die Durchwahlnummern der Mordkommission waren nirgendwo veröffentlicht – in keiner Broschüre, keinem Branchenverzeichnis und mit Sicherheit in keinem Telefonbuch. Wenn jemand eine dieser Durchwahlnummern kannte, musste er eine Visitenkarte haben, auf der die Nummer stand. Normalerweise gingen alle Anrufe über die Zentrale.

»Und du hast die Stimme nicht erkannt?«, fragte Byrne.

»Nein. Allerdings habe ich auch nicht viel davon gehört. Der Anrufer hat geflüstert.«

»Und wie hat er sich ausgedrückt?

›Der Erste von den Toten‹?«

»Ja.«

»Auch nicht gut.«

»Wer zum Teufel sagt ›von den Toten‹?«

Es war eine rhetorische Frage. Keiner der beiden wollte es wirklich wissen.

»Hat der Anrufer deinen Namen genannt?«, fragte Byrne.

Jessica erinnerte sich nicht genau. Im Gegensatz zu Anrufen beim Notruf 911 wurden Telefonate mit der Mordkommission nicht automatisch aufgezeichnet und gespeichert. Deshalb hatten sie keinen Mitschnitt. »Nein. Ich glaube nicht.«

»Hast du Geräusche im Hintergrund

gehört? Fernsehen? Radio?

Irgendwelche Musik?«

»Nein«, sagte Jessica. »Ich habe auch nicht besonders darauf geachtet. Der Anruf kam wie aus heiterem Himmel.«

Byrne schwieg einen Augenblick, um die Informationen zu verarbeiten.

»Ach ja, ich hab ganz vergessen, dich zu fragen. Hast du eigentlich diese Sache mit den Philly Brothers übernommen?«, fragte Jessica.

Byrne antwortete nicht sofort. Jessica kannte ihren Partner schon eine Weile und wusste, dass es nur ein Teil der Geschichte war, was sie gleich hören würde. Sie wusste auch, dass Byrne ihr alles erzählen würde, wenn er bereit dazu war.

»Ja«, sagte er. »Hab ich.«

»Und?«

»Lief ganz gut, glaube ich. Gabriel ist elf. Ich hatte das Gefühl, mit einem außerirdischen Wesen zu sprechen.«

»Was hat er für einen Hintergrund?«

»Seinen Vater kannte er gar nicht, die Mutter ging auf den Strich und erfror mit einer Überdosis. Gabriels älterer Bruder hat sich eine Knarre in den Mund gesteckt.«

»Mein Gott.«

»Keine Tattoos und keine Narben«, sagte Byrne. »Jedenfalls habe ich keine gesehen.«

»Meinst du, er ist gefährdet?«

»Heutzutage sind sie *alle* gefährdet. Bei Gabriel weiß ich es nicht genau. Er

scheint clever zu sein, aber das war nur mein erster Eindruck. Ich glaube, er hat in der ganzen Zeit, als wir zusammen waren, keine fünfzig Worte gesprochen.«

»Triffst du dich noch mal mit ihm?«

Byrne zögerte. Jetzt würde er ihr wieder nur eine halbe Geschichte präsentieren. »Als ich das Thema angesprochen habe, hat er vor sich hin gestarrt. Ich rufe ihn auf jeden Fall an und werde es versuchen.«

An einer Ampel Ecke Achte und Spring Garden hielten sie an. Ein eisiger Wind fegte über den Wagen hinweg. Jessica stellte die Heizung höher.

»Andererseits«, fuhr Byrne fort, »bin ich wahrscheinlich nicht der ideale Philly Brother. Ein großer weißer Cop

mittleren Alters. Ich glaube nicht, dass der Junge mir in absehbarer Zeit sein Herz ausschüttet.«

»Was redest du da? Du bist ein ganz toller Typ.«

»Stimmt genau.«

»Ja, bist du. Ich hab gehört, dass das *Philadelphia Magazine* wieder den attraktivsten Junggesellen in Philadelphia sucht. Ich werde dich vorschlagen.«

Byrne lächelte. »Wirst du nicht.«

»Oh doch.«

»Vergiss nicht zu sagen, dass ich in einer Dreizimmerwohnung lebe und meine Socken und Unterwäsche in einem Aktenschrank aufbewahre.«

»Vor deinem Haus wird sich eine

ganze Horde wilder Weiber versammeln. Ich sehe jetzt schon, dass die Kollegen von der Streife die Menge kaum noch bändigen können.«

»Und vergiss nicht, den Leuten von der Zeitung zu sagen, dass ich mal den Zitronenreiniger mit meinem Deo verwechselt habe.«

Jessica lachte. »Ist mir an dem Tag gleich aufgefallen, dass du wie ein ganzer Zitronenhain riechst.«



Kensington lag im Nordosten der Stadt. Hier gab es früher eine florierende Schiffsbauindustrie, ehe sich Fabriken

und Holz verarbeitende Betriebe ansiedelten. Als diese Betriebe schlossen, brachen für Kensington harte Zeiten an. Schon bald gehörte es zu den größten Problemvierteln der Stadt, in dem Verfall und Trostlosigkeit herrschten. Noch immer kämpfte Kensington darum, wieder auf die Beine zu kommen.

Da die Amber Street eine Einbahnstraße war, fuhren Jessica und Byrne zuerst zur York Street und dann zurück. Als sie sich der Adresse näherten, sah Jessica einen Streifenwagen mit flackerndem Blaulicht in der Amber stehen. Je länger das Blaulicht blinkte, desto mehr Menschen wurden in einer Straße wie dieser aus

den Häusern gelockt. Doch die Einsatzkräfte konnten keine Menschenmenge gebrauchen.

Ehe Jessica aus dem Wagen stieg, betrachtete sie das Haus. Es war ein freistehendes, zweistöckiges Gebäude aus Buntsandstein, wie es sie in Kensington zu Dutzenden gab. Die beiden Fenster auf der Vorderseite waren mit Brettern vernagelt. Rechter Hand verlief eine kleine Gasse. Über dem Eingang befand sich ein kleiner Glockenturm.

Jessica und Byrne stiegen aus, überquerten die Straße und befestigten die Dienstmarken an ihren Mänteln. Ehe sie den Bürgersteig auf der anderen Seite erreichten, stieß Byrne seine Partnerin an und wies mit dem Kopf zu

der hohen Mauer eines alten Lagerhauses neben dem Backsteinbau. Jemand hatte eine große graue Taube, die auf einem Olivenzweig saß, auf diese Mauer gemalt.

Augenblicklich fielen Jessica die Worte des Anrufers ein: *Sie finden den Ersten von den Toten Ecke Amber und Cumberland. Unter der Taube.*

Die junge Streifenbeamtin, eine Latina Mitte zwanzig, ging neben ihrem Wagen nervös auf und ab. Als Jessica die Augen der jungen Frau sah, wusste sie sofort, dass etwas nicht stimmte. Die Frau sah aus, als hätte sie ein Ungeheuer gesehen.

Auf ihrem Namensschild stand P/O A. MARTINEZ.

»Guten Morgen«, sagte Byrne.

»Guten Morgen, Sir.«

»Was können Sie mir sagen?«

Police Officer Martinez atmete tief ein und aus. Kleine weiße Wölkchen bildeten sich in der frostigen Luft. Martinez zeigte auf das Haus hinter sich und erklärte, sie habe den Anruf entgegengenommen und die Gasse abgesucht, aber nichts gefunden. Erst als sie sich an die Information »unter der Taube« erinnerte, habe sie das Bild auf der Mauer entdeckt und festgestellt, dass die Tür einen Spalt offen stand.

»Im Keller habe ich einen Mann gefunden«, berichtete Martinez. »Ein Weißer, Mitte zwanzig.« Sie schauderte. »Da ist viel Blut geflossen, sehr viel

Blut.«

Jessica und Byrne wechselten einen Blick. Also war der Anrufer doch kein Spinner gewesen.

»Der Mann war tot?«, fragte Byrne.

»Ja, Sir.«

»Haben Sie den Puls überprüft?«

Die Streifenbeamtin schaute überallhin, nur nicht zu Byrne. »Nein, Sir. Aber er ist ...«

»Sie wissen nicht genau, ob der Mann tot ist?«

Martinez zögerte. »Nein, Sir. Aber da ist ...«

»Haben Sie Verstärkung angefordert und das Gebäude überprüft?«

Martinez räusperte sich. »Ich habe den Keller überprüft.«

»Alleine?«

Die junge Frau sah aus, als wäre sie kurz davor, ihre Dienstmarke zurückzugeben. Byrne legte ihr tröstend eine Hand auf die Schulter. »Schon okay. Wo genau liegt die Leiche?«

Martinez riss sich zusammen. »Unter der Treppe. Die Kellertreppe runter und dann rechts.«

Byrne zeigte auf die Tür. »Haben Sie das Haus durch diese Tür betreten?«

»Ja, Sir.« Martinez nickte.

»Haben Sie sich zu erkennen gegeben?«

»Ja.«

Byrne blickte zu dem Haus. Es war eines der typischen kleinen, zu einem Geschäftshaus umgebauten Gebäude mit

einer Fläche von vermutlich knapp zweihundert Quadratmetern. »Rufen Sie zwei weitere Streifenwagen hierher, Officer«, wies er Martinez an. »Und machen Sie das Blaulicht aus.«

»Jawohl, Sir«, sagte Martinez verlegen, ging zu ihrem Streifenwagen und stellte das Blaulicht ab. Dann drückte sie auf das Mikro an ihrer Schulter. Wäre sie schon länger bei der Polizei gewesen, hätte sie sofort Verstärkung an den Tatort ihres vermutlich ersten Mordfalles gerufen.

Ein paar Minuten später traf der zweite Streifenwagen ein. Die Besatzung war seit Jahren dabei; Jessica und Byrne hatten schon mehrmals mit ihnen zusammengearbeitet. Byrne forderte die

Beamten auf, das Erdgeschoss, den ersten Stock und den Turm des Gebäudes zu überprüfen.

Als die beiden Polizisten das Erdgeschoss gecheckt hatten und mit der Überprüfung des ersten Stocks und des Turms begannen, stiegen Jessica und Byrne die verfallene Betontreppe hinauf und betraten das Haus. Jessica ließ den Strahl ihrer Maglite über den Türrahmen gleiten. Das Holz um das Schloss herum war vor Kurzem abgesplittert. Wahrscheinlich hatte der Täter das Haus durch diese Tür betreten.

Das Erdgeschoss bestand aus einem großen, quadratischen Raum mit einer dilettantisch eingezogenen Trennwand in der Mitte. Die einst großen Fenster auf

beiden Seiten waren schon vor langer Zeit zugemauert worden. Tageslicht fiel nur noch durch zwei kleine Fenster im oberen Teil der hinteren Wand. Auf die Zwischenwand in der Mitte hatte jemand ein mittlerweile verblasstes Bild gemalt, ein von Wolken umhülltes Kruzifix an einem unnatürlich blauen Himmel, das in einem himmlischen goldenen Licht erstrahlte, das sich von unten über das Kreuz ergoss.

Zwei alte Holzstühle standen sich in der Mitte des Raumes gegenüber. Auf dem umgedrehten Karton daneben lagen verbrannte Streichhölzer und kleine, verkohlte Kügelchen aus Aluminiumfolie.

Weitere Möbel gab es nicht, auch

keine Lampen. Der Fußboden war mit moderigen Zeitschriften, Zeitungen und Fast-Food-Abfällen übersät. In einer Ecke lag ein alter tragbarer Fernseher mit einem zertrümmerten Bildschirm und heraushängenden Schaltern auf der Seite.

»Der erste Stock und der Turm sind sauber«, meldete einer der Streifenpolizisten, als er die Treppe herunterkam. »Sollen wir hier im Erdgeschoss bleiben?«

»Nein«, sagte Byrne. »Sichern Sie die Vorder- und Rückseite.«

»Ja, Sir.«

Die beiden Polizisten gingen an der Eingangs- und der Hintertür in Position. Officer Martinez übernahm die Aufgabe, das Tatortprotokoll zu führen.

Der dritte Streifenwagen war gerade eben angekommen. Die beiden Officer kümmerten sich bereits darum, die Schaulustigen vom Tatort fernzuhalten. Währenddessen machten Jessica und Byrne sich bereit, das Kellergeschoss in Augenschein zu nehmen.

Sie trafen sich an der Treppe und schalteten ihre Taschenlampen ein. Jessica öffnete die Tür. Sie würde als Erste hinuntergehen. So hielten sie es immer; der heutige Tag bildete keine Ausnahme.

Sie leuchteten die Treppe mit den Taschenlampen aus. Die lautlose, beklemmende Dunkelheit unter ihnen schien das Licht zu verschlucken.

Der Keller, dachte Jessica. In vielen

Fällen war er der Hort des Schreckens.
Man gewöhnte sich nie an den Keller.

Jessica blieb stehen, umklammerte den Griff ihrer Waffe. Byrne stellte sich auf die andere Seite der Tür.

Draußen war es kalt, aber hier unten herrschten Temperaturen wie in Alaska. Ihr Atem bildete weiße Schwaden in der Luft. Trotz der Kälte spürte Jessica den warmen Schweiß auf ihrem Rücken.

Auf der obersten Treppenstufe blieb sie kurz stehen. Das alte Holz knarrte unter ihrem Gewicht. Sogar hier oben nahm Jessica den unverkennbaren metallischen Geruch des Blutes wahr.

Sie atmete tief ein, legte eine Hand auf das Geländer.

In diesem Augenblick hörten sie den

Schrei.

5.

»Polizei!«, rief Jessica. »Ist da jemand?«

Keine Antwort.

Jessica zog ihre Waffe, richtete sie nach unten in die Dunkelheit und stieg langsam die Stufen hinunter, wobei sie dem Strahl der Taschenlampe folgte und auf zerbrochene oder fehlende Bretter achtete. Auf einer Stufe lag das Plastikspielzeug eines Kindes – eine Ente, der ein Fuß fehlte und um deren Hals ein schmutziges Band gebunden war. Zwei Stufen tiefer lag eine große Kugel aus trockenem, zerrissenem Zeitungspapier, in der vermutlich eine

Mäusefamilie gewohnt hatte.

Schließlich stand Jessica auf der vorletzten Stufe. Zwei Stufen über ihr war auch Byrne stehen geblieben.

Jessica ließ den Strahl der Taschenlampe durch den Kellerraum gleiten. Die niedrige Decke hing voller Spinnweben. Der Gestank von Schimmel und Urin war ekelerregend.

Unter der Treppe, hatte Martinez gesagt. Die Kellertreppe runter und dann rechts.

In dem Moment, als Jessica die letzte Stufe hinunterstieg, hörte sie ein Geräusch aus der Finsternis. Es war nicht die Stimme eines Menschen, sondern ein schwacher, tierhafter Laut, der unter der Treppe hervorkam und

über den feuchten Boden zu kriechen schien.

Byrne legte Jessica die Hand auf die linke Schulter, um ihr wortlos mitzuteilen, dass er ihre linke Seite sichern würde.

Jessica kauerte sich hin und leuchtete den feuchten Betonboden ab. Verstreut herumliegende Essensabfälle, sauber abgenagtes, vertrocknetes Hähnchen und Rippchen. In einer Ecke lagen die Reste eines verrosteten Fahrrads, bei dem die Kette, die Räder und die Pedale fehlten. In einer anderen Ecke lag ein Stapel alter Neonröhren.

Eine Menge Blut.

Jessica hob eine Hand, zeigte nach rechts. Dann zählte sie stumm bis drei,

sprang auf und wirbelte nach rechts herum, die Waffe im Anschlag, den Zeigefinger auf dem Abzugsbügel.

Unter der Treppe saß ein junger Mann. Das, was von ihm übrig war. Er saß auf einem Holzstuhl. Seine Hände waren auf den ersten Blick nicht zu sehen; offenbar lagen sie auf dem Rücken. Über seinen Kopf und die Brust rann frisches Blut. Vor seinen Füßen standen zwei Ratten auf den Hinterbeinen und starrten mit ihren winzigen schwarzen Augen trotzig in den Lichtstrahl der Taschenlampe.

Der Mann war nackt. Seine Brust war kreuz und quer mit Stacheldraht umwickelt. Die zum Teil verrosteten Spitzen bohrten sich vom Hals bis zur Taille tief in sein Fleisch. Eine

messerscharf geschliffene Spitze in leuchtendem Silber stach unmittelbar neben der Halsschlagader in die Haut. Die Wunden dampften, als die eisige Februarluft über das warme Blut strich.

Der Mann lebte noch. Officer Martinez hätte seinen Puls überprüfen müssen, aber Jessica konnte jetzt verstehen, warum sie es nicht getan hatte.

Kevin Byrne trat an Jessicas linke Seite und richtete die Taschenlampe und seine Waffe auf den Mann, während Jessica sich umdrehte und den Blick durch den Kellerraum schweifen ließ. Es gab keine weiteren Türen und keine Nischen, in denen jemand sich hätte verstecken können.

Der Keller war leer.

Abgesehen von dem furchtbar
zugerichteten Mann vor ihnen.

Jessica verständigte über Funk die
Zentrale und forderte einen
Rettungswagen an. Dann drehte sie sich
wieder zu dem Mann um, die Mündung
ihrer Waffe auf den Boden gerichtet.
Jetzt sah sie, dass die Hände des Mannes
hinter dem Rücken ebenfalls mit
Stacheldraht gefesselt waren. Der Draht
war mit der Schlinge um seinen Hals
verbunden. Wenn der Mann den Kopf
senkte, würde der Stacheldraht die
Halsschlagader durchtrennen.

Sie mussten dafür sorgen, dass der
Mann wach und ansprechbar blieb.

»Sir«, begann Jessica. »Mein Name

ist Jessica Balzano vom Philadelphia Police Department. Wir holen Sie hier raus. Der Rettungswagen ist unterwegs.«

Der junge Mann versuchte zu sprechen. »Er ...«

»Was?«, fragte Jessica behutsam.
»Von wem sprechen Sie, Sir?«

Vielleicht wollte der Mann ihnen mitteilen, wer ihm das angetan hatte. Jessica bemerkte, dass der Stacheldraht sich bei jedem mühsamen Atemzug fester um seine Brust und den Unterleib schlang, sodass die rostigen Spitzen sich tiefer ins Fleisch gruben.

Der Mann antwortete ihr nicht. Stattdessen begann er zu weinen.

»Sir.« Jessica schob die Waffe ins Holster und streckte die Hände zur Seite

aus, um dem Mann zu zeigen, dass sie keine Bedrohung für ihn darstellte.

»Haben Sie mich verstanden? Der Rettungswagen ist unterwegs. Gleich wird jemand hier sein, der Sie befreit, der Ihnen hilft. Nur noch ein paar Minuten, Sir. Die Sanitäter werden Ihre Wunden versorgen. Das wird schon wieder, Sir.«

Der Mann schüttelte heftig den Kopf. Blut spritzte durch den Kellerraum. Jessica und Byrne sprangen entsetzt zurück. Als der Mann sich nicht mehr rührte, sah Jessica, dass die geschliffene Spitze sich in den Hals gebohrt hatte.

»Nicht bewegen!«, rief Jessica.

»Bewegen Sie sich nicht, Sir!«

Der Kopf des Mannes sank auf die

Brust, seine Augen fielen zu. Jessica blickte gehetzt auf die Uhr und horchte angestrengt, ob sie bereits die Sirene des Rettungswagens hören konnte, aber da war nur Stille. Dieser Mann würde vor ihren Augen verbluten, und sie konnte nichts dagegen tun.

Der Kopf des Mannes sank noch tiefer. Vor seinen Füßen bildete sich eine Blutlache. Zu den beiden Ratten hatten sich weitere gesellt.

»Byrne? Balzano? Sind Sie da unten?«

Die Stimme kam vom oberen Ende der Treppe. Noch nie im Leben war Jessica so froh, eine andere menschliche Stimme zu hören. Der Rettungswagen war eingetroffen!

»Hier unten!«, rief sie. »Beeilung!«

Der erste Sanitäter kam die Treppe herunter. Er war Anfang dreißig und kräftig gebaut. Auf seinem Namensschild stand E. GONSALVES.

Er bog um die Ecke und sah das Opfer.

»*Madre de Dios*«, stieß er hervor, bekreuzigte sich und zog Latexhandschuhe aus der Tasche. Als er sie überstreifte, erschien seine Partnerin, eine große, schlanke Frau Mitte dreißig, auf deren Namensschild F. CHRISTIAN stand.

»Haben Sie etwas dabei, womit Sie den Stacheldraht durchschneiden können?«, fragte Jessica.

»Nein«, erwiderte Gonsalves. Er nahm sein Handy aus der Tasche und

forderte bei der Feuerwehr ein Einsatzfahrzeug an. Jessica fragte sich, ob es rechtzeitig eintreffen würde.

Gonsalves' Kollegin rannte die Treppe hinauf. Eine Minute später kehrte sie mit einem tragbaren EKG-Gerät und zwei Feuerwehrleuten zurück. Einer der Feuerwehrmänner hielt einen großen Bolzenschneider in der Hand.

Jessica und Byrne streiften sich Latexhandschuhe über und stellten sich neben den geschundenen Mann, um zu verhindern, dass er nach vorn oder zur Seite kippte. Binnen Sekunden waren ihre Handschuhe blutverschmiert. Der Feuerwehrmann schnitt den Stacheldraht auf einer Seite durch, dann auf der anderen, und befreite die Handgelenke

des Mannes von den Fesseln. Behutsam hoben Jessica und Byrne den Kopf des Opfers an. Obwohl der Druck des Stacheldrahts auf den Hals nicht mehr so stark war, schnitt noch immer eine Spitze an genau der Stelle ins Fleisch, wo sich die Halsschlagader befand. Trotz aller Bemühungen bohrte sich die Spitze binnen Sekunden in die Arterie. Blut spritzte durch den Kellerraum.

Gonsalves handelte sofort. In diesem Augenblick gab er den Ton an. Vorsichtig entfernte er den Stacheldraht vom Hals des Mannes, ehe sie ihn zu dritt auf ein Spineboard legten. Diese spezielle Trage war für Patienten mit Rücken- und Nackenverletzungen vorgesehen und so konzipiert, dass die

Bewegungen beim Transport auf ein Minimum reduziert wurden.

Der Sanitäter zog eine große Mullkompressen aus der Verpackung und drückte sie auf die Wunde, aus der nun unablässig das Blut spritzte.

»Machen Sie bitte Platz«, sagte er.

Jessica und Byrne traten zurück, ebenso die beiden Feuerwehrmänner. Gonsalves' erste Mullkompressen hatte sich nach wenigen Sekunden mit Blut vollgesogen. Gonsalves riss eine zweite und dritte auf und drückte sie auf die Wunde, während seine Kollegin eine Spritze aus ihrer Tasche nahm und aufzog.

»Mach jetzt nicht schlapp«, sagte Gonsalves leise zu dem halb

bewusstlosen Mann.

Die beiden Sanitäter machten ihren Job seit Jahren und hatten ebenso wie Jessica und Byrne schon vieles gesehen. Sie hatten Schuss- und Stichwunden behandelt und Opfer versorgt, die mit Fäusten und den unterschiedlichsten Waffen verprügelt worden waren, von Klauenhämmern bis hin zu Baseballschlägern. Die Möglichkeiten, einem anderen Menschen Schaden zuzufügen, schienen unbegrenzt zu sein, und die beiden Sanitäter kannten die gesamte Palette. In diesen Minuten aber hätte man in dem düsteren Kellerraum den Eindruck gewinnen können, als hätten alle Anwesenden neues Terrain betreten, das für jemanden reserviert

war, der keine Gefühle kannte, nicht einmal Wut.

Während Gonsalves versuchte, die Blutung zu stillen, legte Christian, seine Kollegin, zwei venöse Zugänge und schloss die Infusionen an. Dann schob sie behutsam den Bolzenschneider unter den Stacheldraht, mit dem die Brust des Mannes umwickelt war, und schnitt den Draht vorsichtig durch. Der Oberkörper des Mannes dehnte sich sofort aus. Er atmete ein, und der Atem, vermischt mit Blut und Speichel, schoss durch Mund und Nase heraus.

Gonsalves beugte sich vor, wischte dem Mann das Blut aus dem Gesicht und hielt ein Ohr an seinen Mund. Das Opfer murmelte etwas. Gonsalves richtete sich

auf. Während Christian neue Mullkompressen auspackte, begann Gonsalves mit der Herzdruckmassage.

»Komm schon«, sagte er. »Mach jetzt bloß nicht schlapp.«

Er schloss den Mann an das EKG-Gerät an und blickte auf die Anzeige. Der Zustand des Mannes war mehr als bedrohlich. Sie mussten ihn sofort ins nächste Traumazentrum bringen, sonst hatte er keine Chance.

»Atme, Mann, atme!«, drängte Gonsalves. »Stirb mir nicht unter den Händen weg. Ich hab heute Geburtstag, Mann. Ich will nicht, dass an meinem Geburtstag jemand die Löffel abgibt, verdammt.«

Während sich auf dem schmutzigen

Betonboden die Blutlache ausbreitete, bemühten die beiden Sanitäter sich fieberhaft, den Patienten zu stabilisieren. Eine Minute später las Christian die Werte vom EKG-Gerät ab. Ihr Blick schweifte in die Ferne, ehe sie Jessica in die Augen schaute und den Kopf schüttelte.

Der Mann war tot.

»Verdammter Mist!«, rief Gonsalves.

»*Verdammt!*«

Er stand auf, drehte sich einmal um sich selbst, hockte sich wieder hin und versuchte noch einmal, das Opfer zu reanimieren. Sie wussten alle, dass es zwecklos war, vor allem Gonsalves selbst, doch niemand hielt ihn davon ab.

Schließlich gab er seine Bemühungen

auf, kniete sich ein paar Minuten hin – vielleicht, um zu beten –, stand auf und trat in eine dunkle Ecke des Kellers. Es roch abscheulich nach Blut und Fäkalien.

Es war vorbei.

Gonsalves schaute Jessica an, Tränen in den Augen. Er wischte sie weg und rang um Fassung. »An meinem Geburtstag.«

Sanitäter und Feuerwehrmänner hatten viel häufiger mit solchen Situationen zu tun als Detectives der Mordkommission. Sie waren diejenigen, die zuerst an Unfall- und Tatorten eintrafen und alles gaben, um die Opfer zu retten. Jessicas Arbeit begann erst viel später, manchmal erst nach Monaten oder Jahren. Wenn es um Gewalttaten und deren Folgen ging,

standen die Streifenbeamten, Feuerwehrleute und Sanitäter an vorderster Front. Jessica war froh, dass sie schon lange keine Uniform mehr trug.

Umso mehr Bewunderung und Mitgefühl brachte sie Männern wie Gonsalves entgegen. Einen härteren Job konnte sie sich kaum vorstellen. Sogar Unfallchirurgen hatten es leichter. Sie gingen in einer sterilen Umgebung mit modernsten Geräten ihrer Arbeit nach. Und dabei konnten sie sicher sein, dass derjenige, der das Opfer so zugerichtet hatte, nicht mit einem Messer oder einem Knüppel in der Hand um die Ecke spähte.

Jessica starrte auf das Opfer. Seine Arme waren ausgestreckt, die Füße

lagen nebeneinander. Auf makabere Weise erinnerte sein Anblick an den Gekreuzigten.

Plötzlich fiel Jessicas Blick auf das kleine weiße Buch, das rechts neben dem Toten auf dem Boden lag.

Hatte der Mann es in Händen gehalten?

Jessica kniete sich hin, richtete ihre Taschenlampe auf das Buch. Es war fleckig von Blut, frischem und getrocknetem. Trotz des Blutes konnte sie den Titel lesen.

MEIN MESSBUCH

Später würde sie an diesen Augenblick zurückdenken, als sie in dem eiskalten

Keller in Kensington neben einem Menschen auf dem kalten Boden kniete, der förmlich hingerichtet worden war.

Das war der Augenblick, in dem alles begann.

Gonsalves hielt nach irgendetwas Ausschau, an dem er seine Wut auslassen konnte. Dann begriff er, dass er sich an einem Tatort befand, vermutlich dem Tatort eines Mordes. Er rannte im Laufschrift die Treppe hinauf und auf die Straße.

Jessica hörte sein Fluchen bis in den Keller.

Wahrscheinlich konnte man es in ganz Kensington hören.



Vierzig Minuten später traf Tom Weyrich ein, der Rechtsmediziner, und erklärte den Mann offiziell für tot. Während Jessica und Byrne nun gründlich das Kellergeschoss durchsuchten, machten die Kriminaltechniker Fotos und Videoaufnahmen. Sie hatten von einem Generator im Erdgeschoss ein Kabel in den Keller gelegt und Scheinwerfer aufgestellt. Schon im Licht der Taschenlampen hatte der Kellerraum grässlich ausgesehen, doch als die grellen Halogenscheinwerfer ihn erhellten, sah alles noch schlimmer, noch erschreckender aus.

Der Kellerraum war vielleicht achtzig Quadratmeter groß und entsprach im

Grundriss dem Raum im Erdgeschoss.
Drei Pfeiler stützten den Tragbalken. An
der Decke hingen verrostete
Rohrschellen, die einst die
Kupferwasserrohre gehalten hatten. Sie
waren längst abmontiert worden, um sie
zu Geld zu machen. Alles, was einen
Wert besaß, war gestohlen worden:
Heizkessel, Warmwasserboiler,
Lüftungsrohre, sogar die mit Aluminium
beschichtete Isolation, mit der Rohre
umwickelt und Zwischenräume
ausgefüllt gewesen waren.

In einer Ecke befand sich eine mit
Holz verkleidete Waschecke, die
zahlreiche Wasserschäden aufwies. Der
Wasserhahn und das Waschbecken
fehlten, doch die Halterung war noch mit

Dübeln an der Betonwand und im Boden befestigt. Jessica konnte an dem zersplitterten Holz erkennen, dass jemand mit aller Kraft versucht hatte, sie herauszubrechen, jedoch ohne Erfolg.

Sie streifte neue Latexhandschuhe über und öffnete vorsichtig eine der Türen unter dem Waschbecken.

Der Schrank war leer.



Mithilfe von Mineralwasser und hundert Papiertüchern gelang es Jessica, das Blut des Opfers von ihren Armen und Händen abzuwischen. Sie hatte sich hinten im Feuerwehrwagen gewaschen

und desinfiziert, so gut es möglich war. Anschließend zog sie einen frischen Pullover und eine saubere Jacke an, die stets griffbereit in einer Sporttasche im Kofferraum des Dienstwagens lagen. Jetzt fühlte sie sich ein bisschen besser.

Sie entdeckte Gonsalves, der auf der anderen Straßenseite an einer niedrigen Mauer lehnte und eine Zigarette rauchte. Als sie zum ihm ging, fiel ihr auf, dass er eine Kette mit einem Kreuz um den Hals trug, was sie vorher gar nicht bemerkt hatte. Seine Hände zitterten.

»Es tut mir leid«, sagte Jessica und begriff sofort, wie unpassend sich der Satz in dieser Situation anhören musste. Trotzdem nickte Gonsalves dankbar.

»Wie heißen Sie mit Vornamen?«,

wollte Jessica wissen.

Gonsalves hob den Blick. Seine Augen waren feucht und gerötet, was ihn älter aussehen ließ, als er war.

»Ernesto«, sagte er. »Ernie.«

»Sie haben getan, was Sie konnten, Ernie.«

Gonsalves schüttelte den Kopf. »Nicht genug.«

Ein paar Minuten vergingen, ohne dass einer von beiden ein Wort sagte. Jessica wusste, dass Gonsalves viel mehr verletzte, schrecklich zugerichtete Menschen gesehen hatte als sie selbst. Er würde sich davon erholen. Aber aus irgendeinem Grund wollte sie ihn jetzt nicht alleine lassen.

Schließlich sagte Gonsalves in die

Stille hinein: »Er hat etwas gesagt.«

Jessica schaute ihn an. »Das Opfer?«

»Ja. Kurz bevor er gestorben ist, hat er etwas zu mir gesagt.«

Jessica fragte sich, warum Gonsalves so lange gewartet hatte, es ihr mitzuteilen. Doch sie drängte ihn nicht und wartete, bis er sich gefasst hatte.

»Ich habe schon eine Menge gesehen«, begann er, »und ich habe öfter die letzten Worte eines Menschen gehört. Einmal hat ein Mann zu mir gesagt, ich soll seine Festplatten zu Hause auf seinem Computer löschen. Er gab mir die Schlüssel zu seinem Haus und alles, was ich brauchte. Seine *Schlüssel*, verstehen Sie? Er sagte, er käme in die Hölle, wenn ich es nicht tue. Zwei Kugeln im

Bauch, und er macht sich Sorgen um seine verdammtten Festplatten. Können Sie sich das vorstellen?«

Jessica hörte ihm aufmerksam zu.

»Und dann dieser andere Typ, oben in Chestnut Hill. Ein großer, kräftiger Bursche. Fast eins neunzig, hundertzwanzig Kilo. Gut gekleidet. Maßgeschneiderter Anzug von Valentino. Manchmal schaue ich mir die Etiketten an, wissen Sie.« Gonsalves warf ihr einen verlegenen Blick zu. Jessica lächelte.

»Der Mann gestand mir, dass er bei der Bank, bei der er arbeitete, ein Vermögen unterschlagen hatte. Er sagte mir, wo das Geld lag, und bat mich, es einer gemeinnützigen Organisation zu

spenden.« Gonsalves schüttelte den Kopf. »Bargeld. Dieser wildfremde Bursche vertraute mir jede Menge Bargeld an! Er kannte mich gar nicht, hatte mich nie zuvor gesehen.«

Gonsalves klopfte die Asche von der Zigarette. »Sie bringen einem bei, wie man eine Trage die Treppe raufrägt, wie man einen Luftröhrenschnitt macht, wie man einen Defibrillator benutzt.

Aber was man mit den Geständnissen der Sterbenden anfangen soll, die man im Kopf hat, sagen die einem nicht.

Manche schauen mich an, als wäre ich ein Priester, verstehen Sie? Verdammt. Ich meine, wer kann sich schon vorstellen, wie man die Welt in den letzten Sekunden seines Lebens

wahrnimmt. Vielleicht sieht dann jeder wie ein Priester aus.« Gonsalves zog an seiner Zigarette. »Aber *dieser* Typ ...«

Jessica wartete ein paar Sekunden. Da sie Angst hatte, dass Gonsalves' Gedanken wieder abschweiften, hakte sie nach: »Was hat er gesagt?«

Gonsalves warf die Zigarette in den Rinnstein, griff an die Kette an seinem Hals und strich behutsam über das Kreuz. Jessica, die seit ihrem dreizehnten Geburtstag ein ähnliches Kreuz aus 585er-Gold trug – ein Geschenk ihres Vaters –, tat das auch oft. Mitunter half es ihr, wenn sie jemandem etwas mitteilen musste, was ihr schwerfiel.

»Zwei Wort, Detective. Zwei Worte.«

Gonsalves wischte sich über die Augen.
»Er hat nicht gesagt: ›Sagen Sie meiner Frau, dass ich sie liebe‹, oder ›Geben Sie meinen Babys einen Kuss von ihrem Daddy‹. Nichts dergleichen. Er hat all die Jahre gelebt, und am Ende scheinen nur noch zwei Worte von Bedeutung zu sein.«

»Welche Worte waren das?«

Gonsalves schaute Jessica an. In seinen Augen spiegelte sich der Kummer über alle die Toten in der Stadt, als er sagte:

»Er lebt.«

6.

Gegen Mittag trafen zwei weitere Detectives am Tatort ein. Sie sollten Jessica und Byrne unterstützen, die Vernehmungen in der Nachbarschaft zu führen.

Im letzten Jahr waren mehrere Detectives aus der Mordkommission in den Ruhestand getreten; einige waren in andere Abteilungen gewechselt. Insgesamt arbeiteten acht neue Detectives in der Mordkommission, darunter zwei Frauen. Jessica war aus verschiedenen Gründen dankbar dafür. Obwohl sie ihren Job und ihren Partner liebte, war die Anwesenheit zweier

weiterer Frauen im Büro eine Art Gegengewicht zu dem hohen Testosteronspiegel im Dezernat. Ein weiterer Vorteil bestand darin, dass viele Detectives stärker darauf achteten, was sie sagten. Wenn sich nur eine Frau im Büro aufhielt, fiel es leicht, sexistische Witze oder abfällige Bemerkungen zu machen. Mit drei Frauen jedoch war es einfach, solche Typen in ihre Schranken zu verweisen. Nahm man noch hinzu, dass Jessicas Vorgesetzte ebenfalls eine Frau war, herrschte eine geradezu angenehme Atmosphäre im Büro.

Wie lange würde es noch dauern, bis sie Spitzengardinen vor die Fenster hängten?

Das zweite Team bestand aus den Detectives Joshua Bontrager, der aus einer amischen Familie im ländlichen Berks County stammte, und Maria Caruso, die Ende zwanzig war und noch ziemlich jung, um als Detective in der Mordkommission zu arbeiten, aber viel älter war Jessica auch nicht gewesen, als sie ins Dezernat gekommen war. Die attraktive Frau mit den dunkelbraunen Augen und dem makellosen gebräunten Teint war eine gute Polizistin. Vor ein paar Jahren hatte sie schon einmal mit Jessica und deren Partner Byrne zusammengearbeitet. Damals waren sie auf der Jagd nach einem Verrückten gewesen, dessen Mordserie in Philadelphia in einem entsetzlichen

Feuerinferno geendet hatte.

Als Joshua Bontrager die Amber Street überquerte, beobachtete Jessica ihn. Sein schneller Aufstieg beim Philadelphia Police Department war erstaunlich. Sie hatte ihn zum ersten Mal gesehen, als er von der Verkehrspolizei ins Morddezernat gewechselt war, um sie bei einer Mordermittlung zu unterstützen. Für den Jungen vom Lande war dieser anspruchsvolle, harte Job in einer Stadt wie Philadelphia ein Sprung ins kalte Wasser. Mittlerweile besaß er das Selbstbewusstsein eines alten Hasen.

Jessica informierte Bontrager und Caruso über den neuen Fall. Sie zog ihr iPhone aus der Tasche und zeigte ihnen

ein paar Fotos, die sie vom Tatort und vom Opfer gemacht hatte.

»Du meine Güte!«, stieß Bontrager hervor. Im Unterschied zu vielen anderen Polizisten in der Stadt, die gerne Gott bemühten, äußerte Josh auf diese Weise sein Entsetzen.

»Gibt es Zeugen?«, fragte Maria.

»Wir haben gerade mit der Befragung der Nachbarn begonnen«, sagte Jessica.

Maria zog ihr Notizheft und einen Stift aus der Tasche. »Um wie viel Uhr kam der Anruf?«

»Das muss gegen Viertel nach acht gewesen sein«, antwortete Jessica.

Maria notierte es sich.

»Was genau hat der Anrufer gesagt?«, fragte Bontrager.

Jessica wiederholte das Gespräch Wort für Wort.

»»Ein Gott, sieben Kirchen«, hat er gesagt?«, hakte Bontrager nach.

»Ja. Sagt dir das was?«, fragte Jessica.

Bontrager dachte kurz nach. Seiner amischen Herkunft wegen war er die erste Adresse im Morddezernat, wenn es um Fragen des christlichen Glaubens und die Bibel ging. »Aus dem Stegreif nicht, tut mir leid. Ich werde mich schlaumachen.«

»Tu das.«

Bontrager wies über die Schulter.
»Wir gehen die Cumberland runter, okay?«

Jessica nickte. Sie würde mit Byrne

die Amber Street übernehmen.

Eine Stunde später trafen sich die vier Detectives wieder vor dem Tatorthaus. Trotz ihrer Bemühungen waren sie kein bisschen klüger. Wie nicht anders zu erwarten, hatte es eine Massenamnesie gegeben: Niemand in der Gegend hatte etwas gesehen oder gehört.

Josh Bontrager zeigte auf die polizeiliche Überwachungskamera an der Ecke. »Wir fahren zurück zum Roundhouse und überprüfen das Filmmaterial.«

Jessica hielt ihr Handy hoch. »Halt mich auf dem Laufenden.«



Als Byrne sich zehn Minuten später anschickte, ebenfalls ins Roundhouse zurückzufahren, um den Bericht zu schreiben, gab Jessica, die vor dem Tatorthaus stand, ihm ein Zeichen, zu ihr zu kommen.

Als Byrne näher kam, zeigte sie auf einen Laternenpfahl, auf den ungefähr in Augenhöhe ein Symbol in Gestalt eines X gemalt worden war. Byrne betrachtete es aufmerksam. Es besaß eine stumpfe, dunkelbraune Farbe. Ein aufgesprühtes Graffito war es nicht, so viel stand fest.

»Vermutest du auch, was ich vermute?«, fragte Byrne.

Jessica nickte. »Ich fürchte ja.«

Das X sah aus, als wäre es mit Blut gemalt worden.

Byrne winkte einen Kriminaltechniker herbei. Dann blickte er Jessica an und zeigte auf den Seiteneingang des Hauses. »Ich gehe noch mal rein.«



Wegen der großen Menge an Blut und anderen Körperflüssigkeiten legten die Sanitäter den Toten nicht in einen Leichensack, sondern auf eine Trage, um keine wertvollen Spuren zu verwischen. Auf der anderen Straßenseite hatte sich eine Menschenmenge gebildet, doch beim Anblick des schrecklich zugerichteten Mannes wandten viele sich ab.

Während Byrne sich noch einmal im Haus umsah, ließ Jessica den Blick über die Schaulustigen schweifen. Ungefähr zwanzig Personen standen zitternd in der Kälte. Was ihnen hier geboten wurde, schien viel zu interessant zu sein, als dass sie sich wegen Frostbeulen oder Lungenentzündungen Sorgen machten. Es waren Leute aus der Nachbarschaft, größtenteils ältere Frauen und Kinder, die noch zu jung waren, um zur Schule zu gehen.

Jessica fiel eine gut gekleidete, attraktive Frau auf, die das Schauspiel wie gebannt zu verfolgen schien. Als sie Jessicas Blick bemerkte, verschwand sie um die Ecke.

Jessica folgte ihr. Einen halben Block

weiter holte sie die Frau ein, als sie in ihren Wagen steigen wollte.

»Gibt es vielleicht etwas, was Sie mir sagen können, Ma'am?«, fragte Jessica.

Die Frau starrte einen Moment zu Boden, dann schloss sie die Wagentür.

»Ich bin mir nicht sicher«, antwortete sie. Obwohl sie vermutlich noch keine vierzig war, schimmerten silberne Strähnen in ihrem Haar, das gerade geschnitten war und bis auf die Schultern fiel.

»Würden Sie mir bitte Ihren Namen sagen?«, fragte Jessica.

Jetzt hob die Frau den Blick. Offenbar sah sie ein, dass ihr keine andere Wahl blieb. Jetzt war das Gespräch offiziell.

»Mara«, sagte sie. »Mara Reuben.«

»Wohnen Sie hier in der Nähe?«

»Nein, Gott bewahre. Meine Mutter wohnt hier. Seit fünfzehn Jahren versuche ich, sie zum Umzug zu überreden, aber sie will nichts davon wissen.«

»Ist Ihre Mutter zu Hause?«

»Nein. Sie liegt im Krankenhaus. Ich komme jeden Tag zweimal hierher, um die Post abzuholen, die Prospekte und Zeitungen von der Treppe zu nehmen und nach dem Rechten zu sehen. In diesem Monat wurde zweimal bei ihr eingebrochen. Wahrscheinlich weiß jeder hier, dass niemand zu Hause ist, wenn ein Stapel Zeitungen und Werbung vor der Tür liegt.«

Jessica betrachtete die Frau. Die

Kleidung, das gesamte Äußere verrieten viel über einen Menschen. Bei einer Frau waren es besonders die Accessoires. Mara Reuben trug moderne Ohrhänger, ein Tennisarmband und einen Saphirring am Mittelfinger der rechten Hand.

»Darf ich fragen, was da drüben passiert ist?«, wollte sie wissen.

»Nach dem jetzigen Stand der Dinge wurde in dem Haus ein Mord verübt«, antwortete Jessica.

Die Frau schlug eine Hand vor den Mund. »Das ist ja furchtbar!«

»Wenn Sie irgendetwas gesehen haben, Ma'am, könnte das sehr hilfreich für uns sein, auch wenn es Ihnen selbst unwichtig erscheint. Alles, was Sie mir

sagen, wird vertraulich behandelt.«

Mara Reuben dachte kurz nach.

»Okay. Vielleicht habe ich etwas, was Ihnen helfen könnte.«

Jessica schlug eine leere Seite in ihrem Notizheft auf.

»Ich war gestern Abend gegen zehn Uhr hier, um nach dem Rechten zu sehen«, berichtete Mara. »Ich habe die Zeitung aufgehoben und die Tür aufgeschlossen. Es sind drei Schlösser, deshalb dauert es eine Weile. Dann habe ich das Haus betreten und mich rasch vergewissert, dass die Fenster und die Hintertür geschlossen sind. Nach zehn Minuten hatte ich alles erledigt. Als ich rausging, fielen mir die Schlüssel aus der Hand. Um sie aufzuheben, musste ich

um die Treppe herumgehen. Als ich die Schlüssel aufhob, kam es mir vor, als würde ich auf der anderen Straßenseite jemanden sprechen hören.«

»Sie haben ein Gespräch gehört?«

»Es war kein richtiges Gespräch. Ich habe einen Mann dort stehen sehen. Vor diesem Haus mit den zugenagelten Fenstern.«

»Einen einzelnen Mann?«

»Ja.«

»Und er hat gesprochen?«

»Ja.«

»Mit wem?«

»Mit sich selbst, nehme ich an.«

»Hat er telefoniert?«

»Ich glaube nicht. Jedenfalls hat er sich kein Handy ans Ohr gehalten. Es

könnte so ein Headset gewesen sein, aber das habe ich nicht gesehen.«

»Konnten Sie ihn gut erkennen?«

»Nein«, sagte Mara Reuben. »Es war zu dunkel.«

»Das war zehn nach zehn gestern Abend?«

»Ja, ungefähr. Ich bin fast jeden Abend um diese Zeit hier. Nur um nach dem Rechten zu sehen.«

»Ist Ihnen an dem Mann irgendetwas aufgefallen?«

»Wie schon gesagt, es war dunkel, aber ich bin ziemlich sicher, dass er einen langen schwarzen Mantel getragen hat. Und er hatte eine Kapuze auf.«

»Eine Kapuze?«, fragte Jessica. »War es ein Kapuzenpullover? Ein Sweatshirt

mit Kapuze?«

»Nein, die Kapuze war spitz.«

Jessica schrieb auf: *spitze Kapuze?*

»Wie groß war der Mann?«

Mara zuckte die Schultern. »Das weiß ich nicht.«

»So ungefähr.«

»Vorhin haben Sie vor dem Haus mit einem Mann gesprochen. Wissen Sie, wie groß er ist?«

»Knapp eins neunzig«, sagte Jessica.

»Dann war der Mann vielleicht eins fünfundachtzig.«

»Erinnern Sie sich, was er getan hat?«

Wieder zuckte Mara mit den Schultern. »Er hat gar nichts getan. Er stand nur da und führte Selbstgespräche.«

Jessica schaute die Straße hinunter. Hier war keine Bushaltestelle. Was immer der Mann getan hatte, auf einen Bus hatte er nicht gewartet.

»Können Sie seine Stimme beschreiben?«

»Wie meinen Sie das?«

»Hat er geflüstert, geschrien oder gemurmelt?«

»Geschrien hat er jedenfalls nicht. Es klang eher wie ... Das hört sich jetzt bestimmt seltsam an.«

Jessica wartete.

»Es hörte sich fast wie ein Gebet an. Wie Kirchengesang oder so.«

»Kirchengesang?«

Mara Reuben schloss kurz die Augen, als versuchte sie, sich den Gesang, den

sie gehört hatte, in Erinnerung zu rufen.
»Ja. Es war dieser Rhythmus, verstehen Sie? Wie bei einer lateinischen Messe. Sind Sie katholisch?«

»Ja.«

»Es könnte sein, dass er Latein gesprochen hat«, fuhr Mara fort. »Sicher bin ich mir allerdings nicht.«

»Wissen Sie genau, dass er aus diesem Haus gekommen ist?«

»Das war ich, bevor Sie mich gefragt haben. Schwören könnte ich es nicht.«

»Gibt es sonst noch etwas, an das Sie sich erinnern?«

»Nein«, sagte Mara. »Sonst fällt mir im Augenblick nichts ein. Ehrlich gesagt habe ich mir gestern Abend gar nichts dabei gedacht. Sie wissen besser als ich,

dass in Philadelphia jede Menge Sonderlinge herumlaufen. Ich habe das Haus abgeschlossen, bin in meinen Wagen gestiegen und weggefahren.«

»Okay. Das hilft uns schon mal. Wenn Ihnen ...«

Die Frau hob einen Finger. »Moment. Da fällt mir noch etwas ein. Als ich losgefahren bin, habe ich in den Innenspiegel geschaut. Es sah so aus, als berührte der Mann den Laternenpfahl, daran erinnere ich mich.«

»Den Laternenpfahl vor dem Haus?«

»Ja.«

Jessica machte sich eine Notiz, die Kriminaltechniker zu bitten, die Analyse der Substanz auf dem Laternenpfahl sowie die Sicherstellung der

Fingerabdrücke, falls sie welche fanden, vorrangig zu behandeln. Möglicherweise hatte Mara Reuben beobachtet, wie der Mann das X auf den Laternenpfahl gemalt hatte.

»Und Sie sind jeden Abend gegen zehn Uhr hier?«, fragte Jessica.

»Ja.«

»Darf ich fragen, warum Sie heute Morgen hergekommen sind?«

»Nun ja, ich bin ziemlich besorgt, nachdem in diesem Monat zweimal bei meiner Mutter eingebrochen wurde. Ich wollte nur kurz vorbeischaun, doch als ich die vielen Streifenwagen gesehen habe, bekam ich einen Schreck.«

»Das ist verständlich.« Jessica reichte der Frau eine Visitenkarte. »Wenn Ihnen

noch etwas einfällt, rufen Sie mich bitte an, auch wenn es Ihnen noch so banal erscheint.«

»Mach ich.«

»Ich weiß nicht, ob es eine Beruhigung für Sie ist«, fügte Jessica hinzu, »aber in den nächsten Tagen wird wohl niemand bei Ihrer Mutter einbrechen. Vorläufig wimmelt es hier von Polizisten.«

Mara lächelte verhalten. »Das ist gut. Ich werde den Vorfall nutzen, meine Mutter zu überreden, dass sie zu mir zieht.«

Jessica nickte bloß. Es gab gute und schlechte Viertel in der Stadt, doch vor Gewalt und Tod war man nirgendwo sicher. Jessica hatte in Mordfällen

sowohl in Luxusvillen als auch in billigen Absteigen ermittelt.

Zehn Minuten später stand Jessica an der Ecke gegenüber vom Tatort. Sie versuchte sich die menschenleere Straße vorzustellen, wie sie vermutlich gestern Abend gegen zehn Uhr ausgesehen hatte. Sie versuchte sich den Mann vorzustellen, der in einem langen schwarzen Mantel mit spitzer Kapuze dort stand und laut sprach oder sang.

Latein.

Jessica blickte auf die Überwachungskamera der Polizei an der Ecke. Wenn sie Glück hatten, war die Kamera eingeschaltet gewesen, und es gab Aufzeichnungen.

Jessica seufzte. Nachdem die

Befragungen in der Nachbarschaft nichts gebracht hatten, konnten sie ein bisschen Glück gebrauchen.

Byrne wusste es in dem Augenblick, als er das Gebäude betrat. Zuerst spürte eine beinahe panische Angst, während sich auf seiner Haut Feuchtigkeit niederschlug, die aus den Mauern zu dringen schien. Diese Steine hatten die Geheimnisse der letzten hundert Jahre bezeugt, und Byrne kam sich beinahe wie ein Eindringling vor. Hier, an diesem Ort, an dem ein Mord verübt worden war, beschützten die Mauern ihre Geister.

Der Junge in dem roten Mantel.

Seit vielen Monaten hatte Byrne nicht mehr an diesen Jungen gedacht – eine

lange Zeit, wenn man seine Verbindung zu dem Fall bedachte. Der Junge in dem roten Mantel gehörte zu den bekanntesten und dramatischsten ungelösten Fällen in der Kriminalgeschichte Philadelphias. Byrne hatte einen Anruf vom Pfarrer der St. Gedeon Church bekommen, der Kirche seiner Jugend in Süd-Philadelphia. Als er dort eintraf, war die Kirche leer. Nur in der letzten Reihe saß ein Junge.

Ein toter Junge in einem leuchtend roten Mantel.

Byrne sicherte den Tatort und wartete auf die Detectives des zuständigen Polizeibezirks. Damit endete seine offizielle Verwicklung in den Fall. In den darauf folgenden Jahren schauten

viele Detectives – auch Byrne – immer wieder in die Akten und versuchten, neue Spuren zu finden. Trotz aller Anstrengungen blieb der Fall ungelöst. Dennoch vergaß Byrne niemals das Gefühl, das ihn überkommen hatte, als er an jenem Tag die leere Kirche betrat und den toten Jungen sah.

Es war dasselbe Gefühl, das er heute gehabt hatte, als er in den feuchten Keller hinuntergestiegen war und den blutüberströmten Körper des jungen Mannes erblickt hatte, den jemand so barbarisch mit Stacheldraht an einen Stuhl gefesselt hatte.

Im Laufe seiner Dienstzeit war Byrne Zeuge aller nur denkbaren Gewalttaten geworden und war mit allen

vorstellbaren Mordmethoden konfrontiert worden. Seitdem er vor Jahren seine eigene Nahtoderfahrung gemacht hatte, verfügte er über das »zweite Gesicht«, wie man es häufig nannte – eine Gabe, die ein Segen, aber auch ein Fluch sein konnte. Nach einem Unfall war er für tot erklärt worden, nach einer Minute aber ins Leben zurückgekehrt. Es war nicht etwa so, als könnte er nun in die Zukunft oder die Vergangenheit schauen, oder als verfügte er über einen sechsten Sinn, der ihn zu einem besonderen Menschen machte. Byrne fühlte sich ganz und gar nicht besonders. Nein, es war eher ein Gespür für die Präsenz eines Wesens, das sich in einem Raum aufgehalten hatte, den er

betrat. Manchmal erschien Byrne an einem Tatort, an dem der Mörder sich gerade eben noch aufgehalten hatte. Immer dann fühlte er sich, als wäre er einen flüchtigen Augenblick lang in die Haut des Mörders geschlüpft. Es war ein widerliches Gefühl – und sei es nur für eine Sekunde –, eine vollkommen gefühllose Seele zu spüren, ein Herz, das keine Trauer und keine Schmerzen kannte.

Wenn Byrne nachts Albträume quälten, wünschte er sich oft, dass das zweite Gesicht verschwand. Genauso oft aber wünschte er sich, er könnte diese Gabe weiterentwickeln, damit sie klarer wurde, deutlicher, und dass er sie steuern könnte. Aber das geschah nie. Es

kam und verging, ohne dass er Einfluss darauf hatte, und so würde es wohl immer bleiben.

Doch seit er von seiner Gabe wusste, war Byrne sicher gewesen, dass er eines Tages einen Tatort betreten und *wissen* würde, dass es der Anfang vom Ende war.

Dann würde er sich dem Entscheidungskampf stellen und Position beziehen müssen: Gut oder Böse.

Byrne hatte keine Ahnung, woher er es wusste, aber er wusste es.

Dieser Tag war nun gekommen.



Im Eingangsbereich des alten Hauses befand sich linker Hand eine schmale Tür mit verrosteten Angeln, die einen Spalt offen stand und deren Pfosten völlig verzogen waren. Byrne drückte mit der Schulter gegen die Tür, bis sie sich so weit öffnete, dass er sich hindurchzwängen konnte.

Er stieg die Wendeltreppe zum Glockenturm hinauf. Oben angekommen, betrat er den Turm. Die Glocke war längst verschwunden, und die beiden kleinen Fenster waren mit schmalen Holzlatten vernagelt.

Byrne riss ohne Mühe ein paar Latten ab, denn das Holz war morsch und ausgetrocknet. In dem trüben Licht, das durch die Öffnung drang, konnte er vom

Treppenabsatz aus alles besser erkennen.

Er schloss die Augen, als er spürte, wie die Eindrücke auf ihn einstürzten. Von einer Sekunde zur anderen wusste er ...

... dass das Böse soeben erwacht ist und Mutter und Kind, Mutter und Kind, Mutter und Kind ...

... Mutter und Kind.

Byrne öffnete die Augen, schaute aus dem Fenster. Er sah Jessica auf der Straße. Sie sprach mit einem Kriminaltechniker. Neben Jessica standen Maria Caruso und Josh Bontrager. Hinter ihnen hatten sich ungefähr dreißig Leute versammelt, die genau verfolgten, was heute hier

geschah. Viele davon waren Frauen ...

... ein Kind zur Welt gebracht, das eines Tages zu einem Mann heranwachsen und die Sünden seines Vaters sühnen würde, indem er sein eigener Vater wurde, ein Mann, der durch die dunklen Winkel der Nacht wandert und ...

... mordet.

Byrne dachte an Jessica, an ihre Tochter und den Jungen, den sie und ihr Mann adoptiert hatten. Er dachte an seine Ex-Frau Donna und ihre gemeinsame Tochter Colleen, die sich irgendwann verlieben und ein eigenes Kind haben würde. Er dachte an Tanya Wilkins und ihre Söhne Gabriel und Terrell. Er dachte an all die Frauen, die

sich für ihre Söhne und Töchter nur das Beste wünschten. Er dachte an jenen Tag vor vielen Jahren, als er eine Kirche betrat und die kleine Gestalt in dem blutroten Mantel in der letzten Bankreihe sitzen sah. Den Geruch des Todes würde er für immer in seiner Seele bewahren.

Mutter und Kind, dachte Byrne.

Mutter und Kind.

Als sie ins Roundhouse zurückkehrten, war das Opfer bereits in die Rechtsmedizin gebracht worden. Dort würde ein Kriminaltechniker die Fingerabdrücke nehmen und die Leiche als die eines Unbekannten protokollieren. Fingerabdrücke von Opfern wurden selten – wenn überhaupt – an einem Tatort genommen. Sobald die Abdrücke gesichert waren, wurden sie an Spezialisten geschickt, die sie dann durch die IAFIS-Datenbank laufen ließen, das »integrierte automatische Fingerabdruck-Erkennungssystem«, das vom FBI verwaltet wurde. Falls das

Opfer jemals verhaftet worden war oder für eine staatliche Behörde gearbeitet hatte, waren die Fingerabdrücke in dieser Datenbank gespeichert.

Während Jessica wartete, begann sie mit dem Papierkram. Dazu gehörte auch, die sogenannte Körperskizze auszufüllen. Dabei handelte es sich um ein Standardformular der Polizei mit vier Skizzen des menschlichen Körpers – Vorder- und Rückseite sowie linke und rechte Seite. Dieses Formular bot außerdem Platz für eine grobe Beschreibung des Tatorts. Sobald ein Ermittler es mit einem alten oder aktuellen Fall zu tun bekam, schaute er sich zuerst dieses Dokument an.

In diesem Fall war es schwieriger als

sonst, die Körperskizze zu erstellen und die Wunden einzuzeichnen. Die tödliche Wunde – die Stichverletzung, an der das Opfer wahrscheinlich verblutet war – war ihm mit einer der Stacheldrahtspitzen zugefügt worden, die offenbar eigens zu diesem Zweck scharf geschliffen worden war. Nach der Obduktion des Opfers morgen würden sie mehr wissen.

Da Jessica im Augenblick nicht weiterkam, rief sie eine Freundin an, die beim Amt für Lizenzen und Inspektionen der Stadt Philadelphia arbeitete. Diese Behörde war unter anderem zuständig für die Einhaltung der städtischen Verordnungen, die öffentliche Sicherheit betreffend. Dazu gehörten Haus- und

Grundbesitz, Wasser-, Gas- und elektrische Leitungen, bauliche Veränderungen, Instandhaltung, Grundbuchverwaltung sowie die Eröffnung von Geschäften.

Nachdem Jessica fünf Minuten in der Warteschleife gewartet hatte, legte sie auf und beschloss, einfach hinzufahren und sich zu besorgen, was sie brauchte. Auf dem Weg zum Ausgang kam sie an Byrne vorbei. Er saß an einem Computer und überprüfte die Namen mehrerer Zeugen, mit denen sie gesprochen hatten.

»Ich informiere mich mal über die ehemaligen Besitzer des Hauses, okay?«, sagte Jessica.

»Okay«, murmelte Byrne, ohne den Blick vom Monitor zu nehmen.

In einer Stadt wie Philadelphia mit einer dreihundertjährigen Geschichte bestand immer ein Konflikt zwischen der Notwendigkeit baulicher Modernisierung und dem Erhalt alter Gebäude. Jessica schätzte das Alter des Tatorthauses in ihrem neuen Mordfall auf mindestens hundert Jahre. Das Gebäude war nicht besonders interessant oder gar schön und im Laufe der Jahre zweifellos auf unterschiedlichste Weise genutzt worden. Bei einem Besuch in den Archiven der Grundbuchverwaltung würden sie erfahren, wem das Haus gehörte, falls es überhaupt einen Besitzer gab, und wie es in der Vergangenheit genutzt worden war.

Jessica zog ihren Mantel an und

schaute auf die Uhr. »Wer hat heute Dienst in der Rechtsmedizin? Ich muss mich wegen der Fingerabdrücke kündigt machen.«

»Da muss ich mal nachfragen.« Byrne rief bei der zuständigen Abteilung an. Während der Tagesschicht von acht bis sechzehn Uhr war ein Kriminaltechniker in der Rechtsmedizin, um Fingerabdrücke nicht identifizierter Opfer zu nehmen – keine besonders reizvolle Tätigkeit, wenn man in diesem Bereich überhaupt von reizvollen Tätigkeiten sprechen konnte. Manchmal geriet die Abteilung in Rückstand, und dann kam es vor, dass Leichen in die Kühlräume geschoben werden mussten, was den Job hinterher noch

unangenehmer machte, allein schon des Geruchs wegen.

Byrne legte auf. »Judy hat Dienst.«

Jessica lächelte. »Glück für uns.«

»Besonders für mich«, sagte Byrne und lächelte ebenfalls. »Ich kümmere mich um die Sache, in Ordnung?«

»Ja, hab ich mir schon gedacht.

Schöne Grüße an Judy.«

Judy Brannon war Ende dreißig, Single und in Kevin Byrne verknallt. Vor allem aber war sie eine Frau, die sich durch nichts abschrecken ließ. Einmal hatte Jessica in der Leichenhalle miterlebt, wie Judy versucht hatte, von einem kalten, starren Leichnam die Fingerabdrücke zu nehmen, als die Hand des Toten sich plötzlich verkrampfte und

Judys Handgelenk umklammerte. Jessica erschrak beinahe zu Tode. Judy hingegen blieb cool und sagte respektlos: »Du meine Güte, der arme Kerl hängt aber an mir.«

»Bring mir etwas Leckeres mit«, sagte Jessica nun zu Byrne, als er das Büro verließ, um zur Rechtsmedizin zu fahren.

»Du meinst nicht zufällig mich?«

»So lecker bist du nun auch wieder nicht.«



Die Grundbuchverwaltung der Stadt Philadelphia war im Erdgeschoss der Behörde für Lizenzen an der Ecke

Fünfzehnte und John F. Kennedy Boulevard untergebracht. In einem abgetrennten Bereich, der mit zahlreichen grauen Kabinen ausgestattet war, konnte man Einsicht in die archivierten Unterlagen nehmen.

Nachdem Jessica ihren Dienstausweis vorgelegt hatte, führte ein Angestellter sie zu einem Terminal und zeigte ihr, wie sie Zugang zu den Daten bekam, die sie einsehen wollte. Zuerst war es alles ein wenig verwirrend, dann aber fand Jessica schnell die gesuchten Informationen über das Tatorthaus, das tatsächlich schon mehr als hundertfünfzig Jahre alt war.

Jessica begann bei den letzten Hausbesitzern und arbeitete sich

langsam bis zu den Anfängen des Gebäudes durch die Dokumente. Dazu gehörten Urkunden über Grundstücksvermessungen, Nutzungsgenehmigungen, zeitlich begrenzte Konzessionen zur Speisenabgabe (offenbar war das Haus einst als Restaurant genutzt worden), Baupläne, Genehmigungen für Stromanschlüsse und dergleichen. Jessica fand heraus, dass noch Steuerschulden auf dem Haus lasteten und derzeit kein Besitzer eingetragen war.

Nachdem sie sich ungefähr zwanzig Minuten lang mit diesen nüchternen Daten beschäftigt hatte, fiel ihr ein Name ins Auge, und von einem Moment zum

anderen änderte sich alles.

»Das muss ein Witz sein«, murmelte Jessica. Rasch druckte sie alles aus, was sie gefunden hatte, schnappte sich ihren Mantel und eilte zum Wagen.

Als sie ins Roundhouse zurückkehrte, wartete Byrne bereits auf sie.

Jessica nahm den Ausdruck aus ihrer Mappe.

»Bist du bereit?«, fragte sie.

»Ich liebe Gespräche, die so anfangen.«

Sie reichte Byrne den Ausdruck, den sie von der Grundbuchverwaltung mitgebracht hatte.

»Das ist die Liste der Hauseigentümer?«, fragte er.

»Ja. Am besten, du schaust dir gleich

den letzten Eintrag auf der zweiten Seite an. Der Rest ist ziemlich uninteressant.«

Byrne schlug die zweite Seite auf und überflog die Namen der ehemaligen Besitzer.

»Sieh dir den Eigentümer von 1853 an«, sagte Jessica.

Byrne riss die Augen auf, als er den Namen las. »Ich glaub's nicht.«

»Ging mir ähnlich.«

Er las den Namen noch einmal.

»Johannes Nepomuk Neumann?«

»Höchstpersönlich.«

»Bischof Neumann?«

»Heute der *heilige* Johannes Nepomuk Neumann. Ja, der ist es.«

Jessica hatte den Angestellten in der Grundbuchverwaltung nach den

Besitzverhältnissen gefragt. Es stellte sich heraus, dass die katholische Kirche, die viele Jahre Besitzerin des Hauses gewesen war, den Bischof der Diözese als Eigentümer angegeben hatte.

»Das heißt dann ja wohl, dass das Haus früher eine katholische Kirche gewesen ist?«, fragte Byrne.

»Richtig. Ursprünglich hieß sie St. Adelaide Church. Nachdem die Pfarrei mit einem größeren Pfarrbezirk zusammengelegt worden war, wurde das Gebäude an die Methodisten verkauft. Ich nehme an, dass sich der Kauf für sie mehr oder weniger als Fehlinvestition erwiesen hat. Wie du siehst, wurde das Gebäude seitdem auf unterschiedlichste Weise genutzt.«

»Dem Haus haftet noch immer eine Aura des Katholischen an«, murmelte Byrne.

Jeder andere hätte wegen dieser Bemerkung vermutlich die Stirn gerunzelt, Jessica aber sagte nur: »Stimmt.«

Sie wusste, dass »Aura« für Byrne etwas anderes bedeutete als für andere Menschen. Ihr war nicht entgangen, dass ihr Partner noch einmal ins Haus verschwunden war, um sich eine Zeit lang alleine darin aufzuhalten. Schon vor Jahren hatte Jessica gelernt, Byrnes außergewöhnliche Fähigkeiten zu akzeptieren. Sie sprachen kaum darüber, aber das Wissen war stets da und stand zwischen ihnen. Jessica hoffte, dass

Byrne ihr eines Tages alles darüber erzählen würde.

»Und jetzt ist niemand mehr als Eigentümer des Hauses eingetragen?«, fragte Byrne.

Jessica schüttelte den Kopf. »Seit zehn Jahren hat niemand mehr Steuern für das Haus bezahlt. Ich habe die letzten Eigentümer überprüft. Sie haben ihre Geschäfte längst aufgegeben.«

Byrne heftete die Dokumente der Grundbuchverwaltung in die Akte und schaute sich ein paar Außenaufnahmen des Gebäudes an, das einst die St. Adelaide Church gewesen war. »Das X auf dem Laternenpfahl muss eine Bedeutung haben.«

»Ja«, pflichtete Jessica ihm bei. »Wir

sollten alles in ViCAP eingeben.«

Das ViCAP war eine Datenbank zur Verfolgung von Gewaltverbrechern, die 1985 vom FBI eingeführt worden war und in der Morde, Vergewaltigungen und Fälle registriert wurden, in denen es um vermisste Personen sowie um nicht identifizierbare sterbliche Überreste ging. Die im ViCAP eingegebenen Informationen standen Polizeibehörden auf der ganzen Welt zur Verfügung. ViCAP bot Ermittlern die Möglichkeit, ihre Beweismittel mit sämtlichen anderen Fällen in der Datenbank zu vergleichen und nach Ähnlichkeiten zu suchen.

Jessica zeigte mit dem Daumen über die Schulter in die Richtung, in der die

Rechtsmedizin an der University Avenue lag. »Und wie sieht es in dieser Sache aus, Romeo?«

»Judy hat versprochen, die Fingerabdrücke unseres Opfers vorrangig zu behandeln«, sagte Byrne. »Sie ist schon dabei.«

»He, Leute«, ertönte eine Stimme hinter ihnen.

Jessica und Byrne drehten sich um. Josh Bontrager stand in der Tür des Büros.

»Was gibt's, Josh?«, fragte Jessica.

»Ich hab da was, das ihr euch ansehen solltet.«



Die Abteilung, in der die Filme der Überwachungskameras ausgewertet wurden, befand sich im Erdgeschoss des Roundhouse. In dem großen Raum standen lange, geschwungene Tische in drei stufenförmig angeordneten Reihen. Auf jedem Tisch standen mehrere Monitore, auf denen die Ermittler sich die Aufzeichnung sämtlicher polizeilicher Überwachungskameras in Philadelphia anschauen konnten, die zu Hunderten in der Stadt installiert waren.

Vorne im Raum stand ein überdimensionaler Monitor mit einer Diagonalen von drei Metern. Auf diesem Monitor konnte zu jedem Zeitpunkt jedes Bild jeder Überwachungskamera der Stadt gezeigt werden.

Als Jessica, Byrne und Josh Bontrager den Raum betraten, arbeiteten dort vier Techniker. Bontrager führte Jessica und Byrne zu einem Monitor am hinteren Ende der obersten Reihe. Auf dem Bildschirm war eine aus der Vogelperspektive gemachte Nachtaufnahme einer Straßenecke zu sehen, die ihnen inzwischen vertraut war.

»Sind das die Aufnahmen der Überwachungskamera, die auf den Laternenpfahl gerichtet ist?«, fragte Byrne.

Bontrager setzte sich vor den Monitor. »Ja. Wie ihr seht, nimmt die Kamera den Bereich von dem Zugang zur Gasse neben dem Haus bis zur linken Seite der

Haustür auf.«

»Wie weit reichen die Aufnahmen zurück?«, fragte Byrne.

»Die Aufzeichnungen dieser Kamera werden nach zwei Wochen gelöscht. Wir haben also Aufnahmen von unserem Opfer und einer anderen Person, die das Gebäude betreten hat. Oder vielmehr, Aufnahmen von ihren Schatten.«

Bontrager tippte auf ein paar Tasten des Laptops, der an den Monitor angeschlossen war. Das Bild auf dem kleinen Bildschirm war sehr dunkel, doch Jessica erkannte dennoch einige Details. Genau vor der Kirche parkte ein heller Van. Der Platz vor dem Van war leer. Ab und zu kam jemand vorbei und ging die Amber Street hinauf oder

hinunter.

Immer wieder schaute Jessica auf die Zeitangabe. Als 22. 05. 44 Uhr angezeigt wurde, hielt Bontrager die Aufnahme an.

»Okay, jetzt sehen wir zwei Personen, die von rechts ins Bild kommen. Es sieht jedenfalls nach zwei Personen aus. Was außerhalb des Bildes ist, wissen wir nicht.« Bontrager zeigte auf die untere rechte Ecke des Monitors. »Wie ihr seht, zögern sie, ehe sie in die Gasse gehen. Ihr wisst ja, dass es eine Sackgasse ist.«

»Gibt es Aufnahmen, auf denen man die beiden besser erkennen kann?«, fragte Byrne.

Bontrager schüttelte den Kopf. »Nur von unserem Opfer, und das sieht man auch nur eine Sekunde.«

Die Aufnahme lief in Zeitlupe weiter. Einen kurzen Augenblick fiel das Licht der Straßenlaterne auf das Profil der Gestalt auf der linken Seite. Obwohl Jessica es nicht vor Gericht geschworen hätte, glaubte sie, große Ähnlichkeiten zwischen diesem Mann und dem Mordopfer zu erkennen. Es sah nicht so aus, als hätte ihn jemand gezwungen, in die Gasse einzubiegen. Er zögerte zwar sekundenlang, schien dann aber freiwillig zu gehen. Eine Sekunde später sahen sie nur noch Schatten an der Mauer der Gasse, einen davon mit einer spitzen Kapuze auf dem Kopf. Dann waren beide verschwunden.

»Gibt es keine Aufnahmen aus einer anderen Perspektive?«, fragte Byrne.

»Leider nicht. Die Überwachungskamera wurde aufgestellt, um die Aktivitäten an der Straßenecke aufzunehmen. Wir können froh sein, dass wir das hier haben.«

»Kannst du es zurückspulen?«, fragte Jessica.

Bontrager ließ die Aufnahme zurücklaufen und spielte sie noch einmal ab. Dann isolierte er den Teil, auf dem das Opfer am besten zu erkennen war.

Jessica schaute auf das Datum. Das Bild war vor anderthalb Wochen aufgezeichnet worden. »Wartet mal. Soll das heißen, dass er *zehn Tage* da unten in dem Keller war?«

»Sieht ganz so aus«, meinte Bontrager. »Ich habe den Film vorlaufen lassen.

Außer der Person mit der spitzen Kapuze, von der wir nur den Schatten sehen, geht niemand in die Gasse oder kommt heraus.« Er zeigte auf die Zeitangabe in der Ecke. »Jeden Abend um dieselbe Zeit.«

»Immer gegen zehn Uhr abends?«, fragte Jessica.

»Immer gegen zehn Uhr abends.«

Der Gedanke, dass jemand zehn Tage lang mit Stacheldraht an einen Stuhl gefesselt in einem dunklen, feuchten Kellerraum saß, voller Furcht und von schrecklichen Schmerzen gepeinigt, jagte Jessica einen kalten Schauer über den Rücken.

Bontrager spielte die nächsten zehn Tage der Aufnahme im Schnelldurchlauf

ab. Jeden Abend gegen zweiundzwanzig Uhr ging eine Gestalt in die Gasse hinein und kam ein paar Minuten später wieder heraus. Mehr als den Schatten der spitzen Kapuze konnten sie allerdings nicht erkennen.

»Jetzt kommen wir zu gestern Abend«, sagte Bontrager.

Er drückte auf eine Taste. Ein paar Sekunden später kam die Person ins Bild, blieb kurz stehen und hob beide Hände, als würde sie einen Segen sprechen. Dann streckte sie eine Hand aus und markierte den Laternenpfahl mit dem X, das Jessica und Byrne vor dem Haus entdeckt hatten. Kurz darauf ging die Gestalt nach rechts aus dem Bild. Jessica schaute auf die Zeitangabe. Es

war 22. 10. 54 Uhr.

»Gibt es eine Möglichkeit, bessere Aufnahmen zu bekommen?«, fragte Jessica.

»Besser nicht, aber größer.«

Bontrager spulte den Film zurück zu der Stelle, als die Gestalt mit der Kapuze das X auf den Laternenpfahl gemalt hatte. Dann drückte er auf mehrere Tasten, worauf das Bild auf dem riesigen Monitor vorne im Raum erschien. Die Stelle des Films wurde Bild für Bild gezeigt. Bontrager stand auf, ging zwischen den Reihen hindurch und stellte sich vor den überdimensionalen Monitor, der nun die Gestalt mit der Kapuze zeigte, wie sie mit erhobenen Händen dastand. Jessica

und die anderen sahen, dass die Person weiße Hände hatte. Vielleicht trug sie auch Handschuhe.

»Ich glaube nicht, dass wir es schaffen, mehr Details herauszuarbeiten«, sagte Byrne.

»Stimmt«, pflichtete Bontrager ihm bei. »Ich habe die Techniker gefragt. Der Film wurde in der Nacht bei schlechten Lichtverhältnissen aufgenommen. Was wir hier sehen, ist alles, was wir kriegen können.«

»Können wir einen Ausdruck von dem Bild bekommen?«, fragte Byrne.

»Klar.« Bontrager schaute auf die Uhr. »Ich will mit Maria noch mal die Leute in der Gegend des Tatorts befragen. Es könnte sein, dass jemand von der

anderen Seite der Amber Street etwas gesehen hat.«

Während Byrne das Bild auf dem großen Monitor betrachtete, kehrte Bontrager an den Tisch zurück und nahm seine Sachen. Er zögerte einen Moment.

»Was ist, Josh?«, fragte Jessica.

»Sie ist wirklich hübsch.« Er drehte sich zu Jessica um und errötete. »Das habe ich jetzt laut gesagt, nicht wahr?«

Jessica lächelte. »Ich fürchte, ja. Du sprichst über Maria?«

Bontrager nickte verlegen.

»Ja, sie ist sehr hübsch«, pflichtete Jessica ihm bei.

Bontrager senkte die Stimme. »Weißt du zufällig, ob sie ... hm ... ob sie einen Freund hat?«

Maria Caruso hatte zwar eine Beziehung zu einem Lieutenant aus dem dreiundzwanzigsten Revier, aber die beiden trennten sich ständig. Wenn Jessica sich nicht irrte, hing diese Beziehung nur noch am seidenen Faden.

»Ich glaube nicht, Josh.«

»Ich frage mich, was passieren würde, wenn ich sie zu einem Drink einlade ...«

»Zwei Welten prallen aufeinander. Der Himmel würde auf die Erde niederstürzen, und die Meere würden austrocknen. Ich glaube, wir hätten nicht mal mehr Kabelfernsehen.«

»Okay, okay«, sagte Bontrager. »Jetzt mal im Ernst. Glaubst du, sie würde sich mit mir treffen?«

»Warum denn nicht?«

»Möchtest du die lange Liste hören oder die kurze?«

Jessica musste lächeln. Josh Bontrager war furchtbar schüchtern.

»Ich glaube, du solltest es versuchen, Detective. Es gibt keinen besseren Zeitpunkt als diesen Augenblick, oder?«

Bontrager dachte kurz nach. »Du hast recht. Vielleicht frage ich sie.« Er zog seinen Mantel an. »Danke, Jess.«

Er reckte die Schultern und verließ mit federnden Schritten den Raum.

Ein paar Minuten später erschien ein Streifenbeamter in der Tür. »Detective Byrne?«

Byrne drehte sich zur Tür um. »Ja?«

Der Polizist hielt ein paar Unterlagen hoch. »Das habe ich gerade von den

Kollegen aus der Kriminaltechnik bekommen, Sir. Es geht um die Fingerabdrücke.«

Byrne ging zu ihm, schaute sich die Dokumente an, nickte dem Streifenbeamten zu und kehrte mit den Unterlagen zu Jessica zurück.

»Sieht so aus, als hätten wir eine Identität«, sagte er. »Unser Opfer heißt Daniel E. Palumbo.«

»Dann war er im System«, sagte Jessica.

»Ja.«

Jessica, die sich an die Nadeleinstiche auf den Armen des Opfers erinnerte, vermutete, dass der Mann irgendwann in der Datei erfasst worden war. Sie warf noch einen Blick auf den Monitor, auf

dem die Fassade des Hauses – der ehemaligen Kirche – zu sehen war. Jetzt kannte sie den Namen des Mannes, der in diesem Keller die Hölle auf Erden erlebt hatte.

»Bist du bereit?«, fragte Byrne sie.

»Das ist jetzt die Retourkutsche für vorhin, was?«

»Palumbo war Polizist.«

Im ersten Moment war Jessica fassungslos. »*Was?*«

Byrne schlug mit einer Hand auf die Unterlagen. »Daniel Palumbo war achtzehn Monate lang Streifenbeamter.«

»Hier in Philly?«

»Hier in Philly.«

»Warte mal«, sagte Jessica. »Er hat nur achtzehn Monate bei der Polizei

gearbeitet? Er war doch noch blutjung.«

»Ja.«

»Warum ist er aus dem Dienst ausgeschieden?«

»Keine Ahnung«, sagte Byrne. »Es interessiert mich aber brennend. Dich nicht auch?«

»Und ob.«



Die beiden Detectives kehrten in die Mordkommission zurück. Jessica setzte sich auf ihren Bürostuhl, rollte zu einem Computer und gab den Namen des Mannes in die Datenbank ein. Nach wenigen Sekunden hatte sie einen

Treffer. Sie verglich das Foto auf dem Monitor mit dem Bild, das sie am Tatort von dem Opfer gemacht hatte. Auf ihrem Bild war das Gesicht des Mannes so sehr mit Blut verschmiert und von Schnitten übersät, dass es kaum noch wie das eines Menschen aussah. Doch Fingerabdrücke logen nie, und Judys fachmännischer Analyse zufolge gab es eine Übereinstimmung von acht Punkten.

Daniel Palumbo war dreiundzwanzig Jahre alt gewesen und in Süd-Philadelphia aufgewachsen. Vor drei Jahren war er Polizist geworden.

Jessica schaute sich die beiden Fotos noch einmal an. Der Mann, den sie im Keller der ehemaligen Kirche gefunden hatte und der dort verblutet war, hatte

endlich einen Namen: Daniel Elias Palumbo. *Streifenpolizist* Daniel Elias Palumbo.

Es gab noch ein paar weitere Informationen über ihn: Wenige Monate nachdem er aus dem Polizeidienst ausgeschieden war, wurde er wegen des Besitzes von Rauschgift verhaftet und verurteilt. Er kam mit einer kurzen Gefängnisstrafe und Sozialstunden davon.

Sie hatten sein Geburtsdatum und einen kurzen Lebenslauf. Jetzt kannten sie auch sein Todesdatum.

»Hat er Verwandte?«, fragte Byrne.

»Ja.« Jessica nahm ihren Mantel und die Schlüssel. »Seine Mutter. Sie wohnt in der Latona Street. Los, beeil dich.«

Auf der Fahrt nach Süd-Philadelphia scrollte Jessica durch die Bilder auf ihrem iPhone und schaute sich die Fotos an, die sie am Tatort aufgenommen hatte, in der ehemaligen St. Adelaide Church.

Die ersten drei Fotos zeigten den Kellerraum, in dem sie Palumbo gefunden hatten. Der Raum sah entsetzlich aus, aber das war nichts im Vergleich zum Zustand der Leiche. Jessica wusste, dass es zahlreiche religiöse Sekten gab, deren Mitglieder sich bei rituellen Handlungen selbst geißelten oder gar verstümmelten. Sie glaubte aber kaum, dass Palumbo sich

selbst mit Stacheldraht umwickelt hatte. Und selbst wenn er es getan *hätte*, müsste er Hilfe gehabt haben, um seine Hände hinter dem Rücken zu fesseln.

Und dann das Buch. *Mein Messbuch*. Gehörte es Palumbo? Es sah aus wie eine Ausgabe für Kinder. Warum trug dieser erwachsene Mann es dann bei sich? Gehörte es ihm? Gehörte es dem Mörder?

Jessica sah sich auch das Bild von dem X auf dem Laternenpfahl noch einmal an. Wenn es mit dem Blut Palumbos gemalt worden war, fanden sie vielleicht Fingerabdrücke auf dem Laternenpfahl. Die verrostete Oberfläche des Metalls konnte allerdings ein Problem darstellen.

Sie hielten an einer Ampel. »Was denkst du?«, fragte Jessica.

»Ich glaube, ich brauche schon wieder einen freien Tag.«

»Meinst du, es war ein Ritualmord?«

»Die Ritualmorde, in denen wir bisher ermittelt haben, waren genau das, nicht wahr? Morde. Der Mann hat noch gelebt, als wir dort ankamen. Ich nehme an, dass er aus einem bestimmten Grund so zurückgelassen wurde. Zehn Tage lang ... mein Gott.«

»Aber warum gerade dort?«

Byrne bog in die Latona Street ein.
»Gute Frage. Vielleicht hat er sich da früher sein Zeug gespritzt. Im Erdgeschoss lagen eine Menge Utensilien herum.«

»Du glaubst doch nicht, dass es ein Drogenmord war?«

Byrne schüttelte den Kopf. »Das bezweifle ich.«

Jessica war derselben Meinung. Das war nicht der Stil eines Drogendealers. In der Regel entschieden diese Typen sich für einen harten, kostengünstigen Schlag auf den Hinterkopf. Obwohl es auch in dieser Branche Sadisten gab. Jessica und Byrne hatten beide schon in Mordfällen in der Drogenszene ermittelt, die mit Beilen, Schaufeln, Buschmessern und diversen anderen Waffen verübt worden waren.

Doch auf den ersten Blick sah es nicht nach einem Mord im Drogenmilieu aus. Allerdings hatte Jessica in ihren

Dienstjahren gelernt, dass man in den ersten Stunden einer Ermittlung nichts ausschließen konnte.

»Und die Tatsache, dass er Polizist war?«, fragte sie. »Könnte der Mord mit seiner Zeit als Streifenpolizist zu tun haben?«

»Möglich«, meinte Byrne. »Könnte gut sein.«



Die Palumbos wohnten in einem gepflegten, weiß getünchten, einstöckigen Reihenhaus in der Latona Street zwischen der Achtzehnten und Neunzehnten. Man gelangte durch eine

schwarze, schmiedeeiserne Sicherheitstür ins Haus. Rechts daneben befand sich der Briefkasten mit der Adresse. Unter dem Fenster auf der Vorderseite stand ein leerer Blumenkasten, braun gestrichen und teilweise mit blauer Plastikfolie umwickelt. Zwei Kellerfenster waren mit Glasbausteinen verkleidet.

Byrne klingelte. Es dauerte nicht lange, bis die Tür geöffnet wurde.

Die Frau, die vor ihnen stand, hatte feuchte blaue Augen mit schweren Lidern und war Ende fünfzig. Sie trug die hellgrüne Dienstkleidung einer Kellnerin. Auf der linken Seite ihrer Jacke war der Name LORRIE aufgestickt. Das erschöpfte Gesicht der Frau ließ

darauf schließen, dass sie ihr Leben lang hart gearbeitet hatte. Sie hielt ein sorgfältig gebügeltes, rosarotes Geschirrtuch in der Hand.

Jessica und Byrne zeigten ihr ihre Dienstmarken und Dienstaussweise.

»Sind Sie Loretta Palumbo?«, fragte Jessica.

»Ja«, sagte die Frau zögernd, als hätte sie diese Frage schon tausendmal beantwortet. Sie blinzelte, als ein kalter Windstoß über sie hinwegfegte.

»Ma'am, ich bin Detective Balzano, und das ist mein Partner Detective Byrne. Wir sind vom Philadelphia Police Department.«

Am Gesichtsausdruck der Frau war abzulesen, dass sie Bescheid wusste. Es

war nicht etwa so, als hätte sie gewusst, dass ihr Sohn tot war, oder dass sie die Umstände seines Todes kannte, aber sie *wusste* es. Ihr Blick ließ erkennen, dass sie schon seit langer Zeit jeden Tag auf diesen Besuch gewartet hatte.

»Sie sind nicht vom Drogendezernat?«, fragte sie.

»Nein, Ma'am«, sagte Byrne. »Dürfen wir reinkommen?«

Die Frau zögerte eine Sekunde, dann trat sie zur Seite. »Verzeihung. Ja, bitte, kommen Sie herein.«

Das Wohnzimmer war sauber und ordentlich. An einer Seite standen ein altes Sofa und ein verschlissener Sessel, die mit Brokatstoff bezogen und von einer durchsichtigen Plastikfolie bedeckt

waren. Auf allen Tischen standen funkelnde Kristallaschenbecher. An den Wänden hingen ein halbes Dutzend Darstellungen von Jesus und der Jungfrau Maria. Auf dem Sims über dem gemauerten Kamin stand ein Bild von Danny Palumbo in der blauen Polizeiuniform mit Mütze. Jessica konnte kaum glauben, dass es sich bei dem gut aussehenden Burschen auf dem Foto um denselben Mann handelte, der in dem eisigen Keller verblutet war.

Was war da geschehen?

»Hält sich im Augenblick noch jemand in diesem Haus auf?«, fragte Byrne.

»Nein. Ich bin allein.«

»Haben Sie einen Sohn, der Daniel heißt?«

»Ja. Danny ist mein Sohn.«

»Wann haben Sie ihn das letzte Mal ...?«

»Er ist tot, nicht wahr?«

Die Frage schwebte einen Moment in der trockenen Luft des überheizten Zimmers. »Ja, Ma'am«, sagte Byrne.
»Es tut mir leid.«

Der Blick der Frau wanderte langsam zwischen Byrne und Jessica hin und her, als hoffte sie, Jessica könnte Byrne widersprechen. Vielleicht wartete sie darauf, dass Jessica ihr sagte, es läge bloß ein Missverständnis vor. Diesen Blick hatte Jessica schon oft gesehen. Doch anders als bei der Diagnose von Krankheiten gab es in der Mordkommission keine zweite Meinung.

»Wir möchten Ihnen unser Beileid aussprechen«, sagte Byrne.

Die Frau durchquerte die Küche, griff in einen Schrank und nahm einen Becher heraus. Es war keine Kaffeetasse, sondern der bunte Plastikbecher eines Kindes. Jessica sah, dass er mit Figuren der Feuersteins bedruckt war. Loretta Palumbo goss nichts in den Becher, keinen Kaffee, kein Wasser und keinen Saft, hielt ihn stattdessen nur fest. Jessica hätte ihrem Partner gerne einen Blick zugeworfen, doch sie hielt sich zurück.

»Was ... was ist passiert?«, fragte Mrs. Palumbo. »Waren es die Drogen?«

Am einfachsten wäre es gewesen, hätten sie die Frage bejahen können. Es

hätte ihren Job erleichtert, hätten sie es auf Rauschgift schieben können, anstatt auf einen irren Mörder.

»Nein«, sagte Byrne. »Wir vermuten, dass er ermordet wurde.«

Loretta Palumbo stützte sich mit einer Hand auf dem Sofa ab. »Aber ... warum?«

»Das wissen wir noch nicht, Ma'am. Wir beginnen gerade erst mit den Ermittlungen. Wir könnten Ihre Hilfe gebrauchen. Ich weiß, dass es ein furchtbarer Schock für Sie ist. Fühlen Sie sich in der Lage, uns ein paar Fragen zu beantworten?«

»Ja«, sagte Loretta. »Ich glaube schon.«

Byrne zog sein Notizheft und einen

Stift aus der Tasche. »Wann haben Sie Danny zum letzten Mal gesehen?«

Die Frau dachte kurz nach. »Vor zwei Wochen. Vielleicht ist es auch etwas länger her.«

»Erinnern Sie sich an den Wochentag?«

Loretta schaute in die Ferne. Jessica kannte auch diesen Blick. Sie wusste, dass jäh auftretender Kummer jedes noch so kleine Detail aus dem Gedächtnis löschen konnte. Der Schock radierte alles aus.

»Es macht nichts, wenn Sie sich jetzt nicht daran erinnern können«, sagte Byrne. »Wir können später darüber reden.«

Loretta Palumbo nickte.

»Hat Danny hier gewohnt?«

»Nein, er wohnt seit Jahren nicht mehr hier. Er ist nur manchmal hiergeblieben, wenn er ...«

Wenn er sich elendig fühlte, dachte Jessica. Wenn er Geld brauchte. Sie schaute sich um. Im Wohnzimmer waren kein Fernseher, kein DVD-Player und keine Stereoanlage zu sehen. Jessica fragte sich, ob Danny dies alles zu Geld gemacht hatte.

»In diesem Haus waren Drogen tabu«, sagte Loretta. »Das konnte ich nicht ertragen.«

Es sah aus, als bekäme sie plötzlich weiche Knie. Byrne lief schnell zu ihr und setzte sie behutsam in den Sessel. Er zeigte auf den Plastikbecher in ihrer

Hand. »Dürfen wir Ihnen einen Schluck Wasser bringen, Ma'am?«

Loretta zog ein Papiertuch aus der Box auf dem Couchtisch und tupfte sich die Augen ab. »Nein, danke.«

Byrne nickte Jessica zu, die nun ihr Notizheft aus der Tasche zog. Byrne steckte sein Notizbuch ein und setzte sich auf die Couch. »Was hat Danny für einen Eindruck gemacht, als er das letzte Mal hier war? Wirkte er besorgt?«

Loretta starrte auf die gerahmten Fotos auf dem Beistelltisch. Auf einem lehnte eine wesentlich jüngere Loretta Palumbo mit einem Baby auf dem Arm am Kofferraum eines Mittelklassewagens aus den Achtzigern. »Er war immer unruhig«, sagte sie. »Schon als Baby.

Immer ruhelos. Er hielt es nie lange an einem Ort aus. Einmal ist er aus seinem Laufgitter geklettert und fast bis zur Ecke gekrabbelt.«

Byrne hörte ihr aufmerksam zu.

»Als sein Vater starb, war Danny erst zehn Jahre alt. Nach der Beerdigung kam er zu mir und hielt den Werkzeugkasten seines Dads in der Hand. Sein Vater war ziemlich geschickt, was das Haus betraf, wissen Sie.«

»Hatte Danny ein eigenes Zimmer, wenn er mal hier schlief?«, fragte Byrne.

»Natürlich.«

»Dürften wir einen Blick hineinwerfen? Vielleicht finden wir etwas, das uns hilft.«

»Ja, sicher. Das Zimmer ist oben auf

der linken Seite«, sagte Loretta.

Byrne blickte Jessica an.

»Übernimmst du das?«, fragte er. »Ich bleibe so lange hier unten bei Mrs. Palumbo.«

»In Ordnung«, sagte Jessica und machte sich auf den Weg.



Jessica nahm zwei Stufen auf einmal, als sie die Treppe hinaufstieg. Plötzlich bekam sie Platzangst in dem engen Reihenhaus und wäre am liebsten sofort gegangen. Es war immer eine schwierige Sache, Angehörigen eine Todesnachricht zu überbringen – es war sogar das

Schlimmste in ihrem Job. Doch aus irgendeinem Grund fand sie es diesmal noch schwieriger als sonst. Es war alles so sinnlos.

Jessica öffnete die Tür des Zimmers auf der linken Seite. Als Erstes fiel ihr auf, wie spartanisch es eingerichtet war. An der Wand mit dem Fenster zur Straße stand ein ordentlich gemachtes Bett mit einer hellblauen Bettdecke, die auf einer Seite aufgeschlagen war. Neben dem Bett stand ein alter Nachtschrank mit einer Lampe, am Fußende eine Kommode. Daneben befand sich ein kleines Bücherregal, auf dem hohe Stapel von Kreuzworträtselheften mit Zahlenrätseln lagen. Das war alles. Keine Bilder, keine Fotos an den

Wänden, kein Läufer, keine Dekorationen irgendwelcher Art. Jessica hatte genügend Erfahrungen mit Morden im Drogenmilieu, um zu wissen, dass Danny Palumbo selbst dieses Zimmer bestimmt nicht so gut in Schuss gehalten hatte.

Zuerst öffnete sie die Schubladen der Kommode, in der ein paar alte T-Shirts und eine Jeans lagen. Sie griff in die Taschen. Leer. In der untersten Schublade lag Dannys Urkunde von der Polizeiakademie. Sie war nicht geraht. Davon abgesehen fand Jessica keine Kleidungsstücke oder andere Dinge, die darauf hinwiesen, dass jemals ein Polizist dieses Zimmer bewohnt hatte.

Jessica ging zum Wandschrank und

öffnete die Tür. Er war leer. Auf der Stange hingen nicht einmal Bügel, und in den Fächern herrschte gähnende Leere. Auf der Innenseite der Tür war ein billiger Spiegel angebracht. Einen Augenblick betrachtete Jessica ihr verzerrtes Spiegelbild und dachte an den Tag zurück, als sie den Abschluss an der Polizeiakademie gemacht hatte, und wie stolz ihr Vater gewesen war. Ob Loretta ebenso stolz auf ihren Sohn gewesen ist?, fragte sie sich. Mit Sicherheit. Jessica hoffte es jedenfalls.

Nachdem sie die Schranktür wieder geschlossen hatte, kniete sie sich auf den Boden und spähte unter das Bett und die Kommode. Sicher ist sicher, sagte sie sich. Doch sie entdeckte bloß ein Paar

grüne Cord-Pantoffeln. Jessica schaute hinein, fand aber nichts. Sie legte die Pantoffeln wieder so unter das Bett, wie sie sie vorgefunden hatte, genau auf den Abdruck, den der Staub hinterlassen hatte.

Sie stand auf, ging zur Tür und trat auf den Flur. Gerade wollte sie die Tür schließen, als die Decke wie magisch ihren Blick anzog.

Sie sah, dass vor der Tür und dem Fenster Zeichen in Gestalt eines Kreuzes in den Putz gebrannt worden waren.



Als Jessica ins Wohnzimmer zurückkam,

standen Byrne und Loretta neben der Tür.

»Kennen Sie Freunde von Danny?«, fragte Byrne. »Jemanden, mit dem wir sprechen könnten, um herauszufinden, wo er sich in den letzten Wochen aufgehalten hat?«

Loretta Palumbo dachte nach. Als sie die Frage beantwortete, spiegelte sich Abscheu auf ihrem Gesicht. »Ein paar Mal hat er einen Freund mitgebracht.«

»Erinnern Sie sich an den Namen dieses Freundes?«

»Er war dreckig. Ich mochte ihn nicht«, spie Loretta hervor. »Ich glaube, Danny nannte ihn Boise oder so ähnlich.«

»Boise? Wie die Stadt in Idaho?«,

fragte Jessica.

»Ich weiß nicht.«

Jessica machte sich eine Notiz.

»Er war HIV-positiv, wissen Sie«, fügte Loretta hinzu. »Sie haben gesagt, die Krankheit sei vor einem Jahr ausgebrochen, und Boise hätte vielleicht nicht mehr lange zu leben. Dann aber ging es ihm besser.«

Jessica warf Byrne einen Blick zu. Das bedeutete für sie zunächst einmal zweierlei. Erstens ging es um das Motiv. Es bestand die Möglichkeit, dass der Mord aus Hass verübt worden war. Möglich war auch, dass er etwas mit Danny Palumbos Zeit als Streifenpolizist zu tun hatte. Zweitens – und das war viel bedeutsamer – waren Jessica und Byrne

mit Danny Palumbos Blut in Berührung gekommen. Sie hatten zwar Handschuhe getragen und sich beide noch am Tatort desinfiziert, sodass sie zu neunundneunzig Prozent auf der sicheren Seite waren, aber Genaues wusste man bekanntlich nie.

»War Ihr Sohn auch HIV-positiv?«, fragte Byrne.

Loretta Palumbo nickte.

»Ich weiß, dass die nächste Frage sehr persönlich ist, aber wir müssen sie dennoch stellen«, sagte Byrne. »War Danny schwul?«

»Nein. Er hat sich angesteckt, weil ... nun ja, wissen Sie ...«

»Weil er eine gebrauchte Spritze benutzt hat.«

Loretta antwortete nicht, aber das war auch nicht nötig.

»Haben Sie ein Handy, Mrs. Palumbo?«, fragte Byrne.

»Ein Handy?«

»Ja, Ma'am.«

»Nein, ich habe nur den Festanschluss.« Sie zeigte auf das schnurlose Telefon an der Wand in der Nähe der Küchentür.

»Ich habe mein Handy im Wagen vergessen«, sagte Byrne. »Dürfte ich Ihr Telefon benutzen? Es ist ein Ortsgespräch und dauert nicht lange.«

»Kein Problem«, sagte sie. »Bitte.«

Byrne durchquerte das Zimmer, nahm den Hörer ab und wählte eine Nummer. Nach ein paar Sekunden legte er wieder

auf. »Es meldet sich niemand.«

Als er seinen Mantel zuknöpfte und sich zum Gehen wandte, wies er auf die gerahmten Darstellungen von Christus an den Wänden. »Wie ich sehe, sind Sie eine fromme Frau.«

Loretta Palumbo reckte die Schultern.
»Der Herr ist mein Heil.«

»War Danny ebenfalls gläubig?«

»Ja. Er wurde getauft und gefirmt. Und er ging zum Katechismusunterricht.«

»Hat er die Erstkommunion empfangen?«

»Ja.« Loretta ging zu einem der Beistelltische, auf dem ein Dutzend gerahmter Fotos stand, und hielt eines davon hoch. Der vielleicht achtjährige Daniel Palumbo posierte auf dem Bild in

einem langärmeligen Hemd und mit einer schmalen weißen Krawatte für einen Fotografen. »Er war ein sehr frommer Junge.«

»Wissen Sie, ob er ein kleines weißes Gebetsbuch besaß?«

»Ein Gebetsbuch?«

»Ja, Ma'am. Ein kleines Buch, das ›mein Messbuch‹ heißt.«

Sie hatten überlegt, ob sie Loretta das Foto zeigen sollten, das sie am Tatort von dem Buch gemacht hatten. Da es allerdings blutverschmiert war, hielten sie es für keine gute Idee.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Loretta. »Als er klein war, las er ständig in der Bibel. Wie es in letzter Zeit war, weiß ich nicht.«

Byrne zog ein kleines Kästchen mit Visitenkarten aus der Tasche und nahm eine heraus. »Ma'am, ich möchte Ihnen noch einmal im Namen der Stadt Philadelphia unser Mitgefühl aussprechen. Es könnte sein, dass wir Ihnen noch weitere Fragen stellen müssen.« Er reichte ihr die Visitenkarte. »Ein Familienangehöriger muss den Leichnam identifizieren.«

Loretta nickte. »Es gibt nur mich. Weitere Verwandte haben wir nicht.«

Byrne nahm ihre Hand und hielt sie einen Moment fest. »Ich gebe Ihnen Bescheid, wenn wir Sie brauchen, und holen Sie ab. Sie werden nicht alleine sein. Ich versichere Ihnen, dass das gesamte Police Department Ihre Trauer

teilt. Danny war einer von uns, und das wird er immer bleiben.«

Loretta trat vor und umarmte Byrne. Jessica hatte den Eindruck, dass so etwas sonst gar nicht die Art dieser Frau war. Nun aber, da ihr Ehemann und ihr Sohn tot waren, war es die vielleicht letzte Gelegenheit, jemanden zu umarmen.

Offenbar spürte Byrne es ebenfalls. Er legte seine großen Hände behutsam auf Lorettas Rücken und wartete, bis sie sich aus der Umarmung löste.

Dann straffte er die Schultern und schaute ihr in die Augen. »Rufen Sie mich an, wenn Sie etwas brauchen. Egal, was es ist.«

»Gott segne Sie«, sagte Loretta.

»Danke, Ma'am. Danke.«



Schweigend gingen sie zum Wagen zurück. An diesem Wintertag war es bitterkalt, aber wenigstens hatte der Wind nachgelassen. Als sie auf dem Bürgersteig standen und warteten, bis die Straße frei war, durchbrach die Sonne die Wolken und tauchte alles in mattes Licht.

»Es war sein Kinderbecher, den Loretta aus dem Schrank geholt hat, nicht wahr?«, fragte Jessica.

Byrne nickte. »Ja, vermutlich.«

»Er war dreiundzwanzig Jahre alt, und

sie bewahrt noch immer den Becher von dem sabbernden Baby auf. Sein Becher mit den Feuersteins. Das war das Erste, woran sie gedacht hat.«

»Ja.«

»Mein Gott, Kevin.«

Die Straße war frei. Sie überquerten sie trotzdem nicht. Keiner von beiden wollte in diesem Augenblick in den Dienstwagen steigen.

»Als ich zur Mordkommission kam, glaubte ich, es würde mit der Zeit einfacher, Angehörigen die Todesnachricht zu überbringen«, sagte Jessica. »Aber so ist es nicht.«

»Ich weiß. Jedes Mal gibt man etwas von sich her.«

»Und bekommt es nicht zurück.«

»Stimmt«, sagte Byrne.

Jessica erinnerte sich an den Tag, als ihre Mutter starb und sie vom Krankenhaus nach Hause kamen. Sie war damals erst fünf Jahre alt gewesen, doch sie erinnerte sich so deutlich, als wäre es gestern geschehen. Sie wusste noch, dass sie mit ihrem Vater und ihrem Bruder in dem kleinen Wohnzimmer ihres Reihenhauses in der Catharine Street saß, und niemand sagte ein Wort. Die Post kam, Nachbarn brachten Essen vorbei, Autos fuhren am Haus vorüber. Ansonsten hörte man nur, wenn der Ofen ansprang. Jessica erinnerte sich, dass sie dankbar war für das Geräusch – für jedes Geräusch, das die schreckliche Stille der Trauer störte.

Wenn Jessica ihren Vater besuchte, der noch immer in dem Haus mit denselben Sofas, Tischen und Sesseln wohnte, in dem Jessica aufgewachsen war, kehrte diese Stille mitunter zurück. Und mit der Stille kamen die Erinnerung an die Wunde in ihrem Herzen, die nichts und niemand heilen konnte, egal, wie lange sie leben würde.

Loretta Palumbo stand am Beginn dieses schweren Weges.



Als sie in den Wagen stiegen, erzählte Jessica ihrem Partner, was sie in Danny Palumbos Zimmer entdeckt hatte.

»Die Kreuze waren *eingebrennt*?«, fragte Byrne.

»Ja. Als hätte jemand sie mit einem Lötkolben in den Putz gebrannt.«

»Und sie waren nur vor der Tür und vor dem Fenster? Nicht in der Mitte des Zimmers? Nicht auf dem Boden oder an den Möbeln? Nirgendwo sonst?«

»Nur an der Decke«, sagte Jessica. »Über der Tür und über dem Fenster. Als hätte Danny versucht, jemanden davon abzuhalten, sein Zimmer zu betreten.«

»Oder es zu verlassen.«

Stimmt, dachte Jessica. Oder es zu verlassen.

Byrne warf noch einen Blick auf Mrs. Palumbos Haus. »Meinst du, es war

Loretta Palumbo, die dich heute Morgen angerufen hat?«

»Ich weiß es nicht.«

Byrne nahm sein Handy, das er stumm geschaltet hatte, aus der Tasche und schaltete den Klingelton wieder ein. Dann drückte er auf ein paar andere Tasten. Jessica wusste, was Byrne überprüfte. Er hatte die Nummer seines Handys gewählt, um Loretas Telefonnummer zu erfahren. Wenn sie eine Liste der Anrufe anforderten, die an diesem Morgen bei der Mordkommission eingegangen waren, könnten sie feststellen, ob der Anruf von dieser Nummer aus erfolgt war. Dieses Vorgehen war einfacher und schneller, als eine richterliche Verfügung zu

erwirken, um eine Aufstellung von Loretta Palumbos Telefongesprächen von ihrem Festanschluss anzufordern.

Byrne steckte das Handy wieder ein.

Als Jessica sich anschnallte, drehte sie sich zu dem Reihenhaus um und schaute auf das Fenster im ersten Stock. Sie sah einen Schatten hinter den dünnen Vorhängen. Es war Loretta Palumbo. Sie stand im Zimmer ihres toten Sohnes.

Es stank fürchterlich. Zuerst glaubte Shane, es handle sich um eine köstliche Mischung aus verdorbenem Fisch und verfaulten Zitronen, die eine leichte Note von feuchtem Kaffeesatz durchdrang. Doch schon bald bemerkte er den unverkennbaren Geruch von benutzter Katzenstreu.

Es gab nichts, was die Nasenschleimhäute stärker reizte als diese Mischung aus Katzenstreu mit Kiefernduft und Katzenkot. Shane war so geübt und hatte sich – wie Weinkenner sagen – ein so feines Näschen angeeignet, dass er schon beim ersten

Atemzug den Unterschied zwischen klumpender und herkömmlicher Katzenstreu erkennen konnte.

Es war aber nicht etwa so, als käme dieses Thema in dem kleinen Kreis von Freunden, mit denen er sich im Le Bec Fin oder im Striped Bass zum Essen traf, oft zur Sprache.

Den Gestank des Fisches und der Katzenstreu durchdrang der Geruch fauler Bananenschalen, verdorbenen Essigs und mehrere Monate alter Tomatensoße. Shane musste daran denken – nicht zum ersten Mal –, dass seine Fähigkeit, Menschen zu durchschauen, größtenteils auf seinem Talent beruhte, in ihrem Müll zu lesen wie in einem offenen Buch.

Die Menschen *waren* ihr Müll.

Heute Abend hatte er sich ein wenig Erkältungssalbe unter die Nase gerieben, sodass der Geruch nicht ganz so stark war. Shane stand in einer Nische hinter einem eleganten Reihenhauss in Society Hill. Lange konnte er sich dort nicht aufhalten. Es gehörte nicht zum Plan, mitten auf die Delancey Street zu kotzen.

Wie immer durchwühlte Shane zuerst die Papiersachen. Wenn es um Papier ging, war er in seinem Element. Obenauf lag ein Stapel von Katalogen: Restoration Hardware, Crate & Barrel, Pottery Barn, L. L. Bean, Land's End. Alles Kataloge, die auf einen gut verdienenden Yuppie schließen ließen. Shane versuchte, die Kataloge vorsichtig

voneinander zu trennen. Man wusste nie, was die Leute alles als Lesezeichen in Büchern oder Katalogen benutzten. Einmal hatte er in einer Ausgabe von *Field & Stream* einen intimen Brief gefunden. Ein verheirateter Mann mittleren Alters hatte diesen Brief an eine junge Frau geschrieben, die als Kellnerin im Familienrestaurant Denny's arbeitete, nicht weit von dem Haus entfernt, in dem der Mann wohnte. Er hatte nur vergessen, den Brief abzuschicken.

Heute Nacht fand Shane nichts in den Zeitschriften und Katalogen. Er schaute sich die Adressaufkleber an. Sie waren alle identisch. Auf sämtlichen Adressaufklebern stand die Anschrift

des Hausbesitzers. Es gab keine abweichende Adresse, die ihm Informationen geliefert oder ihn auf eine neue Spur gebracht hätte.

Neben den Katalogen lag ein Stapel Zeitschriften, die ebenfalls zusammenklebten: *Mac World*, *Architectural Digest*, *Tropical Fish Monthly*.

Ein Mac-User und ein Zierfisch-Liebhaber, dachte Shane und speicherte diese beiden Informationen in seinem gut strukturierten Gehirn.

Dem Mann hatten es Fische angetan. Zierfische. Bunte Zierfische.

Konzentrier dich, Shane.

Er blätterte in den Zeitschriften. Nichts. Das einzige lose Papier waren

die beigegefügt Postkarten, mit denen die Zeitschriften hartnäckig um Abonnenten warben. Shane hatte aus Prinzip noch nie eine dieser Karten benutzt.

Als Nächstes stieß er auf eine Reihe geöffneter Briefumschläge und die dazu passenden Rückumschläge. Es handelte sich größtenteils um ungeschickt getarnte Wurfsendungen mit Angeboten für zinsgünstige Kreditkarten. Die Umschläge trugen keine Absender, denn der Empfänger sollte glauben, sie enthielten Rechnungen.

ENTHÄLT WICHTIGE
KONTOINFORMATIONEN! stand vorne in großen Buchstaben auf dem Umschlag. Fast all diese Umschläge, die Shane

fand, waren ordentlich in zwei Teile gerissen. Es gab aber auch einige Leute, die sich die Zeit nahmen, sie in winzige Fetzen zu reißen, nachdem sie vielleicht zum vierten oder fünften Mal damit belästigt worden waren.

Unter dem Papiermüll lagen die Plastikmüllbeutel. Sie stammten aus dem Badezimmer, der Küche und dem Arbeitszimmer. Es war nicht nur ekelhaft, den Inhalt zu durchwühlen, die kleineren Müllbeutel aus dem Badezimmer stellten Shane noch vor ein anderes Problem. Einmal hatte er sich an einer doppelschneidigen Rasierklinge den Finger aufgeschlitzt. Seit diesem Vorfall nahm er stets eine kleine Flasche Desinfektionsschaum mit, wenn er

vorhatte, in Müll zu wühlen.

Die kleinen Müllbeutel, in denen er jetzt stöberte, stammten aus der Küche und enthielten zerdrückte Cola-Light-Dosen, Kaffeebecher aus Pappe mit dem Logo von Starbucks sowie Styroporbehälter von Fast-Food-Gerichten. In diesen Behältern lagen nur die Reste von Sandwiches und Salat und ein paar Zigarettensammel. Auf der Hälfte der Filter klebte Lippenstift.

Mac. Tropische Fische.

Eine Freundin? Eine Affäre? *Eine Prostituierte?*

Shane schaute auf die Uhr. Er hatte noch Zeit.

Der Rest des Mülls bestand aus einem Haufen zerknitterter Tüten aus einem

Schnellrestaurant in der South Street und zwei großen leeren Kartoffelchipstüten. Als Shane die letzte Chipstüte in die Hand nahm, hörte er, dass etwas darin klapperte. In der Tüte steckte irgendein Gegenstand aus Plastik.

Shane schaute nach.

Volltreffer!

Unten in der Tüte lagen vier leere Tablettenröhrchen.

Mit pochendem Herzen nahm Shane die Röhrchen vorsichtig heraus und schüttelte sie, um zu überprüfen, ob sie leer waren. Waren sie.

»Und was haben wir da?«, fragte er leise in die Nacht.

Er hielt das Etikett des ersten Tablettenröhrchens in das Licht seiner

Stabtaschenlampe. Es handelte sich um ein Medikament namens Mirtazapin. Shane hatte noch nie davon gehört. Die anderen hießen Diazepam, Benazepril und Zolpidem.

Der Reporter zog sein Smartphone aus der Tasche, wählte sich ins Netz ein und gab die Namen der Medikamente ein. Mirtazapin wurde zur Behandlung von Depressionen eingesetzt. Das Benazepril war ein Blutdrucksenker. Die beiden anderen – Diazepam und Zolpidem – kannte Shane nur zu gut. Es waren die Namen der Arzneistoffe von Valium beziehungsweise Stilnox.

Mal sehen, dachte er. Bluthochdruck, Depressionen, Angst und Schlaflosigkeit.

Dieser Mann war am Ende und schluckte jede Menge billiger Medikamente.

Geizkragen.

Die Leute kapierten einfach nicht, dass das Wühlen in ihrem Müll genauso aufschlussreich sein konnte wie eine Führung durch ihr Haus. Aus Shanes Perspektive sogar noch aufschlussreicher. Im Haus konnte man Dinge in einem Safe oder sonst irgendwo verstecken; man konnte Besucher davon abhalten, bestimmte Zimmer zu betreten, und man konnte Schränke und Truhen abschließen. Wenn man Dinge in einen Mülleimer warf, dachte man selten daran, dass alles zusammen ein interessantes Bild ergab.

Shane war ein echter Profi auf diesem Gebiet. Er konnte den Verlauf der Woche einer Person aus deren Müll rekonstruieren. Das war ihm schon oft gelungen. Montag war ganz unten, dann kam der Dienstag, der Mittwoch; so ging es weiter bis zu dem Tag, an dem der Müll abgeholt worden war.

Zu Hause führte Shane eine Datenbank, in die er alle interessanten Dinge eintrug, die er im Müll in den verschiedenen Vierteln Philadelphias fand. Er war in vielerlei Hinsicht ein Archäologe.

Er schaute wieder auf die Uhr. Es wurde höchste Zeit.

Shane stopfte den ganzen Dreck zurück in den Müllbeutel. Es passte

nicht alles hinein. Es passte nie alles hinein. Das war eines der großen Rätsel des Lebens. Vor dem gleichen Problem stand man, wenn man sich einen tragbaren Fernseher oder ein anderes sonderbar geformtes Gerät kaufte. Wenn man es zurückgeben wollte, schaffte man es nie, sämtliche Teile, die Kabel, die Handbücher und Adapter wieder in den Karton zu packen. Shane nahm an, dass genau das in der Absicht der Hersteller lag. Er fragte sich oft, wie viele Leute irgendeinen Mist behielten, weil sie nicht zugeben wollten, dass sie das Zeug nicht mehr in den Karton bekamen.

Das war einer der Gründe, warum Shane immer eine Auswahl an Plastikmüllbeuteln bei sich hatte. Wenn

man gezwungen war, einen Teil des Mülls in einen neuen Beutel zu stopfen, war es wichtig, dass Marke, Größe und Farbe denen der anderen Beutel entsprachen, um keinen Verdacht zu erregen. Was machte es schon aus, wenn noch ein zusätzlicher Abfallbeutel im Müll lag? Die Leute erinnerten sich nie, wie viele Müllbeutel sie hinausgetragen hatten. Doch wenn sie eine fremde blaue Tüte zwischen den eigenen schwarzen Tüten fanden, war es ein deutlicher Hinweis darauf, dass etwas nicht stimmte. Deshalb hatte Shane immer Mülltüten in drei Farben und fünf Größen bei sich.

Shane stopfte den gesamten Müll wieder in die Müllbeutel und schuf

Ordnung. Dann warf er einen Blick auf das Foto auf seinem Handy, das er aufgenommen hatte, als er angekommen war, und schob zwei Müllbeutel näher an die Hauswand heran.

Perfekt.

Er wollte gerade gehen – seine Beute, die vier leeren Tablettenröhrchen, in der Hand –, als sein Handy vibrierte. Es war eine kurze SMS:

VERDAMMTER MIST!

Ich komme, dachte Shane. Miststück.



Shane fuhr nach Nord-Philadelphia. Er parkte den Wagen, kroch auf die Rückbank und schaute sich in alle Richtungen um. Als er sein Sweatshirt und das Unterhemd auszog, spähte er zu den Reihenhäusern auf der rechten Straßenseite hinüber. Es waren diese mit Schindeln gedeckten Häuser, die das Bild in vielen Straßen in Nord-Philadelphia prägten. An der Ecke sah Shane eine Art Bodega und einen geschlossenen Sandwich-Shop. Keine besonders aufregende Filmkulisse.

Shane wühlte in seiner Sporttasche nach den Erfrischungstüchern, nahm zwei heraus und wischte damit über die Haut unter den Achseln. Währenddessen blickte er zur anderen Seite der Straße.

Neben einem Perückenladen und einem Fingernagelstudio befand sich eine Kneipe. Interessant! Er rahmte das Schild der Kneipe mit den Händen ein und hatte eine Spielbergsche Inspiration. Perfekt.

Shane zog ein Anzughemd an. Ebenso wie Müllbeutel hatte er immer eine Auswahl sauberer, gestärkter Hemden im Auto, die ordentlich gefaltet auf der Rückbank lagen.

Anschließend griff er nach dem Bügel, auf dem mehrere Krawatten hingen, und zog eine herunter. Er stieg aus, stopfte das Hemd in die Hose und knotete die Krawatte. Niemand auf Erden konnte eine Krawatte ohne einen Spiegel schneller binden als er.

Nicht vergessen: einen Beitrag darüber beim Sender einreichen.

Shane ging zum Kofferraum, öffnete den Deckel und zog den Reißverschluss eines Kleidersacks auf. Er zog ein Jackett und einen Kaschmirmantel an.

Nun begann er mit den Sprechübungen – rote Schuhe blaue Schuhe rote Schuhe blaue Schuhe – und atmete tief ein.

Während er sich in dem getönten Heckfenster betrachtete, ließ er sich von dem großartigen verstorbenen Roy Scheider inspirieren (der sich wiederum von dem großartigen verstorbenen Bob Fosse inspirieren ließ) und sagte:

»Showtime.«



Als Shane die Ecke erreichte, stand Cyndy bereits da. Sie trat von einem Bein aufs andere und blies in ihre Hände, obwohl sie Handschuhe trug. Shane kam nur wenige Minuten zu spät, aber mit Cyndy Jovovich wollte es sich niemand verscherzen.

Shane arbeitete gerne mit Cyndy zusammen. Die Kamerafrau trug den Spitznamen Mortal Cyn, was mit ihrer Furchtlosigkeit zu tun hatte, Nahaufnahmen von einer Leiche zu machen. Sie war über eins achtzig groß und wog fast hundert Kilo. Mehr als einmal hatte sie bei einer Story die Regie übernommen. Shane zog es vor, seine eigenen Kämpfe auszutragen, aber er war nicht dumm. Cyndy könnte einen

Eishockeyprofi mit einem Faustschlag umhauen.

»Du verdammte Diva«, sagte sie. »Ich warte schon eine Ewigkeit.«

»Nein, tust du nicht.«

Cyndy war die heißeste Kamerafrau im Fernsehsender. Aus irgendeinem Grund waren die meisten Kameralleute, mit denen Shane bei den verschiedenen Sendern zusammengearbeitet hatte, Frauen. Ihm sollte es nur recht sein, denn er zog Frauen vor. Und von all diesen Frauen war Cyndy Jovovich die Beste.

Leider wusste sie das auch.

Sie drehten einen kurzen Beitrag zu einem Thema, über das Shane schon vor einer Woche berichtet hatte. Es ging um ein Mitglied des Stadtrats. Wegen des

Verdachts der Korruption und Schmiergeldzahlungen wurde gegen diesen Mann ermittelt. Heute Nachmittag war bekannt gegeben worden, dass er von allen Anschuldigungen freigesprochen worden war. Der Mann hatte es abgelehnt, einen öffentlichen Kommentar abzugeben. Deshalb hatten sie beschlossen, gegenüber von seiner bescheidenen Anwaltskanzlei im ersten Stock des Hauses, in dem die Kneipe untergebracht war, Stellung zu beziehen und einen Livebericht zu senden.

Shane trat mit Cyn zur Seite und zeigte ihr, was er sich ausgedacht hatte. Sie schüttelte den Kopf, stellte die Kamera auf das Stativ, justierte und fixierte sie. »Du bist abgrundtief schlecht, Shane.«

»Trotzdem willst du nicht mit mir
vögeln.«

»Selbst dann nicht, wenn du der
einzige Schwanz im Delaware Valley
wärest.«

Shane lachte. Das Beste an Mortal
Cyn war, dass sie keinen Hehl daraus
machte, lesbisch zu sein. Shane hingegen
betonte seine Heterosexualität, deshalb
gab es niemals sexuelle Spannungen
zwischen ihnen. Trotzdem mochten es
beide, ständig sexuelle Anspielungen in
ihre Gespräche einfließen zu lassen.

Cyn schaltete das Licht ein und zählte
leise herunter.

Genau einunddreißig Sekunden später
sagte Shane seinen gewohnten Spruch
auf:

»Hier ist Shane Adams von den Action News.«

In diesem zweiten Bericht über das Mitglied des Stadtrats (jeder Einwohner Philadelphias war überzeugt, dass der Kerl Schmiergeldzahlungen kassiert hatte) spielte der Hintergrund eine besondere Rolle. Sie hatten die Kameraeinstellung sorgfältig ausgewählt, sodass ein Teil des Neonschilds der Kneipe, die den passenden Namen KORRUPT KRÖTE trug, mit im Bild war. Während Shane nun seinen Kommentar sprach, leuchtete über seiner linken Schulter in gelben Neonbuchstaben das Wort KORRUPT.

Shane schaute sich die Aufnahme auf dem Display der Kamera an.

Perfekt.

Er liebte seinen Job.



Als Shane wieder zu Hause war, duschte er und rasierte sich mit dem Elektrorasierer. Dann massierte er Gesichtswasser und Feuchtigkeitscreme ein. Neben dem Badezimmerspiegel stand immer ein Foto seines Gesichts in Originalgröße, das er jeweils am ersten Tag eines jeden Monats aufnahm. Das machte er mittlerweile seit fast zehn Jahren. Er hatte einen Ordner mit mehr als hundert Fotos. Auf diese Weise dokumentierte er die Veränderungen

seines Gesichts, die sein Leben widerspiegeln. Shane hatte sich niemals einer Schönheitsoperation unterzogen, hatte niemals seine Haut abschleifen lassen und sich keine einzige Botoxspritze setzen lassen, legte aber großen Wert auf eine intensive Gesichtspflege, da er unverkennbar älter wurde.

Er setzte sich im Bademantel vor seinen iMac, öffnete die Datenbanken und klickte den Datensatz an, den er brauchte. Nachdem er iPhoto gestartet hatte, öffnete er den entsprechenden Ordner.

Zum ersten Mal war die Frau ihm aufgefallen, als sie vor ungefähr sechs Monaten aus einem Reihenhaus in der

Fitzwater Street gekommen war. Seitdem hatte er sie ein paar Mal beobachtet. Die große Frau mit den langen Beinen hatte kastanienbraunes Haar und war stets elegant gekleidet. Sie schien über eine so große Schuhkollektion zu verfügen, als wollte sie Imelda Marcos Konkurrenz machen.

In den letzten drei Monaten hatte Shane ihren Müll jede zweite Woche systematisch durchwühlt und sorgfältig die Informationen, die ihm nützlich sein könnten, in die ständig anwachsende Datenbank eingegeben.

So wusste er zum Beispiel, dass sie den *Wine Spectator* abonniert hatte und gerne Barolo zum Essen bestellte, was drei verschiedene Rechnungen eines

schicken Restaurants in der Stadtmitte belegten. Sie las gerne Bücher von Sue Miller und hatte sich kürzlich *The Good Mother* übers Internet bestellt. In drei neueren E-Mails, die sie aus irgendeinem Grund ausgedruckt und später weggeworfen hatte, empfahl sie das Buch mehreren Freundinnen.

Außerdem ließ sie sich mexikanisches Essen nach Hause liefern – donnerstagabends meist Tapas, freitagabends Frijoles, ein Gericht aus roten Bohnen.

Nicht vergessen: ein Broadway-Stück darüber schreiben.

Shane schloss die Augen und stellte sich die bevorstehende Begegnung vor. Diese Technik hatte er von einem

Psychiater gelernt, den er auf richterliche Anordnung aufsuchen musste, nachdem er in der ersten Woche in seinem Job in Philadelphia mit dem Police Department aneinandergeraten war. Das Gericht war der Ansicht, er könne »labil« sein.

Shane grinste.

Die wissen gar nichts.

Zwanzig Minuten später zog er ein Sakko an, eine Jeans und ein weißes Hemd. Dann verschloss er die beiden Schlösser seiner Tür und verließ das Haus.



Nachdem Shane bei Barnes & Noble am Rittenhouse Square Besorgungen gemacht hatte, betrat er um kurz nach neun Uhr die Bar im Le Meridien. An der Theke war nur noch ein Platz frei. Auf dem Plasmabildschirm wurde ein Spiel der Philadelphia 76ers gezeigt.

Er entdeckte sie auf ihrem Lieblingsplatz mit ihrer übergewichtigen Arbeitskollegin, einer Frau Mitte vierzig in einem marineblauen Hosenanzug. Die Frau hieß Arlene. Das wusste Shane, weil er im Müll eine Weihnachts- und Geburtstagskarte von ihr gefunden hatte.

Shane setzte sich auf einen Platz in ihrer Nähe und steckte die Ohrhörer ins Ohr, ohne die Musik auf seinem iPod einzuschalten. Es war wichtig, dass er

alles mitbekam. Dann schlug er *The Good Mother* auf und begann in dem Buch zu lesen, das er gerade erst gekauft hatte. Aus den Augenwinkeln sah er, dass die Frau kurz zu ihm herüberschaute, ein paar Sekunden später noch einmal. Es war der Blick, den man jemandem zuwarf, wenn man ihn zu kennen glaubte, aber nicht wusste, woher – Schule, Arbeit, Freizeit, Zufallsbekanntschaft. Seitdem die Leute in Philadelphia Shane aus dem Fernsehen kannten, hatte es anfangen. Es bot ebenso viele Vor- wie Nachteile.

Heute Abend war Shanes Popularität entschieden von Vorteil.

»Verzeihung.« Sie beugte sich zu ihm hinüber und berührte seinen Arm. Er

blickte auf ihr Weinglas. Es war fast leer.

Sehr gut.

Shane schaute ihr in die Augen.

Erregung erfasste ihn. Vermutlich hatten Staatsanwälte dasselbe Gefühl, wenn sie einen Zeugen bei einer Lüge ertappten, oder Speerfischangler, wenn sie das untrügliche Ziehen an der Angel spürten.

Er nahm die Ohrhörer heraus und lächelte sie an. »Hallo.«

»Hallo«, erwiderte sie. Sie hieß Danica Evelyn Dooley, war sechsundzwanzig Jahre alt, eins achtzig groß und wog ungefähr sechzig Kilo – mal mehr, mal weniger. Im Augenblick wohl etwas mehr, denn in nur einer Woche hatte sie mehrere Tüten

Schokoladenplätzchen weggeworfen, wie Shane ihrem Müll entnommen hatte. Sie arbeitete bei einer Versicherung, fuhr einen Ford Focus und hatte zwei Brüder mit Namen William und Thaddeus. Außerdem mochte sie Crystal Noir. Sie hatte diesen Duft auch heute Abend aufgelegt.

»Ich kenne Sie irgendwoher«, sagte sie.

Shane lächelte freundlich. »Oh, das glaube ich nicht. Ich würde mich bestimmt an Sie erinnern.«

Sie errötete. »Ich heiße Danica. Das ist meine Freundin ...«

Arlene, hätte Shane gerne gesagt, um die Sache zu beschleunigen, doch er schwieg wohlweislich.

»Arlene«, sagte Danica.

»Ich heiße Shane.« Er reichte beiden Frauen die Hand, wobei er Danicas Hand ein wenig länger drückte, was niemandem entging. »Ich freue mich, Sie beide kennenzulernen.«

Das entsprach nicht ganz der Wahrheit.

Danica zeigte auf Shanes Buch. »Ich fasse es nicht, dass Sie dieses Buch lesen. Ich habe es gerade zu Ende gelesen. Es gehört ab sofort zu meinen Lieblingsbchern.«

Shane steckte die Ohrhörer in die Tasche, um sich ganz dem Gespräch zu widmen. »Ich lese es schon zum dritten Mal«, behauptete er und hielt sein neues Taschenbuch hoch. »Ich hatte mein

erstes Exemplar verliehen und nicht zurückbekommen, da musste ich mir ein neues kaufen.« Shane hatte natürlich alle Kritiken zu dem Buch bei amazon.com gelesen, ehe er das Haus verlassen hatte. Und da er über ein beinahe fotografisches Gedächtnis verfügte, erinnerte er sich fast an jedes Wort. Sollte es die Situation erfordern, könnte er sich in einer Diskussion über das Buch mit Danica gut behaupten. »Jedes Mal, wenn ich es lese, entdecke ich etwas Neues.«

Der Kellner kam an den Tisch. »Was darf ich Ihnen bringen, Sir?«

Shane schaute sich die Weinliste an, obwohl das gar nicht nötig war. Auch diese Information hatte er in seinem

Gedächtnis gespeichert. »Ich nehme ein Glas Barolo.«

»Na, so was«, sagte Danica. »Barolo ist mein Lieblingswein!«

»Darf ich den Damen auch noch etwas bringen?«, fragte der Kellner.

Danica und ihre Freundin wechselten einen Blick, wie Freundinnen es in einer solchen Situation zu tun pflegen, und Arlene verstand die Botschaft. Sie schaute auf die Uhr.

»Für mich nicht, danke«, sagte sie.
»Ich muss gehen.«

Der Kellner wandte sich Danica zu. Sie tippte mit dem Finger auf den Rand ihres Weinglases. »Ich nehme noch ein Glas.«

Ausgezeichnet.

Arlene verabschiedete sich. Shane schüttelte ihr höflich die Hand. Als sie die Bar verlassen hatte, nahm er auf der anderen Seite des Tisches gegenüber von Danica Platz. Sie sah wirklich gut aus. Symmetrisches Gesicht, zarte Gesichtszüge, dezentes Make-up und wenig Schmuck.

Als der Kellner gegangen war, stießen sie an und tranken einen Schluck. »Jetzt weiß ich, woher ich Sie kenne«, sagte Danica. »Aus den Nachrichten!«

Shane lächelte. »Kann sein.«

Sie fuhr sich mit einer Hand durchs Haar und strich sich über die Wange. Es schien sie ein wenig aufgeregt zu machen, mit jemandem zu sprechen, den sie vom Fernsehen kannte. Vielleicht lag

es aber auch an dem zweiten Glas Barolo. Ersteres hätte Shane allerdings besser gefallen.

Danica zeigte auf den Wein und das Buch *The Good Mother*.

»Ich kann nicht glauben, dass wir beide denselben Geschmack haben.«

Du hast ja keine Ahnung, dachte Shane.



Er verließ Danicas Wohnung gegen drei Uhr morgens. Als er zu Hause war, duschte er und bereitete alles vor, was er für den Vormittag brauchte. Sein Tag begann in drei Stunden.

Ehe er ins Bett kroch, öffnete er die Datenbank, fügte ein rotes X in dem Feld neben Danicas Namen ein und sah sich die nächsten Einträge auf der Liste an. Die Liste war auf siebzig Einträge angewachsen.

Shane schlief immer zu dem unaufhörlichen Knacken und Rauschen des Polizeifunkscanners ein, der neben seinem Bett stand. Das machte er schon seit vielen Jahren so. Obwohl er es Leuten gegenüber, die nichts mit seinem Job zu tun hatten, nur ungern zugegeben hätte, konnte er ohne diese Geräuschkulisse nicht mehr schlafen.

Bald schlief er ein und träumte wie jede Nacht seit seinem fünften Lebensjahr von wirbelndem Wasser.

Das Geräusch des Taufwassers
verschläng ihn und betäubte seine Sinne.

*Ehe du in meinem Leib
herangewachsen bist, kannte ich dich.
Ehe du geboren wurdest, wusste ich,
dass du ein besonderer Mensch sein
würdest, hörte er die gespenstische
Stimme seiner Mutter.*

In guten Nächten wiegte ihn das
Geräusch des Wassers in den Schlaf.
In schlechten Nächten ertrank er.

Nachdem sie Daniel Palumbo im Keller des Hauses in Nord-Philadelphia, der ehemaligen St. Adelaide Church, gefunden hatten, nahm die Mordkommission die Ermittlungen auf. In den darauffolgenden Tagen befragten sie mehr als drei Dutzend Personen, die Palumbo entweder gekannt oder sich zur Tatzeit in der Gegend aufgehalten hatten.

Letztendlich erfuhren sie nichts über Danny Palumbos Aktivitäten an dem Tag, als er die verlassene Kirche, in der er zehn Tage später starb, zum ersten Mal betreten hatte, ob nun freiwillig oder nicht.

Der Rechtsmediziner nahm eine Obduktion vor. Die offizielle Todesursache lautete: Tod durch Verbluten. Ein toxikologischer Bericht wurde erstellt und ebenfalls zu den Akten genommen. Bei den Tests wurden außer kleinen Spuren von Heroin und Lorazepam, einem Medikament gegen Angstzustände, auch Spuren eines Wirkstoffs namens Pancuronium gefunden.

Mit Pancuronium hatte Jessica schon einmal im Rahmen einer Mordermittlung zu tun gehabt. Es handelte sich um ein Muskelrelaxans, das bei einer Vollnarkose als unterstützende Maßnahme zur Intubation und Beatmung eingesetzt wurde. In höherer Dosierung

fürhte es zu einer vollständigen Muskellähmung, ohne dass Schmerzen unterdrückt wurden.

Jessica stellte sich vor, wie Danny Palumbo, Hals und Körper mit Stacheldraht umwickelt, auf dem Stuhl gesessen hatte, ohne einen Finger rühren zu können. Als er sich schließlich wieder bewegen konnte, sank sein Kinn vor Müdigkeit auf die Brust, und die geschliffene Spitze des Stacheldrahts bohrte sich in die Halsschlagader.

Am Tatort gab es genügend Teilabdrücke, um die zuständigen Spezialisten in der Kriminaltechnik monatelang auf Trab zu halten, aber das würde nicht geschehen. In einem so alten Haus ging die Anzahl der Personen, die

sich darin aufgehalten und Türen und Türpfosten, Treppengeländer und Fensterrahmen angefasst und dabei vollständige Fingerabdrücke hinterlassen hatten, in die Hunderte. Mit der Zeit bildete sich allerdings auf sämtlichen Oberflächen eine Schicht aus Staub und Schmutz, und es wurde immer schwieriger, deutlich erkennbare Fingerabdrücke sicherzustellen.

Sie hatten ein halbes Dutzend Teilabdrücke durch die Datenbank laufen lassen, ohne eine Übereinstimmung zu finden. Die einzigen deutlichen Fingerabdrücke stammten von dem Opfer. Es waren blutige Abdrücke auf der Rückseite des Holzstuhls, an den er gefesselt war.

Es gab keine Augenzeugen, und es wurde kein Blut einer anderen Blutgruppe am Tatort und am Opfer selbst gefunden. Außerdem befand sich in der Verbrecherdatei keine Eintragung unter dem Namen »Boise«.

Der Stacheldraht, der um Danny Palumbos Körper gewickelt war – letztendlich die Mordwaffe und im Augenblick ihre einzige Spur –, wies keine Besonderheiten auf. Die Ballistiker hatten herausgefunden, dass der Stacheldraht zwischen fünf und fünfzehn Jahre alt war. Er bestand aus verzinktem Stahl und wurde hauptsächlich in der Landwirtschaft eingesetzt. Normalerweise war der Draht nicht spitz genug, um das zu

erreichen, was die offensichtliche Absicht des Mörders gewesen war, deshalb war eine Spitze des Drahts messerscharf geschliffen und genau vor Daniel Palumbos Halsschlagader positioniert worden.

Wo der Stacheldraht gekauft worden war, würde sich vermutlich nie in Erfahrung bringen lassen. Wäre aus einem Laden in Philadelphia Stacheldraht gestohlen worden, und hätte jemand diesen Diebstahl bei der Polizei angezeigt, hätten sie einen Anhaltspunkt. Da aber der Stacheldraht, mit dem man Palumbo gefesselt hatte, in der Landwirtschaft benutzt wurde, hätten sie eine Million Hektar Ackerfläche in Pennsylvania überprüfen müssen.

Auf den Wangen des Opfers hatten sie Fesselspuren und Baumwollfasern gefunden, was darauf schließen ließ, dass Danny Palumbo die meiste Zeit geknebelt gewesen war.

In seiner rechten Schulter fand die Rechtsmedizin Spuren von Metall. War die Person mit der Kapuze, die sie auf der Straße gesehen hatten, in der letzten Nacht vor Danny Palumbos Tod zurückgekehrt und hatte die Spitze geschliffen, damit sie schärfer wurde und in Palumbos Halsschlagader eindringen konnte? Hatte man Danny Palumbo den Wirkstoff, der die Muskeln lähmte, zum Schluss nicht mehr gegeben, sodass er den Kopf bewegen konnte und sich selbst die tödliche Wunde zufügte?

Bei diesem Gedanken lief Jessica ein eiskalter Schauer über den Rücken.

Warum hatte der Mörder Danny zehn Tage lang in den Keller gesperrt?

Warum hatte er ihn nicht sofort getötet?

Hatte der Zeitraum von zehn Tagen irgendeine Bedeutung?

Es musste so sein.

Jessica hatte bei der Erzdiözese von Philadelphia angerufen und als Antwort ein kurzes Fax erhalten. Die Diözese schrieb, was zu erwarten war: Da das Gebäude seit mehr als siebzig Jahren nicht mehr als katholische Kirche genutzt werde, könne man zu dem dort verübten Verbrechen keine Informationen liefern. Sie verwiesen Jessica und das Police Department an die Behörde für Lizenzen

– dort, wo Jessica ihre Recherchen aufgenommen hatte.

Die Kriminaltechniker hatten sämtliche Spuren gesichert und das Absperrband entfernt. Vor der Tür hing nun ein Vorhängeschloss. Kaum jemand, der hier vorbeikam, wäre auf den Gedanken gekommen, dass in diesem Haus ein Mord geschehen war.



Die Labors der Kriminaltechnik befanden sich in einem modernen Gebäude Ecke Achte und Poplar Street. Dort wurden neben den DNA-Analysen die meisten Untersuchungen von

Beweismitteln vorgenommen. Dazu gehörten Fingerabdrücke, Drogen und Medikamente, Waffen jeder Art und Dokumente.

Sergeant Helmut »Hell« Rohmer war Chef der Dokumentenabteilung. Jessica und Byrne hatten mit Hell schon in zahlreichen Fällen zusammengearbeitet.

Hell war mit seinen über eins neunzig ein wahrer Riese. Den Anblick dieses Mannes mit dem kurz geschorenen weiß-blonden Haar und den großen, empfindsamen Händen vergaß man nicht so schnell. Seitdem er eine Kollegin geheiratet hatte, die junge Kriminaltechnikerin Irina Kohl, hatte er fast zwanzig Pfund zugenommen und war viel ruhiger geworden. Die Ehe schien

ihm gut zu bekommen.

Bekannt war Hell Rohmer auch für seine große Auswahl an schwarzen T-Shirts in Größe XXXL. Heute war auf sein T-Shirt aufgedruckt:

SCHWEIGEN IST GOLD.

ABSPERRBAND IST SILBER.



»Ich habe gute und schlechte Nachrichten«, begann Hell. »Ich ...« Er verstummte.

»Was ist los?«, fragte Jessica.

»Mir ist gerade aufgefallen, dass ich das noch nie gesagt habe.«

»Was?«

»Ob ihr zuerst die gute oder die schlechte Nachricht hören wollt. Wenn andere mich das fragen, rege ich mich immer tierisch auf.«

»Darf ich es mir aussuchen?«, fragte Jessica.

»Klar.«

»Zuerst die gute Nachricht.«

»Okay«, erwiderte Hell. »Zu dem kleinen Gebetsbuch kann ich Ihnen einiges sagen. Es war voller Blut, deshalb mussten wir verschiedene Verfahren anwenden, um es zu trocknen. Ein paar Seiten konnte ich nicht trennen, ohne sie zu zerreißen, aber ich glaube, für den Anfang ist es nicht schlecht, was wir haben.«

Er heftete ein halbes Dutzend Bilder an die Wand.

»In dem Buch sind bekannte Texte abgedruckt. Es enthält Auszüge aus der King-James-Bibel mit einer Auswahl von Texten aus der Genesis, dem Brief an die Hebräer, dem Evangelium des Matthäus und der Offenbarung des Johannes. Außerdem war mal ein rotes Lesebändchen in dem Buch, aber es wurde herausgerissen.« Er zeigte auf eine Nahaufnahme von der Oberseite des Buches, wo das rote Bändchen einst befestigt war. »Diese Vandalen.«

Jessica hätte beinahe gelächelt. Sie hatten es mit einem extrem brutalen Mord zu tun. Ein Mann war zehn Tage lang mit Stacheldraht gefesselt in einem

Keller festgehalten worden, und Hell Rohmer schimpfte über jemanden, der ein rotes Bändchen aus einem Messbuch gerissen hatte. Diese Laborratten waren ein Völkchen für sich.

»Die Außenseite des Covers wurde von den Kollegen bereits auf Fingerabdrücke überprüft, ehe ich mit meinen Untersuchungen begonnen habe«, fuhr Hell fort. »Wegen der genarbten Oberfläche hatten sie allerdings kein Glück. Da das Cover auf der Innenseite jedoch aus glattem Plastik besteht, hoffen sie, dort Fingerabdrücke zu finden, deshalb bekommen sie das Buch heute Nachmittag zurück.«

Hell öffnete eine Schublade, griff hinein und zog einen großen braunen

Briefumschlag heraus. »Und jetzt kommt das Highlight.«

»Noch eine gute Nachricht?«, fragte Jessica.

»Ich habe die guten Nachrichten in einem großen Eisbecher gesammelt«, erwiderte Hell. »Ich hoffe, das ist okay.«

»Eisbecher sind immer gut.«

»Kalt.«

Hell griff in den Umschlag, zog eine kleine Beweismitteltüte aus Plastik heraus und legte sie unter die beleuchtete Schwenkarmklupe. »Ich habe ein Haar zwischen zwei Seiten gefunden. Mit Wurzel. Ich weiß nicht, ob es dem Opfer gehört hat, aber wir haben genug Material, falls wir DNA-Analysen

machen müssen.«

»Hey, das ist ja großartig!«, sagte Jessica. Sie wusste, dass man anhand einer mikroskopischen Untersuchung eines Haars nicht mehr als die ethnische Zugehörigkeit, das Geschlecht und manchmal das ungefähre Alter bestimmen konnte. Alle anderen Informationen konnte nur eine DNA-Analyse liefern.

»Gut gemacht, großer Mann«, sagte Byrne.

Hell strahlte. Es gefiel ihm, »großer Mann« genannt zu werden, vor allem von jemandem wie Byrne, der selbst groß und kräftig war.

Während Hell sich in dem Lob über seine fachliche Kompetenz sonnte,

herrschte ein paar Sekunden Stille.

»Und was ist mit der anderen Sache?«, fragte Jessica schließlich, um die Formulierung »schlechte Nachrichten« zu vermeiden.

»Nun, das kommt jetzt.«

Hell hängte ein Foto an die Wand, eine vergrößerte Aufnahme der Seite mit den Urheberrechten in dem Messbuch.

»Diese Messbücher wurden in einer kleinen Stadt in West Texas von einem Unternehmen namens Mighty Word, Inc. gedruckt. Leider wurde das Buch 1958 gedruckt, und dieses Unternehmen gibt es seit 1961 nicht mehr.

Herauszubekommen, wo und wann das Messbuch gekauft worden ist, wird schwierig. Es sei denn, Sie haben Lust,

umfangreiche Recherchen zu betreiben, und spüren jemanden auf, der früher dort gearbeitet hat. Oder Sie finden heraus, ob das Unternehmen von einer anderen Firma aufgekauft wurde, falls es überhaupt noch Unterlagen gibt.« Hell zuckte mit seinen breiten Schultern. »Tut mir leid, aber das gehört nun mal nicht zu meinem Spezialgebiet.«

»Können wir das Blatt mitnehmen?«, fragte Byrne.

»Captain, Captain.« Hell reichte ihm mehrere Ausdrucke.

Ehe sie hinausgingen, drehte Jessica sich noch einmal um. Die Hände in die Hüften gestemmt, stand Hell vor der Wand und schaute stolz auf die Fotos – wie Pablo Picasso vor seinem halb

fertigen Meisterwerk *Guernica*.



Die Trauerfeier für Danny Palumbo fand auf dem All Souls Cemetery in Chester County statt. Es waren ungefähr zwanzig Polizisten vom Philadelphia Police Department gekommen. Nach der Beisetzung standen Jessica und Byrne in der Nähe der Zufahrt zum Parkplatz. Ein junger Polizist kam auf sie zu. Auf seinem Namensschild stand »G. Hyland«. Er war Anfang zwanzig – ein blonder, kräftiger Mann.

Byrne hatte beim Chef von Dannys altem Revier angerufen. Der war so

freundlich gewesen, Hyland vom Dienst zu befreien, damit sie mit ihm sprechen konnten.

»Greg Hyland«, stellte der junge Mann sich vor.

»Schön, dass Sie gekommen sind«, sagte Byrne. »Ich bin Kevin Byrne, das ist meine Partnerin Jessica Balzano.«

Sie schüttelten sich die Hand.

»Wir versuchen herauszufinden, was passiert ist«, fuhr Byrne fort. Den offiziellen Grund, warum Daniel Palumbo aus dem Polizeidienst ausgeschieden war, kannten sie. Sie hofften, jetzt den wahren Grund zu erfahren. »Danke, dass Sie sich Zeit genommen haben.«

Hyland nickte.

»Sie haben gemeinsam mit Danny bei der Polizei angefangen?«

»Ja, Sir. Wir waren auf der Polizeischule in derselben Klasse.«

»Können Sie uns etwas dazu sagen, warum er aus dem Polizeidienst ausgeschieden ist?«

»Das hatte wohl mehrere Gründe«, erwiderte Hyland. »Aber es gab da einen Vorfall, der wahrscheinlich den Ausschlag gab.«

Jessica und Byrne hörten aufmerksam zu. Hylands gequälter Gesichtsausdruck zeugte von der Freundschaft, die einst zwischen ihm und Danny Palumbo bestanden hatte.

»Wir hatten Tagesdienst. Es war Sommer und glühend heiß. Wir sollten

nach einem Typen Ausschau halten, der beobachtet worden war, als er in der Nähe des Parkplatzes hinter der Holy Spirit School Mädchen angefasst hat. Deshalb sind wir in der Gegend verstärkt Streife gefahren. An diesem Morgen kamen wir um die Ecke und sahen, dass ein Mann vor einem kleinen Mädchen auf dem Boden kniete. Dem Mädchen stand die Angst ins Gesicht geschrieben. Der Mann entsprach der Beschreibung. Also haben wir den Wagen abgestellt und sind ausgestiegen. Danny ging auf den Mann zu, befahl ihm, das Mädchen in Ruhe zu lassen, und fragte ihn nach seinem Ausweis. Der Typ sprang blitzschnell auf, als wollte er weglaufen. Als Danny eine Hand auf

seinen Arm legte, drehte er sich um und boxte Danny gegen die Schulter. Es ist nichts weiter passiert. Trotzdem warfen wir den Mann zu Boden und verhafteten ihn. Wir schrieben unseren Bericht und setzten den Streifendienst fort.«

Hyland fingerte nervös an seiner Mütze herum.

»Zwei Tage später wurde der wahre Täter auf frischer Tat ertappt. Er stand hinter den Wohnhäusern in der Achtzehnten mit offener Hose vor einem kleinen Mädchen. Der Mann, den wir wegen des tätlichen Angriffs auf einen Polizisten verhaftet hatten und der nicht auf Kautions freikam, hat sich in der Nacht in seiner Zelle erhängt. Es stellte sich heraus, dass er in seiner

Entwicklung zurückgeblieben war und oft mit den Kindern auf dem Spielplatz spielte.«

Ein wahrer Albtraum für einen Cop, dachte Jessica. Einer der schlimmsten Albträume.

»Für Danny war das ein furchtbarer Schlag«, sagte Hyland. »Nach diesem Vorfall war er nicht mehr derselbe. Natürlich war es nicht seine Schuld, aber das schien ihm egal zu sein. Die Medien fielen über ihn her, vor allem dieser Scheißreporter, der sich richtig in den Fall verbissen hatte. Danny begann zu trinken und erschien zu spät zum Dienst. Schließlich hängte er den Job an den Nagel. Dann wurde er wegen Rauschgiftbesitz verhaftet. Von da an

ging es richtig bergab mit ihm.«

»Wussten Sie, dass er Rauschgift nahm?«, fragte Byrne.

»Ich habe nie gesehen, dass er was genommen hat.«

Jessica wusste ebenso wie Byrne und Greg Hyland selbst, dass Hyland die Frage nicht beantwortet hatte. Dennoch gaben sie sich vorerst damit zufrieden.

Hyland fuhr fort: »Sie wollen wissen, ob er in seiner Zeit als Polizist Rauschgift genommen hat? Ich kann Ihnen nur das sagen, was ich weiß. Danny hätte seine Uniform niemals auf diese Weise in den Dreck gezogen. Er war ein netter Kerl und ein guter Polizist.«

»Sind Sie mit ihm in Verbindung

geblieben, nachdem er ausgeschieden war?«, fragte Jessica.

Hyland starrte zu Boden.

Wahrscheinlich war es ihm unangenehm.

»Nicht in dem Maße, wie ich es hätte tun können ... wie ich es hätte tun *sollen*.

Sie wissen, wie das ist. Man ist so mit sich selbst und seinem Job beschäftigt, dass alles andere in den Hintergrund tritt.«

»Wann haben Sie ihn zum letzten Mal gesehen?«

»Vor ungefähr sechs Monaten. Er stand an der Ecke Broad und C. B. Moor. Ich bin im Streifenwagen an ihm vorbeigefahren und habe ihn auf den ersten Blick gar nicht erkannt. Ich habe angehalten, saß fast fünf Minuten im

Wagen und habe überlegt, ob ich aussteigen und mit ihm sprechen soll, habe mich dann aber dagegen entschieden. Ich hatte das Gefühl, es würde mehr Schaden als Nutzen bringen. Es wäre ihm bestimmt peinlich gewesen.« Hyland setzte seine Mütze auf. »Jetzt wünschte ich, ich wäre zu ihm gegangen. Vielleicht hätte ich etwas für ihn tun können.«

»Sie haben getan, was Sie für richtig hielten«, sagte Byrne. »Das tun wir alle jeden Tag.«

Hyland zuckte mit den Schultern und schwieg.

Byrne reichte ihm die Hand, und Hyland ergriff sie. »Danke, dass Sie mit uns gesprochen haben, Officer.«

»Gern geschehen.« Er wandte sich Jessica zu, tippte mit dem Finger an den Schirm seiner Mütze und sagte:

»Ma'am.«

»Ich wünsche Ihnen eine gute Schicht«, sagte Byrne.

»Wünsche ich Ihnen auch.«

Sie schauten Hyland nach, als er zu seinem Wagen ging. Jessica musste daran denken, wie schmal der Grat zwischen richtigen und falschen Entscheidungen war. Von Polizisten wurde erwartet, dass sie jede Situation, der sie gegenüberstanden, richtig beurteilten. Nicht selten standen dabei Menschenleben auf dem Spiel.

Als sie zum Wagen zurückkehrten, entdeckte Jessica Loretta Palumbo auf

dem Parkplatz. Sie war allein und sah verloren aus. Jessica warf Byrne einen kurzen Blick zu, worauf sie gemeinsam zu Loretta gingen, die den Kopf hob, als sie sich ihr näherten. Zuerst schien es, als wüsste sie nicht, wer die beiden waren, dann aber erkannte sie die Detectives, und ihr Gesicht hellte sich auf.

»Hallo«, sagte sie. »Danke, dass Sie gekommen sind.«

Obwohl sie sich flüchtig geschminkt hatte, sah sie fünf Jahre älter aus als bei ihrer ersten Begegnung vor wenigen Tagen. Jessica glaubte nicht, dass Loretta Palumbo oft Lippenstift und Rouge auflegte. Sie trug einen wadenlangen Kamelhaarmantel aus den

Sechzigern oder Siebzigern. Vielleicht war es der Mantel ihrer Mutter. Jessica fiel auf, dass ein Knopf fehlte.

Sie hat zur Beerdigung ihre beste Kleidung angezogen, ging es Jessica durch den Kopf. Der Gedanke, dass es wahrscheinlich Loretta's schönster Mantel war, zerriss ihr beinahe das Herz. Diese Frau hatte etwas Besseres verdient.

Als niemand mehr in der Nähe war, sagte Byrne: »Es tut mir leid, aber wir sind mit unseren Ermittlungen noch nicht weitergekommen.«

Loretta Palumbo nickte. Zögernd legte sie eine Hand auf den Türgriff ihres Wagens und zog sie dann wieder weg. »Man rechnet nicht damit, seine Kinder

beerdigen zu müssen«, sagte sie. »Mein Mann war zehn Jahre älter als ich. Er hatte Probleme mit dem Herzen. Aber Danny ... Man sollte seinen Sohn nicht beerdigen müssen.«

Jessica empfand tiefes Mitleid mit dieser Frau. Sie dachte an Sophie und Carlos, ihre eigenen Kinder, und plötzlich erfasste sie Angst um deren Zukunft. In einer Stadt wie Philadelphia kam es viel zu häufig vor, dass Eltern ihre Kinder beerdigen mussten. »Nein, Ma'am«, war alles, was Jessica dazu sagen konnte.

Loretta's Blick schweifte über den Friedhof und den Erdhügel auf dem frischen Grab ihres Sohnes.

Der Wind wurde stärker und fegte

über den Parkplatz. Weder Jessica noch Byrne hatten die Absicht, sich schnell aus dem Staub zu machen. Sie würden sich auf jeden Fall genügend Zeit nehmen, um mit Dannys Mutter zu sprechen.

»Der Anzug seines Vaters«, sagte sie leise. »Der blaue Anzug.« Sie strich über ihren Mantel und zog die Handschuhe an den Handgelenken zusammen.

Ein, zwei Minuten standen sie schweigend beieinander.

»Haben Sie schon mit Dannys Freund gesprochen?«, fragte Loretta schließlich.

»Mit seinem Freund?«, fragte Jessica.

»Er ist heute nicht da gewesen. Ich dachte, er würde zur Beerdigung

kommen.«

Die Frage lenkte die Aufmerksamkeit der beiden Detectives wieder auf den Fall. »Sie meinen den Mann, den Sie erwähnt haben? Boise?«, fragte Byrne.

»Ja.«

»Nein, Ma'am. Wir haben ihn nicht gefunden.«

Loretta Palumbo zog den Kragen enger um den Hals, um sich vor dem Wind zu schützen. »Danny hat mir mal erzählt, dass sie ab und zu im St. John's etwas zu essen bekommen haben.«

»Im St. John's Hospice?«, fragte Jessica.

Loretta nickte. »Kennen Sie es?«

Jessica kannte es gut. Es war nur ein paar Straßen vom Roundhouse entfernt.

»Ja.«

»Es ist eine Suppenküche für
Bedürftige.«

Das war keine Frage. Jessica entging
der beschämte, traurige Tonfall nicht.
Diese stolze Frau betrachtete es
sicherlich als Niederlage, dass es ihrem
Sohn lieber gewesen war, in einer
Suppenküche zu essen als bei ihr. Sie
hatte eine eigene Küche, in der Daniel
immer willkommen gewesen war.

Ehe Jessica etwas sagen konnte, fuhr
Loretta fort: »Da könnten Sie ihn finden.
Es sei denn ...«

Sie brauchte den Satz nicht zu
beenden. Jessica und Byrne wussten
beide, was sie meinte.

Es sei denn, er ist ebenfalls tot.

12.

Das Saint John's Hospice in der Race Street zwischen der Zwölften und Dreizehnten war Anfang der Sechzigerjahre eröffnet worden, um die Not der Obdachlosen in der Stadt zu lindern. Gleich nebenan befand sich die Mission GUTEN HIRTEN, die Eingliederungsprogramme für Männer mit gesundheitlichen Problemen anbot.

Die Obdachlosen bekamen im Saint John's Hospice Essen, Kleidung und Unterkunft. Im Winter war dieses Haus oft der einzige Rettungsanker für Bedürftige in der Innenstadt. Obwohl die meisten Obdachlosen vollkommen

mittellos waren, bezogen einige kleine Einkünfte – Veteranenpensionen, Rentenzahlungen oder Sozialhilfe –, daher diente diese Hilfsorganisation auch als Poststelle.

Als Jessica und Byrne an der Ecke Zwölfte und Race Street parkten, hatte sich dort eine lange Schlange gebildet, die fast bis zur Ecke der Dreizehnten Straße reichte. Es waren mindestens fünfzig Männer aller Hautfarben und Größen und jeden Alters. Sie unterschieden sich in vieler Hinsicht und trugen doch alle dieselbe Last der Hoffnungslosigkeit auf den Schultern. Die Obdachlosen standen nahe beieinander, um sich gegenseitig vor dem eisigen Wind zu schützen, und

hielten Zigaretten in den hohlen Händen. Kaum waren Jessica und Byrne ausgestiegen und schlossen den Wagen ab, hatten sich schon wieder drei Männer an die Schlange angestellt.

Jessica streifte Handschuhe über. Es gab zwei Möglichkeiten herauszufinden, ob einer dieser Männer Boise war oder ihn wenigstens kannte: Sie konnten sich trennen und jeweils an einem Ende der Schlange beginnen, jeden Mann einzeln befragen und einen Berg an Informationen sammeln. Vermutlich würden sie dann irgendwann feststellen, dass die Männer ihnen wirres Zeug erzählt hatten und die Informationen vollkommen nutzlos waren. Deshalb bevorzugten sie ein anderes Vorgehen,

auch wenn es nicht ganz so systematisch war und in keiner Weise den Vorschriften entsprach.

»Hi, Boise!«, rief Byrne.

Ein paar Männer in der Schlange schauten zu ihnen. Jessica fiel auf, dass nur einer sich nervös umdrehte und auf diese Weise zu erkennen gab, dass er der Mann sein könnte, den sie suchten. Fettige Haare, schmutzige Jacke, fleckige Jeans. Er war in den Zwanzigern, doch bei den Obdachlosen musste man immer zehn oder zwanzig Prozent abziehen, wenn man bedachte, wie das Leben auf der Straße sich auf die äußere Erscheinung auswirkte. Als der Mann Jessica und Byrne auf der anderen Straßenseite stehen sah,

erkannte er sofort, dass sie von der Polizei waren. Während sein Blick von dem Obdachlosen vor ihm zum Eingang der Suppenküche und wieder zurück schweifte, trat er von einem Fuß auf den anderen. Er drückte seine Zigarette an der Wand aus und steckte sie ein.

Jessica warf Byrne einen Blick zu und wies mit dem Kopf auf den nervösen Mann am Ende der Schlange. Byrne ging langsam um einen parkenden Lieferwagen herum. Als er auf der anderen Seite auftauchte und noch knapp zehn Meter von dem Mann in der Schlange entfernt war, bemerkte der ihn. Er drehte sich um, rannte die Race Street hinunter und bog in die Dreizehnte ein. Während Byrne den Flüchtigen

verfolgte, nahm Jessica die Abkürzung durch die North Carmac Street.

Letztendlich war es eine gute Sache, dass Jessica hinter zwei Männern herlief, die beide nur wenig Kondition hatten. Als sie um die Ecke bog, entdeckte sie Byrne am Ende der Sackgasse. Auch der junge Mann stand da und lehnte sich ebenso wie Byrne gegen die Mauer. Beide rangen nach Atem. Der Mann sah aus wie ein Junkie, deshalb war es nicht weiter verwunderlich, dass er körperlich ziemlich am Ende war.

Jessica ging zu den beiden und warf Byrne einen Blick zu, der besagte: Wann fängst du endlich mal an, ein bisschen Sport zu treiben? Aber sie schwieg.

Als die beiden Männer sich ein wenig erholt hatten, stellte Jessica sich neben den Obdachlosen und fragte ihn: »Wie geht es Ihnen?«

»Mir ging's nie besser.«

»Warum sind Sie weggerannt?«

Der Mann richtete sich auf, noch immer nach Atem ringend. »Ich bin Gesundheitsfanatiker und laufe gerne zehn Meilen vor dem Mittagessen«, schnaufte er.

Jessica glaubte ihm zwar, dass er ein bisschen verrückt war, aber sonst nichts. Byrne starrte den Mann an, bis dieser begriff, dass er die Frage beantworten musste.

»Warum ich weggerannt bin? Sehen Sie mich doch an. Für Leute wie Sie bin

ich das gefundene Fressen.«

Damit hatte er nicht ganz unrecht.

»Wie heißen Sie?«, fragte Jessica.

Der Mann schüttelte den Kopf.

»Hören Sie, Officer. Ich will keinen Ärger.«

»Haben Sie jemanden umgebracht?«

Der Mann wich zurück. »Jemanden umgebracht? Ich hab gar nichts gemacht!«

»Dann kriegen Sie auch keinen Ärger«, sagte Jessica. »Wie heißen Sie?«

Der Mann starrte auf seine Füße und schwieg.

»Glauben Sie mir, das sind noch die einfachen Fragen, die schwierigen stellen wir Ihnen erst im Roundhouse.

Genau neben den Zellen im Keller. Ich habe das Gefühl, Sie kennen das Gebäude, von dem ich spreche. Die Frage ist, ob Sie jemals einen Mann gesehen haben, nachdem er zweiundsiebzig Stunden dort verbracht hat. Wie *Dawn of the Dead*.«

Der Mann starrte immer noch auf seine Füße. Jessica sah erst jetzt, dass er zwei unterschiedliche, alte Laufschuhe trug. Einen Reebok, einen Nike.

»Ich heiße Boyce«, sagte er schließlich. »Thomas L. Boyce.«

Jessica warf Byrne einen Blick zu. Deshalb hatten sie »Boise« nicht im System gefunden.

»Kennen Sie einen Mann namens Daniel Palumbo?«

Boyce hob den Blick, und sein Gesicht hellte sich auf. Vielleicht ging es gar nicht um ihn. »Danny? Ja, klar kenne ich Danny. Der ist in Ordnung. Ich hab ihn schon eine Weile nicht mehr gesehen. Was hat er gemacht?«

»Mr. Palumbo ist tot.«

Sein Gesicht verdüsterte sich wieder.
»Tot?«

»Es tut mir leid«, sagte Jessica.

»Waren Sie befreundet?«

»Befreundet?«

Allmählich verlor Jessica die Geduld mit diesem Thomas L. Boyce. Auch Byrne stand kurz davor, zu explodieren.
»Soll ich lauter sprechen?«

»Nein, ich höre gut, aber das haut mich ziemlich um. Danny ist tot? Ich

kann das nicht glauben.«

»Wie haben Sie Danny kennengelernt?«

Er zögerte wieder. »Man könnte sagen, wir haben gemeinsame Bekannte.«

»Ich glaube, Sie beide kannten sich viel besser. Haben Sie Mr. Palumbo schon gekannt, als er noch Polizist war?«

Boyce sah aus, als hätte ihn der Schlag getroffen. »Was sagen Sie da? Danny war *Polizist*?«

»Ja.«

»Wahnsinn.«

Jessica glaubte Boyce, dass er es wirklich nicht gewusst hatte. »Wann haben Sie ihn zum letzten Mal gesehen?«

»Vor zwei Wochen. Hier in der Gegend.«

»Geht's ein bisschen genauer?«

»Ich hab mein BlackBerry verloren, okay? Für mich verschmilzt alles miteinander.«

»Wo haben Sie Danny zum letzten Mal gesehen?«

»Irgendwo hier. Auf der Straße.«
Jessica holte tief Luft.

»Okay, okay«, lenkte Boyce ein. »Wir haben eine geraucht und sind durch die Geschäfte in der Venango Street gezogen. Und da habe ich ihn zum letzten Mal gesehen. Ich schwör's.«

»Hatte Mr. Palumbo Probleme mit einem Dealer? Gab es jemanden, der ihm etwas antun wollte? Schuldete er

jemandem Geld?«

»Uns gibt kaum jemand etwas auf Kredit, wenn Sie wissen, was ich meine. Wenn Leute wie Danny oder ich was kaufen, wollen die Leute das Geld bar auf die Kralle.«

»Was ist mit anderen Leuten auf der Straße? Gab es jemanden, mit dem Danny Ärger hatte?«

»Eigentlich nicht. Danny blieb meistens für sich. Wenn jemand ihn herumgeschubst hat, hat er sich gewehrt, aber er hat keinen Ärger gesucht. Danny nicht. Er hat sich auch nie lange in demselben Viertel aufgehalten.« Boyces Blick wanderte die Gasse hinunter und dann zurück zu den Detectives. »Er hat mir etwas gegeben.«

»Wie bitte?«, fragte Byrne.

»Als ich Danny zum letzten Mal gesehen habe, hat er mir etwas gegeben.« Boyce zeigte auf die ausgebeulte Plastik tüte, die vor seinen Füßen auf der Erde stand. »Wollen Sie es sehen?«

»Ja«, sagte Jessica.

Boyce kniete sich hin und öffnete die Plastiktüte. Genau genommen waren es drei Plastiktüten, die ineinandersteckten. Sie waren eingerissen und zig Mal zusammengeknotet. Nachdem Boyce ein paar Dinge zur Seite gedrückt hatte, gelangte er an den Boden der Tüte und zog einen burgunderfarbenen Nylonrucksack mit Fettflecken heraus. Einer der Riemen war gerissen und

notdürftig mit einem hellen orangefarbenen Faden genäht worden. Boyce stellte den Rucksack vor seine Füße und knotete die Plastiktüten wieder zusammen. Dann hob er den Rucksack auf, öffnete ihn aber nicht.

»Der Rucksack gehörte Mr. Palumbo?«, fragte Jessica.

»Ja.«

»Und warum haben Sie ihn jetzt?«

Boyce wurde nervös. Vielleicht befürchtete er, es könnte etwas Schlimmes passieren, was er vorher nicht bedacht hatte. Eine Anklage wegen Diebstahls, zum Beispiel. »Er hat gesagt, ich soll 'ne Weile darauf aufpassen.«

»Hat er gesagt, warum?«

»Nein. Ich dachte, er wollte

irgendwohin, wo seine Sachen wegkommen könnten, wissen Sie.«

Jessica schaute auf den schmutzigen, halb zerrissenen Rucksack. Sie konnte sich kaum vorstellen, dass der Rucksack oder sein Inhalt besondere Sicherheitsmaßnahmen erforderten. Es war sonderbar, welchen Dingen manche Leute einen Wert beimaßen.

»Hat er gesagt, wohin er wollte?«, fragte sie.

»Nein.«

»Hat er gesagt, wann er den Rucksack wieder abholen wollte?«

»Nein, auch nicht.«

»Hatte er Sie früher schon mal gebeten, auf seine Sachen aufzupassen?«

Boyce zuckte mit den Schultern.

»Eigentlich nicht. Ich meine, hier auf den Straßen vertraut man einander nicht besonders, verstehen Sie? Danny und ich haben uns gut verstanden, und da dachte er wohl, dass sein Zeug bei mir gut aufgehoben ist.«

»Haben Sie den Rucksack schon mal geöffnet, seit Sie ihn aufbewahren?«, fragte Jessica.

»Nein. Sind ja nicht meine Sachen. Das geht mich nichts an.«

Jessica kaufte ihm diesen auf der Straße geltenden Ehrenkodex zwar nicht ab, doch aus irgendeinem Grund glaubte sie ihm trotzdem.

»Wir müssen das mitnehmen«, sagte sie.

»Ja, klar. Dachte ich mir.«

Boyce reichte Jessica den Rucksack. Sie war froh, dass sie Handschuhe trug, und hielt ihn an einem Riemen fest.

»Erinnern Sie sich, was Danny zu Ihnen gesagt hat?«, fragte Byrne. »Was er als Letztes zu Ihnen gesagt hat?«

Boyce dachte kurz nach. »Als er die Zehnte Straße raufgegangen ist, hat er sich umgedreht und mir etwas zugerufen. Ich war ein bisschen zugeröhrt, aber ich erinnere mich, dass ich es seltsam fand. Danny war ein ulkiger Vogel, wissen Sie. Er sprach ständig über den Teufel. Teufel hier, Teufel da.«

»Über den Teufel?«

»Ja, er war sehr gläubig.«

»Er glaubte an den Teufel?«

»Tja, nun ... wenn man an Gott glaubt,

glaubt man auch an den Teufel, oder?«

»Und wie sieht es mit Ihnen aus, Mr. Boyce?«, fragte Byrne. »Glauben auch Sie an den Teufel?«

Boyce lachte, doch es klang nicht belustigt. »Scheiße, Mann. Ich hab genug mit meinen eigenen Dämonen zu tun. Ich brauche keine anderen Teufel, weder von der Kirche noch von sonst jemand.«

»Es könnte sein, dass wir noch mal mit Ihnen sprechen müssen«, sagte Jessica. »Wo finden wir Sie?«

»Ihre Leute sollen meine Leute anrufen. Dann essen wir zusammen.« Boyce schüttelte den Kopf. »Mann, ich bin obdachlos.«

»Übernachten Sie oft in Obdachlosenheimen?«

»Wenn es da ein freies Bett gibt. Die haben da nicht immer ein Bett frei. Außerdem sind diese Heime gefährlich. Sie könnten dem Bürgermeister das mal sagen, wenn Sie ihn das nächste Mal sehen.«

Jessica wusste, dass viele Obdachlose nicht gerne in Heimen übernachteten, die sie zu Recht als gefährlich betrachteten. Das traf vor allem auf die Obdachlosenheime zu, die von der Stadt betrieben wurden. Außerdem wollten viele Mitarbeiter dieser Unterkünfte die Obdachlosen überzeugen, an Wiedereingliederungsmaßnahmen teilzunehmen. Aus diesen beiden Gründen bevorzugten es die meisten Obdachlosen, im Freien zu übernachten.

In eiskalten Nächten, wenn die Temperaturen unter den Gefrierpunkt sanken, hatten sie allerdings kaum eine andere Wahl, als in einem Heim unterzukriechen.

»Ich sage es dem Bürgermeister, wenn ich das nächste Mal Tennis mit ihm spiele«, versprach Jessica.

Boyce lächelte. Es war kein schönes Lächeln.

Jessica reichte ihm ihren Notizblock und einen Stift. »Schreiben Sie bitte die Namen der Häuser auf, in denen Sie übernachten.«

Boyce nahm Block und Stift zögernd entgegen. »Manchmal übernachtete ich im St. Francis Inn«, sagte er.

Jessica kannte dieses

Obdachlosenheim in Kensington, das ehrenamtlich von Franziskanern geführt wurde. Außerdem gab es dort einen Secondhandladen und eine kleine Ambulanz.

Boyce schrieb die Namen von drei Obdachlosenheimen in Nord-Philadelphia und die entsprechenden Straßennamen auf. Jessica schaute auf das Blatt. Sie wunderte sich, dass der Mann eine gut leserliche, beinahe elegante Schrift hatte.

Während Jessica den Notizblock einsteckte, zog Byrne sein Fotohandy aus der Tasche.

»Mr. Boyce«, sagte er.

Boyce drehte sich zu ihm um, und Byrne machte ein Foto von ihm.

»Also wirklich, ich glaube, jetzt verletzen Sie meine Grundrechte«, ereiferte sich Boyce.

Jessica nahm eine Visitenkarte aus der Tasche und reichte sie ihm. »Ihr Anwalt soll mich anrufen. Wenn Ihnen inzwischen noch etwas einfällt oder Sie sich erinnern, was Danny gesagt hat, als Sie ihn zum letzten Mal gesehen haben, rufen Sie mich bitte an.«

Boyce nahm die Visitenkarte entgegen und schaute Jessica in die Augen. »Meinen Sie, es könnte eine Belohnung geben?«, fragte er und bemühte sich um ein charmantes Lächeln.

Jessica hatte plötzlich genug von diesem Thomas Boyce. Sie wollte nur noch hier weg. »Es könnte etwas für Sie

drin sein, aber das Angebot gilt nur für ein paar Tage.«

Das stimmte natürlich nicht. Bei Morden gab es keine Verjährungsfrist. Sie gingen auch Hinweisen nach, die sie zehn oder zwanzig Jahre nach einem Mord bekamen. Das brauchte Boyce aber nicht zu wissen.

Der Gedanke an eine kleine Finanzspritze verlieh dem jungen Mann neues Selbstbewusstsein. »Ich höre mich mal um. Mein Bekanntenkreis besteht aus gebildeten, intelligenten Leuten. Man weiß nie.«

»Man weiß nie.« Jessica wiederholte die letzten Worte des Obdachlosen und starrte ihn an.

Thomas L. Boyce hob die Plastiktüten

auf, in denen seine Habseligkeiten steckten, und entfernte sich rückwärts ein paar Schritte von Jessica und Byrne, um sich zuerst zu vergewissern, ob er jetzt gehen durfte. Dann drehte er sich um und stiefelte die Gasse hinunter.

»In unserem Job lernt man interessante Leute kennen«, sagte Jessica.

Als Boyce verschwunden war, kehrten sie und Byrne zum Wagen zurück. Die Schlange vor dem St. John's hatte sich aufgelöst. Jetzt standen nur noch ein paar Männer auf dem Hof. Die anderen waren im Gebäude verschwunden.

Jessica zog den Reißverschluss des Rucksacks auf und legte den Inhalt auf die Motorhaube des Dienstwagens. Was sie und Byrne sahen, waren die traurigen

Überreste eines armseligen Lebens – eine dreckstarrende Jeans, ein Knäuel aus zusammengeknüllten Sweatshirts und T-Shirts. Die Klamotten stanken nach Schweiß und Desinfektionsmitteln. Dann kam eine Zahnbürste mit grauen Borsten und einem abgebrochenen Griff zum Vorschein. Ein kleines Stück Seife, in ein Papierhandtuch gewickelt. Ein paar Broschüren von Obdachlosenheimen und Ambulanzen, die kostenlose medizinische Versorgung anboten. Leider fanden sie keinen Hinweis darauf, dass Daniel Palumbo einen Grund gehabt haben könnte, sich im Keller der Kirche aufzuhalten.

Während Jessica die Taschen der Jeans kontrollierte, die leer waren, warf

sie Byrne einen Blick zu. Er stand neben dem Kofferraum des Taurus und blickte in die Ferne. Bei Byrne bedeutete das allerdings eher, dass er nach innen schaute.

Er zog sein Handy aus der Tasche, wählte eine Nummer und schaltete den Lautsprecher ein, sodass sie mithören konnte. Kurz darauf hörte Jessica ein Klicken.

»Hi, Kevin«, sagte Bontrager.

»Wo bist du, Josh?«, fragte Byrne.

»In der St. Adelaide Church. Wir packen gerade alles zusammen.«

»Habt ihr das ganze Gebäude durchsucht?«

»Alles.«

»Warst du im Glockenturm?«

»Ja«, sagte Bontrager. »Da ist nichts.«

»Könntest du noch mal nachsehen?«

Stille. Kein Detective hörte gern, dass er seine Arbeit vielleicht nicht gründlich genug gemacht hatte, doch Josh Bontrager schätzte Byrne sehr, deshalb sagte er nur: »In Ordnung. Wonach soll ich suchen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Bin schon unterwegs.«

Durch den winzigen Lautsprecher des Handys hörten sie beide, dass Josh Bontrager die kleine Kirche durchquerte und die Treppe hinaufstieg. Das Knarren der Tür war zu vernehmen, als Bontrager sie aufstieß. »Okay«, sagte er. »Ich bin im Glockenturm.«

»Was siehst du?«

Wieder Stille. »Hier ist wirklich nichts. Ein paar Strohhalme und kleine Zweige liegen auf dem Boden. Vielleicht ein altes Vogelnest.«

»Sonst noch was?«

»Sonst nichts, nein. Tut mir leid.«

Byrne schloss kurz die Augen und öffnete sie wieder. »Siehst du irgendwelche Graffitis von Straßengangs? Oder wurde irgendwo etwas in die Wände geritzt?«

»Keine Graffiti. Ich sehe mal nach, ob etwas in die Steine geritzt wurde.«

Ungefähr eine Minute verging.

»Nein«, meldete Bontrager sich schließlich. »Ich sehe jedenfalls nichts. Die Wände sind ziemlich dreckig. Sieht nicht so aus, als hätte kürzlich jemand

etwas in die Steine geritzt. Möchtest du, dass die Kriminaltechniker hier oben Fotos machen?«

»Noch nicht. Wie sieht's mit losen Steinen aus?«, fragte Byrne. »Ist irgendein Stein locker?«

»Ich schau mal nach. Ich lege das Handy solange auf den Boden.«

Sie hörten, wie Bontrager das Handy weglegte und in dem kleinen Glockenturm auf und ab ging. Eine Minute später meldete er sich wieder. »Keine losen Steine.«

»Überprüf mal die Steine ganz oben. Die Steine in der Wölbung.«

»Dazu muss ich auf die Fensterbank klettern«, sagte Bontrager. »Wenn du einen Schrei hörst, der in der Ferne

verhallt, bin ich aus dem Fenster gefallen.«

Jessica und Byrne lächelten.

Wieder hörten sie, wie Bontrager das Handy auf den Boden legte und seine Atmung sich beschleunigte, als er auf die Fensterbank kletterte. Dann dreißig Sekunden Stille.

»Sieh mal einer an«, hörten sie dann Bontragers Stimme.

Jessica musterte Byrne verdutzt. Er war wie erstarrt. Kurz darauf meldete Josh Bontrager sich erneut.

»Leute? Ich hab einen lockeren Stein entdeckt.«

»Hast du ihn rausgezogen?«

»Ja.«

»Liegt da was?«

»Ja«, sagte Bontrager, nun hörbar aufgeregt. »Am besten, ihr kommt her. Ich bin sicher, das hat eine Bedeutung.«

»Wir sind schon unterwegs.«

Jessica wunderte sich noch immer über das Gespräch, das sie gerade verfolgt hatte. Sie nahm den Rucksack auf, ging zum Kofferraum des Taurus und legte ihn hinein. Er nahm kaum Platz weg. Alles, was Danny Palumbo in seinem Leben angesammelt hatte, passte in eine kleine Ecke des Kofferraums eines Mittelklassewagens.

Als Jessica kurz darauf mit Byrne zu der ehemaligen Kirche fuhr, überkam sie Traurigkeit. Sie musste an Loretta Palumbo denken, die den Plastikbecher in der Hand hielt, aus dem ihr Sohn

getrunken hatte, als er ein kleiner Junge gewesen war und das ganze Leben noch vor ihm lag.



Vor der St. Adelaide Church sah es nicht mehr so aus wie noch vor vier Tagen. Wenn man die Zivilfahrzeuge der Polizei, die dort parkten, nicht als solche erkannte und nicht auf den neuen Türpfosten und das Vorhängeschloss achtete, wäre man nicht auf die Idee gekommen, dass hier kürzlich etwas Schlimmes geschehen war. Niemand hätte an einen kaltblütigen Mord gedacht.

Sie betraten das Haus. Josh Bontrager lehnte an der hinteren Wand. Sämtliche Oberflächen im Raum waren mit dem schwarzen Puder bedeckt, den die Kriminaltechniker benutzten, um Fingerabdrücke zu sichern.

»Was haben wir, Josh?«, fragte Byrne.

»Sieh dir das an.« Bontrager reichte ihm eine kleine Beweismitteltüte. In der Tüte steckte ein Stück einer alten Gebetskarte.

Es handelte sich um eine dieser kleinen, rechteckigen Karten, die Katholiken während Totenwachen, Krankenbesuchen und Gedenkgottesdiensten aushändigten. Mitunter wurden sie als kleiner Dank nach einer Beerdigung oder einem

Gedenkgottesdienst verteilt oder denjenigen zugeschickt, die nicht kommen konnten. Die Karte, die Bontrager gefunden hatte, sah alt aus und stammte vermutlich aus den Fünfzigern oder Sechzigern. Jessica hatte zu Hause auch einen kleinen Karton mit Gebetskarten von den Beerdigungen verschiedener Angehöriger und Freunde. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich diese Sammlung noch einmal anschauen würde, war gering, doch sie würde die Karten niemals wegwerfen. So etwas tat man nicht.

Jessica drehte die Beweismitteltüte um. Die zerrissene Karte stammte von einer Beerdigung am 20. Januar 1966 in der St. Damian Church.

Sie reichte Byrne die Tüte. Er sah sich die Karte genau an.

»Die Karte lag hinter dem Stein?«, fragte er.

»Ja.«

»Wie lag sie da?«

»Sie lehnte an der Mauer. An der Rückseite der Außenfassade des Turmes.«

Byrne brauchte Bontrager nicht zu fragen, ob er die Karte an den Ecken angefasst hatte. Josh war Profi.

»St. Damian Church«, sagte Byrne.
»Kennt ihr die?«

»Nein«, erwiderten Jessica und Bontrager beide.

»Ich habe von dem Bereich rund um den Stein ein paar Aufnahmen gemacht«,

fügte Bontrager hinzu. »Es sieht so aus, als wäre der Stein erst kürzlich gelockert worden. Die Kriminaltechnik ist jetzt oben.«

Byrne dachte kurz nach. »Was hat der Anrufer genau gesagt?«, fragte er Jessica.

»Ein Gott, sieben Kirchen.«

»Kirchen?«

»Ja.«

Byrne hielt die Beweismitteltüte mit der Gebetskarte hoch. »Ich glaube, wir sollten mal zur St. Damian Church fahren. Nur damit wir sagen können, dass wir da gewesen sind.«

Während Byrne telefonierte, um die Adresse der Kirche zu erfragen, legte Jessica die Beweismitteltüte mit der

Gebetskarte auf den Boden. Sie kniete sich hin, nahm ihre Kamera und machte eine Nahaufnahme des neuen Fundes. Dann reichte sie Bontrager die Tüte. »Wir müssen das Labor bitten, diese Sache vorrangig zu behandeln.«

»Ja, das wäre gut«, sagte Bontrager.

Als Jessica und Byrne zum Wagen zurückkehrten, fragte Jessica sich, was sie in der zweiten Kirche finden würden, falls sie dort überhaupt etwas fanden.

13.

Die St. Damian Church stand in der Achtzehnten Straße nahe der Diamond. Das kleine Sandsteingebäude war mittlerweile von Ruß geschwärzt. Das hoch aufragende, bogenförmige Portal im palladianischen Stil zierte ein spitzer, gemeißelter Giebel, aus dem ein kleines Steinkreuz ragte.

In den beiden schmalen, zweistöckigen Häusern aus roten Ziegelsteinen auf der linken und rechten Seite der Kirche waren vermutlich das Pfarrhaus und die Büros der Gemeindeverwaltung untergebracht.

Ein schmiedeeiserner Zaun schützte

den Eingang, doch das Tor war offenbar gestohlen worden. Jessica nahm an, dass es nun den Eingang eines Hauses in Nord-Philadelphia zierte.

Im Grunde sah die St. Damian Church wie eine typische Pfarrkirche in Philadelphia aus, die ums Überleben kämpfte. Bis auf eine hochinteressante Tatsache.

»Sie ist geschlossen«, sagte Jessica.

Ein kleines Schild neben der Tür bestätigte es. Die Pfarrei war mit einem anderen, größeren Pfarrbezirk zusammengelegt worden, der drei Straßen entfernt war.

Jessica und Byrne gingen zur Rückseite des Pfarrhauses und blickten durch die Fenster ins Innere. Die

Scheiben waren dermaßen mit Ruß und Dreck verschmutzt, dass man kaum noch hindurchsehen konnte.

Ein Tor neben dem Pfarrhaus führte auf einen kleinen Hof. Jessica stieß das Tor auf. Auf dem Hof lagen ein paar Müllbeutel und zwei abgefahrene Autoreifen.

Jessica bemerkte eine zerbrochene Scheibe in der Tür und schaute sie sich genauer an. Draußen lagen keine Scherben, also musste jemand eingebrochen sein. Sie richtete das Licht ihrer Maglite ins Fenster. Der Kitt war schon häufiger erneuert worden, es schien also nicht der erste Einbruch gewesen zu sein.

Sie spähte ins Innere. Auf den

Scherben, die den Boden bedeckten, lag kein Staub. Der Einbruch musste also kürzlich erfolgt sein.



Ein schmaler Gang führte zum hinteren Teil des Kirchenschiffes. Rechter Hand befand sich die Sakristei, die Vandalen schon vor langer Zeit zerstört hatten. Instinktiv streckte Jessica die rechte Hand aus, um ihre Finger in das Weihwasserbecken zu tauchen, aber es hing nicht mehr dort.

Der Blick der Detectives fiel in den nahezu leeren Kirchenraum und auf die schwarze Plastikfolie an den Fenstern.

Die bunten Kirchenfenster waren entweder gestohlen worden oder zerbrochen. Das spärliche Tageslicht, das in die Kirche fiel, erhellte die Dunkelheit kaum. Jessica und Byrne schalteten ihre Taschenlampen ein.

Als sie zum vorderen Teil der Kirche gingen, sah Jessica, dass fast alle Kirchenbänke weggeschafft worden waren, ebenso die meisten Skulpturen. Eine kleine Statue der Jungfrau Maria war umgefallen und lag auf der Seite rechts neben dem Altar.

Aufgeschreckt durch die Anwesenheit der Detectives, flogen ein paar Tauben aufs Dachgesims.

Auf allen Oberflächen lagen Staub, Schmutz und Vogelkot. In der Luft hingen

der Geruch von Trockenfäule und der ekelhaft süßliche Gestank vermoderter Blumen.

»Ich schau mich im Keller um«, sagte Byrne.

»Okay.«

Als Jessica den kleinen Vorraum erreichte, in den schwaches Licht von der Straße fiel, sah sie, dass das Sakramentshäuschen, in dem die drei heiligen Öle aufbewahrt wurden, unbeschädigt war.

Jessica drehte sich um und schaute den Mittelgang hinunter, der einst zum Altar geführt hatte. Einen Augenblick lang stellte sie sich vor, wie es wohl gewesen war, als die Familien aus dieser Gegend am Samstagnachmittag

zur Beichte und am Sonntagmorgen zur Messe in die Kirche geströmt waren. Jessica dachte an die Taufen, die Hochzeiten und Beerdigungen in dieser kleinen Kirche, und wie bedeutsam solche Ereignisse für ein Stadtviertel waren.

Ihre Gedanken schweiften ab zu ihrer Kindheit und zu einer anderen Kirche, der St. Pauls Church, die stets Mittelpunkt ihres Lebens gewesen war. Sie hatte dort den Kindergarten und die Grundschule besucht, hatte die Erstkommunion und die Firmung empfangen. Rocco Basconi, der Pfarrer, hatte sie getauft und getraut.

»Jess«, erklang Byrnes Stimme.

Jessica spähte zur Treppe hinüber, die

in den Keller führte. Das Licht von Byrnes Taschenlampe huschte über den Türpfosten. Jessica durchquerte die Kirche, blieb oben an der Treppe stehen und blickte hinunter in den Keller. Byrnes große Silhouette zeichnete sich an der Wand ab.

Als Jessica die Treppe hinunterstieg, begann sie zu frösteln, was nicht nur mit der Kälte in der ungeheizten Kirche zu tun hatte.

Als sie die unterste Stufe erreichte, richtete sie die Taschenlampe auf die gegenüberliegende Wand. Bis auf einen Gegenstand war der Keller vollkommen leer. Vermutlich befand er sich genau an der Stelle, wo oben der Altar stand.

»Was ist das, Kevin?«

Byrne antwortete nicht. Jessica sah sein angespanntes Gesicht. Er zog das Handy aus der Tasche und ging auf die Treppe zu.

Jessica bekam eine Gänsehaut, als sie auf die alte, ovale Waschwanne schaute, die ungefähr fünfzig Zentimeter lang war. Sie erinnerte sie an die Wanne aus gebürstetem Aluminium, in die ihre Großmutter sie und Michael an heißen Augusttagen gesetzt hatte. Für die kleinen Kinder in Süd-Philadelphia war das fast so schön wie ein Planschbecken.

Die Wanne war mit einem verschlissenen, aber sauberen Leinentuch zugedeckt. Jessica streifte Latexhandschuhe über und hob vorsichtig eine Ecke des Leinentuches

an.

Was sie sah, riss ihr den Boden unter den Füßen weg.

In der Wanne lag ein wenige Wochen altes Baby in einem Eisblock.

ZWEITER TEIL

IN NOMINE PATRIS

SEINE AUGEN WAREN WIE
FEUERFLAMMEN,
UND AUF DEM HAUPT TRUG ER VIELE
DIADEME.

OFFENBARUNG DES JOHANNES 19,12

Es ist Samstagnachmittag, und die Menschen kommen zur Beichte. Du beobachtest sie, wie sie in die Kirche gehen und Platz nehmen.

Auf der anderen Seite des Gangs siehst du eine fünfköpfige Familie: Mutter, Vater, zwei Mädchen von acht und neun Jahren und einen vierjährigen Jungen. Sie sind alle gut gekleidet und gepflegt und benehmen sich vorbildlich. Heute tragen sie zwar nicht ihren Sonntagsstaat, sind aber angemessen gekleidet, um ihren Respekt vor diesem Ort zu bekunden.

Und du hast gedacht, so etwas gäbe es

schon lange nicht mehr.

Der kleine Junge mustert dich. Du lächelst ihn von der anderen Seite des Mittelgangs an und denkst zurück an die Zeit in deinem Leben, als du selbst noch viel jünger warst und in die Kirche gegangen bist, um deine Sünden zu beichten und die Gnade der Vergebung zu bitten.

Ich habe dreimal Gott gelästert.

Ich habe mich meiner Mutter gegenüber zweimal schlecht benommen.

Ich habe einen Schokoriegel gestohlen.

Und wie ist es heute? Du stellst dir vor, du würdest den kleinen Beichtstuhl betreten, die Tür hinter dir schließen,

dich hinknien und darauf warten, dass die kleine Klappe zur Seite geschoben wird.

Was würde passieren, wenn du es *wirklich* tust? Was würdest du zu deinem Beichtvater sagen? Die Wahrheit? Die ganze Wahrheit?

Welche Bestrafung hat man zu erwarten, wenn man einem Menschen das Leben genommen hat? Selbst mit der Gnade der Vergebung kann es nicht vergessen werden.

Plötzlich erinnerst du dich nicht mehr an die Nacht vor dreißig Jahren, an diese eiskalte Februarnacht, die dein Leben für immer verändert hat.

Wie kann das sein? Du hast es dir immer wieder vor Augen geführt. Du

hast an deinen Kollegen gedacht und überlegt, ob du dich anders hättest verhalten können, und wie du die entsetzlichen Geschehnisse hättest vermeiden können.

Wie kann es sein, dass dir alles entfallen ist?

Du musst es noch einmal durchleben. Du musst die eiskalte Luft einatmen, den Geruch des Blutes riechen, den warmen, kupfernen Geschmack auf der Zunge schmecken.

Als du darauf wartest, die Geschichte zu erzählen, versetzt du dich zurück in diesen Augenblick, diesen Bruchteil einer Sekunde, als die Tür sich hinter dir schloss, als du deine Dienstwaffe gezogen und darauf gewartet hast, dass

die Dunkelheit kommt.

Auf einem Bergrücken mit Blick auf das grüne Tal drei Meilen südlich von Bruceton, West Virginia, stand ein goldener Pavillon, ein helles Licht an diesem schwülen Sommerabend. Mücken und Glühwürmchen tanzten anmutig ein Ballett um das große, leuchtende Zelt herum. Es sah aus, als würde es sich im Rhythmus der fröhlichen Musik bewegen, die aus seinem Innern drang.

Doch es war nicht die Musik, die das Mädchen anzog.

Es war das Kreuz.

Das indirekt beleuchtete Kreuz in dem

Zelt warf einen Schatten an die Decke, sodass alle, die dort saßen, den Blick heben und gewiss sein konnten, dass ihre Seelen aufstiegen und ihnen Erlösung zuteil wurde.

Die zwölfjährige Mary Elizabeth Longstreet zog dieser Anblick magisch an. Sie wusste, dass der Wanderprediger, der mit seiner Holy Thunder Caravan, wie er sie nannte, durch die Lande reiste, nur noch drei Tage in der Stadt bleiben würde. In dieser Zeit musste das Mädchen unbedingt den Mut aufbringen, das Feld zu überqueren und das Zelt zu betreten. Sie würde es sich nie verzeihen, wenn sie es nicht tat.

Obwohl Mary nach dem Namen der

heiligen Jungfrau Maria getauft war, wurde sie von allen nur »Ruby« gerufen. Der Grund war ihr wunderschönes kastanienbraunes Haar, das im Spätsommer einen kräftigen Rotton annahm und wie Feuer leuchtete.

Ruby Longstreet war das mittlere von fünf Kindern, ein verwahrlostes Mädchen mit neugierigen blauen Augen und einem schüchternen Lächeln. Sie hatte zwei Brüder und zwei Schwestern. Die Familie lebte in Jefferson County, West Virginia, nicht weit von der Grenze zu Maryland entfernt.

Seitdem Ruby sprechen konnte, konnte sie aus der Bibel zitieren. Als Zweijährige sprach sie das Dankgebet am Esstisch der Familie, der nur aus

einer schlichten Holzplatte bestand, auf der kaum mehr als Pellkartoffeln und sonntags ein Stück gekochtes Lammfleisch standen.

In ihrer Kindheit besaß Ruby eine eselsohrige Ausgabe der King-James-Bibel. Sie lag in ein Tuch gewickelt auf dem Boden neben dem Bett, das sie mit ihren Schwestern Esther und Ruth teilte. Wenn sie nachts nicht schlafen konnte, las sie im Mondlicht in der Heiligen Schrift. Die Worte spendeten ihr Trost, stillten den Hunger in ihrem Bauch und die Sehnsucht ihres Geistes.

Als Ruby und ihre Schwestern zu jungen Mädchen heranwuchsen, kam ihr Vater oft in ihr Zimmer und setzte sich auf die Bettkante. Er roch nach Motoröl

und billigem Fusel und rückte jede Nacht näher an seine Töchter heran. Elijah Longstreet war ein grobschlächtiger Mann, der schnell in Wut geriet.

In der Nacht, als er sich neben Esther legte, tat Ruby so, als würde sie schlafen. Ihre Augen waren geöffnet, und sie sah die Schatten an der Wand, die sich hoben und senkten. Sie hörte das gedämpfte Flehen ihrer Schwester. Körpergerüche und der Gestank von Alkohol stiegen ihr in die Nase.

Einen Monat später verschwand Esther. Tagelang lief Ruby bis zum Ende der langen, staubigen Zufahrt und hielt nach ihrer Schwester Ausschau. Esther kehrte nie mehr zurück.

Hat Gott sie zu sich geholt?, fragte Ruby sich. Sie wusste es nicht und wagte nicht zu fragen.

In der Nacht, als Rubys Vater zu ihr kam, blieb er lange auf der Bettkante sitzen. Im letzten Winter hatte Elijah Longstreet die Hälfte seines Gewichts verloren. Er war so mager geworden, dass er in der Nacht, als er zu Ruby kam, nur noch aus Haut und Knochen bestand. Er kam dennoch. Das Bedürfnis, das der Teufel in seine Seele gepflanzt hatte, war zu stark.

Ehe er sich auf Ruby legen konnte, begann er so heftig zu husten, dass nicht nur das Bett, sondern der ganze Raum zu beben schien. Ruby würde dieses Geräusch niemals vergessen, diesen

widerlichen, röchelnden Husten ihres besoffenen Vaters.

Im Morgengrauen lag Elijah Longstreet tot neben dem Bett. Er hatte seine Tochter nicht angerührt, hielt stattdessen Rubys Bibel in den Händen. Der Zeigefinger seiner rechten Hand steckte zwischen den Seiten der Offenbarung, und sein Kopf lag in einer Lache aus Blut und Galle.

Alle wussten, was Elijah Longstreet in Rubys Zimmer getan hatte, aber es wurde niemals darüber gesprochen. An dem Tag, als er in dem kleinen Familiengrab hinter den Nebengebäuden beerdigt wurde, schaute Rubys Mutter aus dem Wohnzimmerfenster, doch sie setzte keinen Fuß auf das Grab.

Dies alles geschah sechs Monate bevor der Wanderprediger ins Dorf kam. In dieser Zeit schoss Ruby Longstreet förmlich in die Höhe. Sie war für ihr Alter sehr groß und kein Kind mehr. Allerdings hafteten ihr noch die ein wenig ungelenten Bewegungen eines jungen Mädchens an.

An dem Abend, als der Wanderprediger seine letzte Predigt in diesem Ort hielt, überquerte Ruby das Feld und lief auf das Zelt zu. Die Klänge des Liedes »Give Me Oil in My Lamp«, das Ruby auswendig kannte, erfüllten die Sommernacht und hallten von den umliegenden Hügeln wider.

Als Ruby sich dem Zelt näherte, beobachteten sie zwei Männer, die an

einem alten Pick-up lehnten, dessen linker Kotflügel notdürftig mit Draht befestigt war. Einer der beiden musterte sie, wie ihr Vater es manchmal getan hatte, mit feuchten Lippen und einem schmierigen Lächeln. Der andere, der ältere Mann, wies mit dem Kopf auf das Zelt. Ruby roch den Gestank von billigem Fusel auf dem ganzen Weg bis zu ihrem Ziel.

Schließlich nahm Ruby all ihren Mut zusammen. Ihr Herz klopfte vor Angst und Aufregung. Der fröhliche Gesang wurde lauter.

Sie betrat das Zelt und sah zum ersten Mal den Prediger.



Wie eine göttliche Erscheinung stand der junge, hübsche Mann in einem weißen Leinenanzug und einem zitronengelben Hemd im vorderen Bereich der Kirche genau unter dem Kreuz vor fast hundert Menschen. Er war gertenschlank, und seine anmutigen Bewegungen glichen denen einer Katze. Er strahlte ungeheure Kraft aus, eine Energie, die man sogar dann noch spürte, wenn er sich nicht bewegte. Das helle Licht über dem Rednerpult schuf hinter dem Kopf des Predigers eine goldene Aura. Ruby war überzeugt, dass ihn der Heilige Geist erfüllte.

Sie wusste, dass die schwere Kindheit des Predigers sich nicht sehr von ihrer eigenen unterschied. Sie wusste alles

über ihn, weil der Prediger ein Buch über sein Leben geschrieben hatte: *Ich bin der Geist*. Ruby hatte es so oft gelesen, dass die Schrift in dem Buch allmählich verblasste. Als das Buch einmal in eine Pfütze fiel, lief sie nach Hause, so schnell sie konnte, trocknete das Buch vor dem Feuer und bügelte jede Seite mit dem Bügeleisen ihrer Tante Hazel.

Auch der Prediger hatte in seinem Leben in der Zeit, bevor ihm das Licht leuchtete, Dunkelheit gekannt. Der Junge aus der tiefsten Provinz, der in den Appalachen in Letcher County, Kentucky, geboren worden war, hatte zwei gewalttätige Väter überlebt und eine Mutter, die vom Satan besessen

war.

Als kleiner Junge musste der Prediger miterleben, wie seine Stiefschwester Charlotte umgebracht wurde. Viele glaubten, diese schreckliche Tragödie habe ihn auf den Weg des Heils geführt.



Die Holy Thunder Caravan reiste überallhin. Sie durchquerte den Norden von Kentucky, den Süden von Ohio und den Südwesten von Pennsylvania. Der Prediger sprach auch im Radio. Wenn Ruby wusste, dass er sprechen würde, blieb sie am Tisch sitzen, lauschte aufmerksam seinen Worten und spürte,

dass seine schöne Stimme sie mit dem Geist des Herrn erfüllte.

An dem Abend, als Ruby sich hinten in der Versammlung auf einen Stuhl setzte, lauschte sie der Gemeinde, die mit lauter Stimme Lobpreisungen sprach, und hörte die Musik in den Himmel aufsteigen. Sie hatte nicht den Mut mitzusingen, doch es erfüllte sie mit einem nie gekannten Glücksgefühl, dem Prediger so nahe zu sein.

Am nächsten Tag zog der Wanderprediger weiter. Ruby weinte tagelang. Jeden Samstag lief sie sechs Meilen zu der kleinen Bücherei und suchte in überregionalen Zeitungen nach Informationen. Endlich wurde ihre Mühe belohnt, als sie las, dass der Prediger

und seine Holy Thunder Caravan in dem nahe gelegenen Ort Brandonville haltmachte.

Ruby suchte sich Arbeit. Sie wusch Wäsche für andere Leute, fegte Ställe aus und nahm jeden Job an, um Geld zu verdienen. Am Ende hatte sie elf Dollar gespart. Das Geld reichte für eine Hin- und Rückfahrt mit dem Greyhound-Bus.



Dieses Mal sprach der Prediger über die Sünden des Fleisches. Als er alle Anwesenden, die nicht durch die Heilige Schrift gerettet worden waren, dazu aufrief, vorzutreten, kam auch Ruby der

Aufforderung nach.

Schließlich kam der Prediger zu ihr und berührte ihre Stirn. Ein Gefühl der Wärme und der inneren Ruhe, wie sie es nie zuvor gespürt hatte, durchströmte ihren ganzen Körper von den Zehen bis zur Stirn. Ein grelles weißes Licht erstrahlte. Es gab nicht den geringsten Zweifel, dass der Heilige Geist sie erfüllte.

Mit einem kalten Tuch auf der Stirn erwachte Ruby auf einem Feldbett hinter dem Zelt. Neben ihr saß eine dicke, fröhliche Frau. Sie trug einen Overall mit Fettflecken und roch nach selbst gedrehten Zigaretten und Orangenbonbons.

»Bin ich im Himmel?«, fragte Ruby.

Die Frau lachte. »Nein, mein Schatz. Du bist noch immer in West Virginia. Dieses Land hat viele Namen, aber als Himmel wurde es noch nie bezeichnet.«

An diesem Abend fuhr Ruby nach Hause und erledigte ihre Hausarbeiten. Im Morgengrauen packte sie ihr Schulkleid, ihr Sonntagskleid und ein paar wenige andere Besitztümer ein und ging fort.

Sie kehrte nie wieder nach Hause zurück.



Als Ruby den Zeltplatz erreichte, war das Zelt dunkel. Sie trat ein und sah eine

einzigste Person am Rednerpult stehen. Er war es. Ruby würde niemals vergessen, wie der Prediger aussah – groß, majestätisch und von Gott gesandt. Seine Silhouette zeichnete sich im Mondlicht auf dem cremefarbenen Zeltstoff ab.

Der Prediger lächelte, als er sie sah. Ruby befürchtete schon, erneut die Besinnung zu verlieren. Sie stützte sich rasch an einem Stuhl ab, bis sie sich wieder gefasst hatte. Der Prediger kam zu ihr, zog einen Stuhl heran und begrüßte sie.

Und so wurde Mary Elizabeth Longstreet Mitglied der Holy Thunder Caravan.



In diesem Sommer reiste Ruby mit dem Wanderprediger durch den Süden von Ohio und den Norden von West Virginia in Städte wie Grand Run, Friendly, Sistersville und Paden City. Der Prediger fuhr in den Sommermonaten gerne an den Ufern des Ohio River entlang, sodass er die Gläubigen sogleich im Fluss taufen konnte.

Anfangs wurde der Prediger auf seinen Reisen von sieben Personen begleitet. Wenn man nur das Zelt und die ungefähr hundert Stühle betrachtete, hätte man kaum geglaubt, wie viel Arbeit die Planung, die Reisen und der Auf- und Abbau erforderten.

Ruby war kein kräftiges Mädchen, doch sie war stärker, als es den

Anschein hatte. Oft leistete sie ebenso viel wie die beiden älteren Jungen, die mithalfen.

An jedem neuen Ort logierten sie entweder in einem kleinen Motel oder auf einem Zeltplatz. Jedes Mal ging der Prediger als Erstes in die Stadt und verkündete das Wort Gottes. Wenn es möglich war, vereinbarte er mit dem lokalen Radiosender ein Interview. Der Aufenthalt der Holy Thunder Caravan wurde auf den religiösen Seiten der Lokalzeitung immer kostenlos angekündigt. Doch erst wenn der Prediger eine kleine Werbeanzeige in der Rubrik »Veranstaltungen und Termine« schaltete, tauchten größere Scharen von Gläubigen auf.

Manchmal rief der Prediger Ruby abends in sein Zimmer. Er setzte sich vor den Spiegel, während sie sein wunderschönes goldenes Haar bürstete. Zu den wenigen Dingen von Wert, die Ruby von zu Hause mitgenommen hatte, gehörte die Haarbürste ihrer Großmutter. Die Bürste mit den im Petit Point gestickten Blumen auf der Unterseite hatte einen goldfarbenen, ziselierten Metallgriff. Jeden Abend bürstete Ruby das Haar des Predigers – niemals weniger als hundert Bürstenstriche –, wobei er ihr Geschichten aus der Bibel vorlas.

Während Ruby in den nächsten Monaten mit der Holy Thunder Caravan reiste, verbrachte sie viel Zeit mit den

Zwillingen Abigail und Peter. Der Prediger hatte die Zwillinge aufgenommen, nachdem deren Eltern bei einem Autounfall in der Nähe von Elkins ums Leben gekommen waren. Sie waren zu dem Zeitpunkt noch Kleinkinder, aber sie waren auf eine Weise von Gott berührt worden, die sie zu einzigartigen Wesen machte.

An vielen Abenden, wenn sie das Zelt abgebaut und es mitsamt den Stühlen und Ständen auf den Lastwagen geladen hatten, sodass alles für die Abfahrt in der Morgendämmerung vorbereitet war, las Ruby Abigail und Peter etwas vor.

Am Liebsten hörten sie Samuel 1,17, die Geschichte von David und Goliath.



Als Ruby dreizehn Jahre alt war und allmählich die ersten weiblichen Formen sichtbar wurden, änderte sich alles.

Eines Abends an einem heißen Julitag, als sie sich am Stadtrand von Moundsville aufhielten, nahm der Prediger ihre Hand und sagte: »Komm mit mir, mein Kind.«

Sie gingen zu seinem Wohnmobil, dem großen Wagen, in dem Ruby noch nie gewesen war. Dort standen goldene Sofas und ein Fernseher, und an die Decke war ein blauer Himmel gemalt.

Im Wohnraum des Wohnmobils hing an der hinteren Wand an einem Haken ein hübsches, rosarotes Kleid aus einem

Geschäft. Der Prediger sagte Ruby, es gehöre ihr, und sie solle es anziehen.

Sie setzten sich an einen Klapp Tisch und aßen gemeinsam – nur sie beide.

Ruby war so nervös, dass sie sich daran erinnern musste, ihr Essen richtig zu kauen. Zum ersten Mal im Leben trank sie Wein.

Als Ruby nach dem Essen die Teller abgeräumt hatte, setzten sie sich einander gegenüber auf die Sofas.

»Der Herr hat Großes mit dir vor, Mary Elizabeth«, sagte der Prediger.

»Wirklich?«

Der Prediger verharrte einen Augenblick reglos, was er oft tat, und stand dann auf. An diesem Abend trug er schwarze Kleidung und eine schwarze

Krawatte. Er bewegte sich wie eine Katze durch den kleinen Raum. Dann setzte er sich neben Ruby aufs Sofa und nahm ihre Hand. Als Ruby so dicht neben ihm saß, konnte sie die kleinen goldenen Punkte in seinen Augen sehen. Ihr wurde schwindelig in seiner Nähe.

»So Gott will, wird es noch viele Jahre dauern, aber die Zeit wird kommen, da ich nicht mehr in der Lage sein werde, den Menschen das Wort Gottes zu verkünden«, begann er.

»Aber ... warum nicht?«, stammelte Ruby und rutschte auf dem Sofa hin und her. Das neue Kleid aus dem Geschäft war ein wenig eng.

Der Prediger lächelte, und Ruby spürte, dass ihre Knie zu zittern

begannen. Sie versuchte es zu unterdrücken.

»Noch bin ich jung, aber das wird nicht immer so bleiben.«

Ruby wusste, was er meinte, konnte sich den Prediger aber nicht anders vorstellen als so, wie er jetzt aussah.

»Lass uns auf die Güte des Herrn trinken«, sagte er und reichte ihr ein Kristallglas. Dann nahm er sein eigenes Glas, und sie stießen an. Es klang wie das Läuten der Glocke in einer großen, leuchtenden Kapelle auf einem Hügel.

Ruby führte das Glas an die Lippen und trank einen Schluck. Zuerst war dieser neue Wein ihr zu bitter, aber je mehr sie trank, desto besser schmeckte er.

Bis tief in die Nacht las der Prediger aus der Heiligen Schrift vor, und dabei tranken sie von dem bitteren Wein.



In dem Traum, der kein Traum war, stand der Prediger am Fußende des Bettes. Jetzt trug er ein rotes Gewand und einen Priesterkragen.

»Mary«, sagte er sanft.

In dem Traum, der kein Traum war, war Ruby nackt. Sie spürte die kühle nächtliche Brise, die durch das Fenster ins Wohnmobil wehte. Sie roch den Duft der Geißblattsträucher und der Sommerhyazinthen.

In dem Traum, der kein Traum war, drang der Prediger in sie ein. Ruby erlitt furchtbare Schmerzen. Im Dämmerlicht des Schlafrums sah sie seine Augen und spürte seinen heißen Atem auf ihrer Haut. Einen winzigen Augenblick wurde ihr ein Blick in seine Seele gewährt, und sie sah in einen schrecklichen Abgrund, in dem ein Feuer loderte.



Ruby erwachte in einem der Lastwagen in ihrem Schlafsack. Sie richtete sich auf. Ihr Schädel dröhnte, und alles drehte sich vor ihren Augen. Jeder Muskel tat ihr weh, und sie hatte entsetzlichen

Durst. Hektisch suchte sie ihr neues Kleid.

Es war verschwunden.



Als Nächstes hielten sie in einer kleinen Stadt namens Hannibal im Südwesten von Ohio. Sie errichteten das Zelt auf einer Wiese mit Blick auf den See. Es war Spätsommer, und die Mücken wurden zur Plage. Der Prediger schickte zwei Jungen in die Stadt, um die Flugblätter zu verteilen.

Um achtzehn Uhr trafen die ersten Gläubigen ein. Es waren nicht viele, denn es war der erste Abend an diesem

neuen Ort. Der Prediger blieb immer drei Tage in einer neuen Stadt, damit sich die Nachricht verbreitete, und das geschah jedes Mal.

Zu jener Zeit begleiteten den Prediger insgesamt neun Leute auf seinen Reisen.

Der Prediger wusste, dass er in kleinen, armen Städten spätestens am zweiten Abend sämtliche Spendengelder, die er bekommen konnte, einkassiert hatte. Deshalb veranstaltete er anschließend die »Abende mit den Gaben des Herrn«, wie er sie nannte. Er ermunterte die Gläubigen, Essen zu spenden, und hielt einen kürzeren Gottesdienst ab. Während Geldspenden selbstverständlich auch angenommen wurden, brachten die meisten Gläubigen

selbst gebackenes Brot, geräucherte Wurst, Marmelade, Eingemachtes und hausgemachte Pasteten.

An diesen Abenden speisten der Prediger und seine Leute jedes Mal fürstlich.



Als die Holy Thunder Caravan die Stadt New Martinsville erreichte, schloss sich ihnen ein Mann namens Carson Tatum an. Carson war Mitte fünfzig, ein freundlicher Witwer, der mehr Geld als Glauben besaß. Es hieß, Carson Tatum habe seine kleine Kette von Eisenwarengeschäften mit einem guten

Gewinn verkauft und widme sein Leben fortan dem Wort Gottes, wie der Prediger es verkündete.

Der Prediger brauchte einen Fahrer, der die immer umfangreichere Ausrüstung transportierte, und die beiden trafen ein Abkommen. Zu den Versammlungen, zu denen anfangs durchschnittlich fünfzig Personen gekommen waren, kamen mittlerweile über zweihundert, und es wurden immer mehr, als sich herumsprach, dass der Prediger über heilende Kräfte verfüge.

Carson, der niemals eigene Kinder gehabt hatte, schloss Ruby auf Anhieb ins Herz, und sie wurden Freunde. Oft fuhr sie auf dem Beifahrersitz seines Pick-ups mit, und er erzählte ihr

Geschichten aus der Zeit, als er auf Frachtschiffen die Häfen ferner Orte wie Singapur, Shanghai und Karatschi angesteuert hatte.



Ein paar Monate später hielten sie an einem heruntergekommenen Motel am Rande von Youngstown, Ohio.

Mittlerweile begleiteten den Prediger elf Leute auf seinen Reisen.

Ruby fühlte sich nicht gut. Ein anderes Mädchen, ein oder zwei Jahre jünger als sie, kümmerte sich nun um Abigail und Peter.

Das neue Mädchen war blond und

hübsch, aber in sich gekehrt. Ihr Verhalten ähnelte in vieler Hinsicht dem Rubys zu der Zeit, als sie sich dem Prediger angeschlossen hatte. Das Mädchen verehrte den Prediger sehr und konnte ihm kaum in die Augen schauen, wenn er sie ansprach.

Ruby litt schon länger unter dem Unwohlsein. Es begann mit morgendlicher Übelkeit, die so schlimm war, dass sie sich übergeben musste. Oft schaffte sie es nicht bis zu den mobilen Toiletten, die für die Besucher der Gottesdienste in der Nähe des Zeltes aufgestellt wurden.

Im dritten Monat war Rubys Schwangerschaft nicht mehr zu verbergen, und so ging sie eines Abends

zum Wohnmobil des Predigers, um ihm die wundervolle Nachricht zu überbringen, doch er schickte sie weg.

Ehe Ruby sich schlafen legte, sah sie das neue Mädchen, Bethany, mit Abigail spielen. Zwischen den verrosteten Fords und Pick-ups spielten sie Verstecken.

Bethany trug Rubys rosarotes Kleid.

Auf dem Rückweg zum Zelt liefen Ruby Tränen über die Wangen.

In diesem Augenblick glaubte sie, ein Knurren in der Nähe zu hören, ein leises Winseln am Rand des Waldes. Ruby ging auf die Bäume zu und entdeckte zwei schwarze Hunde. Nach den Umrissen zu urteilen, schienen es große Rüden zu sein.

Als Ruby das Zelt betrat, sprangen die

Hunde mit gesenkten Köpfen auf sie zu und legten sich neben dem Zelt auf den Boden, jeder auf einer Seite. Ihre wachsamen schwarzen Augen leuchteten wie Marmor in der Dämmerung.



Zwei Wochen später half Ruby am Stadtrand von Coshocton, die Stühle aufzustellen. Nach der Arbeit verließ sie das Zelt, um Wasser zu trinken. Dabei bemerkte sie, dass sich am Rand des Platzes etwas bewegte. Als sie verharnte und genau hinschaute, machte ihr Herz einen Sprung. Es waren die beiden schwarzen Hunde, die sie in

Youngstown gesehen hatte, fast siebzig Meilen entfernt. Sie waren ihnen gefolgt.

Die Schwänze zwischen den Beinen näherten die Hunde sich.

Ruby spürte, dass sich etwas in ihr regte.



Der Frühling begann, als der Prediger fünf Monate später, am Abend des Karsamstags, vor einem Motel in Morristown, Pennsylvania, anhielt. Ruby hatte ein eigenes Zimmer.

Mitten in dieser ruhelosen Nacht sagte das Baby, es sei an der Zeit, geboren zu werden. Ruby schaffte es gerade noch

bis zu ihrer Zimmertür, ehe die Fruchtblase platzte. Sie riss die Tür auf und hoffte, dass sie es bis zum nächsten Zimmer schaffte, in dem Carson Tatum schlief.

Was sie dann auf dem Parkplatz sah, nahm ihr den Atem.

Der Prediger war mit sämtlichen Wagen und allen Leuten verschwunden.



Ruby erwachte in einem sauberen Zimmer. Sie erfuhr, dass sie in einer Familienklinik in Waynesburg, Pennsylvania, lag. Als der Arzt mit ihr sprach, stellte sie fest, dass sie keine

Stimme hatte. Sie brachten ihr das Baby. Es war ein wunderschöner Junge.

Nach einer Woche wickelte sie das Baby in Tücher, nahm seine Medikamente und machte sich aus dem Staub. In den ersten drei Nächten schliefen sie am Straßenrand.

Die Hunde waren nie weit entfernt. Ab und zu brachte Ruby ihnen Essensreste, die sie in Müllcontainern und auf Hinterhöfen von Imbissstuben gefunden hatte.

Es war warm genug, sodass Ruby sich noch keine Sorgen zu machen brauchte, der Junge könne erfrieren. In den nächsten Monaten liefen sie nachts und versteckten sich am Tag.

Schon bald fanden sie sich gut in der

Dunkelheit zurecht.



Als der Junge drei Jahre alt war, hatte Ruby sich zu einem hübschen Mädchen entwickelt. Leute, die sie auf der Straße kennengelernt hatten, nahmen sie auf. Fast zwei Jahre lang wohnten sie bei einem Mann und einer Frau zur Untermiete, die im Südwesten von Pennsylvania eine Gemischtwarenhandlung führten. Einer ihrer Arbeitgeber war zu jener Zeit eine kleine Schule in Ohio. Ruby, die nachts nur wenige Stunden schlief, lief immer wieder an den hohen Bücherstapeln in

der Bibliothek entlang. Sie verbrachte viel Zeit damit, in der Cafeteria die Teller mit den Essensresten abzuräumen, doch ihre Freizeit verbrachte sie meistens in der Bibliothek und las alles, was ihr in die Hände fiel.



Ein Jahr später sah sie in einem Schnellimbiss in Romansville, Pennsylvania, einen alten Bekannten. Ruby und der Junge schliefen zu der Zeit in einer Frühstückspension, wo Ruby als Gegenleistung für Kost und Logis Hausarbeiten übernahm.

Er war dicker geworden, und im

Nacken hatten sich Speckrollen gebildet. Die Last auf seinen Schultern zeugte von vielen Jahren Traurigkeit. Dennoch erkannte Ruby ihn auf Anhieb wieder.

Als sie und der Junge auf den Tisch zugen, hob Carson Tatum den Blick. Im ersten Augenblick machte er ein Gesicht, als sähe er Gespenster. Dann erhellte sich seine Miene.

Sie hielten sich nicht lange mit Small Talk auf.

»Lass dich anschauen«, sagte er. »Du siehst großartig aus, Ruby Longstreet.« Carson strich dem Jungen über die Schulter. »Und dein Junge ist schon ein richtiger kleiner Mann.«

»Er ist mein größter Schatz«, sagte Ruby. »Ist der Prediger in der Nähe?«

Carson nickte. »Drüben in Parkesburg. Jetzt sind nur noch der Prediger und drei andere dabei.«

Drei andere, dachte Ruby, sagte aber nichts.

Eine Zeit lang rührte Carson mit dem Löffel in seiner Tasse herum, obwohl nur noch der Boden vom mittlerweile kalten Kaffee bedeckt war. »Es war nicht in Ordnung, was er getan hat«, sagte Carson schließlich. »Es war wirklich nicht in Ordnung.«

Ruby fiel keine Antwort ein, die sie laut aussprechen wollte.

Carson warf einen Blick über die Schulter, dann schaute er Ruby wieder an. »Der Prediger hat sich mit einem Jahrmarkt zusammengeschlossen. Nur so

schafft er es noch, Leute herbeizulocken. Ich möchte, dass du heute Nachmittag mit dem Jungen kommst.« Er griff in die Tasche und zog ein paar Chips und eine dicke Rolle roter Karusselltickets heraus. »Kommt um drei Uhr. Ich habe etwas für dich.«

»Etwas vom Prediger?«

»Ja, Ma'am.«

Ruby wählte ihre Worte sorgfältig.

»Ich möchte Sie bitten, mir noch etwas vom Prediger zu besorgen. Falls er es noch hat. Würden Sie das für mich tun?« Carson Tatum lächelte.



Auf dem kleinen, heruntergekommenen Jahrmarkt roch es nach Schmierfett, Zuckerwatte und Hoffnungslosigkeit. Der Jahrmarkt war nicht mehr das, was er einst gewesen war; man konnte ihn kaum noch als solchen bezeichnen. Es gab ein kleines Riesenrad, ein Karussell mit bunten Pferden, einen Autoskooter mit vier kleinen Autos und die üblichen Glücksspiele. An einem halben Dutzend Buden wurden Schweinsohren, Rührteiggebäck und in heißen Karamell getunkte Äpfel angeboten. Ein Feuerwerk war angekündigt worden.

Ruby war schon einmal hier gewesen. Das wusste sie, als sie den Platz betrat, und dieses Wissen versetzte sie in höchste Erregung.

In ihren Träumen war sie hier gewesen.

Ruby nahm ihren Jungen an die Hand. Sie warf einen Blick über den Platz und entdeckte wie erwartet die schwarzen Hunde. Den Versuch, die Tiere voneinander zu unterscheiden, hatte sie seit Langem aufgegeben. Sie nahm an, dass sie schon aus dem vierten oder fünften Wurf stammten. Es waren immer zwei, und sie hielten sich stets in ihrer Nähe auf.

Um drei Uhr sah sie Carson neben dem Karussell stehen. Ruby ging mit dem Jungen auf ihn zu. Carson zog sie hinter eine der Buden.

»Große Neuigkeiten. Er ist schon dabei, alles zusammenzupacken«, sagte

Carson, der natürlich den Prediger meinte. »Ich habe gerade gehört, wohin er fährt. Er will nach ...«

Philadelphia, dachte Ruby.

»... Philadelphia«, sagte Carson. »Da hat er mal gewohnt, weißt du.«

Ruby wusste es. Sie hatte das Buch des Predigers gelesen und kannte seine Vergangenheit ebenso, wie sie seine Zukunft in ihren Träumen sah. Sie sah ihren Sohn vor Augen, einen großen, starken, intelligenten Mann. Sie sah seine Silhouette auf dem Delaware River – endlich vom Teufel in seinem Innern befreit.

»Der Prediger hat gesagt, er will in Philadelphia eine Missionsstation eröffnen«, fuhr Carson fort. »Eine kleine

Kirche in einem ehemaligen Geschäftslokal. Vielleicht auch einen Secondhandladen.«

Auch das sah Ruby in ihren Träumen.

»Haben Sie besorgt, um was ich Sie gebeten habe?«, fragte sie Carson.

»Ja, Miss.«

Carson schaute sich um, griff unter den Mantel und zog eine dicke Papiertüte hervor. Er reichte sie Ruby.

»Soll er ruhig glauben, dass ich es war.«

Ruby nahm die Tüte entgegen. Sie war viel schwerer, als sie erwartet hatte.

»Was ist noch in der Tüte?«

Als Ruby einen Blick hineinwarf, fiel sie beinahe in Ohnmacht. Außer der Sache, die sie Carson gebeten hatte, für

sie zu besorgen, steckte ein dickes Geldbündel in der Tüte.

»Es müssten vierzigtausend Dollar sein«, sagte Carson. »Nimm das Geld und bau dir etwas auf.«

Ruby verdrängte den Schock. Mit Tränen in den Augen drückte sie Carson fest an sich und schaute ihm nach, als er davonging. Er humpelte leicht. Ruby vermutete, dass dieses Gebrechen von den schweren Lasten herrührte, die er so viele Jahre für den Prediger schleppen musste.

Nachdem Ruby ihre beiden Tickets abgegeben hatte und auf das Karussell trat, sah sie Abigail und Peter zum ersten Mal nach vielen Jahren wieder. Wie groß sie geworden waren. Es schmerzte,

ihnen so nahe zu sein. Am Liebsten hätte sie die beiden in die Arme geschlossen, aber das war unmöglich.

Ein paar Minuten später entdeckte sie den Prediger. Trotz seiner finanziellen Nöte und der vielen Jahre, die vergangen waren, sah er gut aus. Ruby nahm an, dass sie immer so empfunden hätte, obwohl dieser Mann ihr großes Leid zugefügt hatte.

Er sah sie nicht, als er Abigail und Peter auf die Pferde setzte. Alles schien sich in Zeitlupe abzuspielen.

Ruby nahm an, dass der heilige Johannes es ebenso erlebt hatte.



Der Prediger suchte für Peter ein weißes und für Abigail ein rotes Pferd aus. Die Kinder waren zweieiige Zwillinge und ähnelten sich sehr.

Dann setzte der Prediger einen kleinen Jungen auf ein schwarzes Pferd. Ruby brauchte nicht lange zu überlegen, wessen Kind es war. Der Junge hatte große Ähnlichkeit mit dem jungen Mädchen, das an der Bude stand, die Zuckerwatte verkaufte. Dieses dünne, nervöse Mädchen namens Bethany war nach Ruby an der Reihe gewesen.

Ruby fragte sich, wie viele Mädchen es seitdem gewesen waren.



Gegenüber von der Stelle, wo der Prediger stand, half Ruby ihrem Sohn auf das Pferd. Es war alt und schmuddelig. Wahrscheinlich waren die fahlgrauen Augen einst pechschwarz gewesen wie das Fell der Hunde, die sich stets in ihrer Nähe aufhielten.

Das Karussell begann sich zu drehen. Die alte, krächzende Dampforgel spielte eine Melodie dazu. Ruby betrachtete ihren Jungen und stellte ihn sich in einer Zeit vor, da er stark sein würde und niemand ihn aufhalten konnte.

Der Prediger, der ganz in ihrer Nähe stand, hatte nicht die leiseste Ahnung, obwohl die Anzeichen eindeutig waren.

Für Ruby war dieser Augenblick vorherbestimmt, und er wurde in der

Bibel erwähnt.

Und ich sah ein weißes Pferd.

Peter lachte fröhlich, als das Karussell immer schneller fuhr und das weiße Pferd sich im Rhythmus des Liedes auf und ab bewegte.

Ich hörte das zweite Lebewesen sagen: »Komm!«, und ein anderes Pferd erschien, und es war feuerrot.

Die kleine Abigail, die ihrem Bruder sehr ähnelte, lachte ebenfalls und hielt sich an ihrem roten Pferd fest.

Ich hörte das dritte Lebewesen sagen: »Komm!«, und ich erblickte ein schwarzes Pferd.

Der Junge auf dem schwarzen Pferd hatte Angst. Der Prediger hielt ihn mit der freien Hand fest.

Immer schneller drehte sich das Karussell, und die Musik der Kirmesorgel dröhnte wie eine Predigt in Rubys Kopf. Sie betrachtete ihren Jungen. Er schien zu wissen, wo er war und was das alles bedeutete. Ruby drückte das Geld an sich. Sie wusste, dass sie heute Nacht weggehen und niemals wiederkehren würde. Sie wusste auch, dass sie alle sich in der Stadt der beiden Flüsse wiedersehen würden.

In Philadelphia.

Und dann war der Tag der Abrechnung nicht mehr fern.

Während Ruby sich an der Stange festhielt, strich sie mit den Händen über die glatte Oberfläche des alten

Karussellpferdes, von dem die Farbe abgeblättert war. Wie sie es immer getan hatte, stellte sie sich vor, dass dieses Pferd einst ein Rotschimmel mit glänzendem Fell gewesen war. Jetzt schien es durchscheinend zu sein. Sie hörte beinahe sein Herz schlagen.

Ich hörte die Stimme des vierten Lebewesens sagen: »Komm!«, und ich sah ein fahles Pferd, und der Name des Reiters war »der Tod«, und Hades folgte ihm.



In den Monaten, die auf diesen Tag folgten, erkrankte der Junge schwer an

Tuberkulose. Diese Krankheit stellte in der modernen Welt kaum noch eine Gefahr dar, trat aber in den Kreisen, in denen Ruby sich bewegte, noch häufig auf. Nacht für Nacht saß sie mit einem Tuch über dem Mund bei ihrem Sohn und hörte sein entsetzliches krampfartiges Husten.

Der Junge war schon seit drei Monaten krank, als die beiden schwarzen Hunde eines Nachts zu ihr kamen und sich vor der Klinik in Doylestown neben sie setzten. Die ganze Nacht streichelte Ruby ihre Köpfe. In dieser Nacht hatte sie schreckliche Träume von Männern, die mit Stacheldraht umwickelt waren, und von alten Männern mit Steinen im Bauch. Als

sie in einem hellen, heilenden Licht aufwachte, waren die Hunde verschwunden.

Krank vor Sorge lief sie in die Klinik. Sie erfuhr, dass ihr Sohn wie durch ein Wunder gesund geworden war.



Ruby wuchs zu einer schlanken, hübschen jungen Frau heran. Keinem Mann entgingen ihre Reize. Sie lernte, sich zahlreicher Tricks zu bedienen, und setzte die Künste der Überzeugung ein, die sie vom Prediger gelernt hatte. Das Geld, das Carson Tatum ihr gegeben hatte, gab sie klug aus, sparte jeden

Penny und las jedes Buch, das sie ausleihen konnte.

Eines Tages las Ruby in der Zeitung, dass der Prediger bewiesen hatte, ein Handlanger des Teufels zu sein. Er war ein Mann geworden, der den Menschen ihre Seelen raubte und der mordete, um den Verlust seiner Stiefschwester Charlotte zu rächen.

Als Ruby von diesen schrecklichen Taten erfuhr, wusste sie, dass die letzten Tage gekommen waren.



Am Tag der dritten Kirche ging Ruby, die schon seit langer Zeit unter einem

anderen Namen bekannt war und längst kein rotes Haar mehr trug, durch eine Straße in Nord-Philadelphia.

Und Hades folgte ihm.

Sie standen gegenüber der Kirche an der Ecke und beobachteten alles. Die Einwohner der Stadt gingen an ihnen vorbei – ein jeder ein Prediger seiner Kirche, ein jeder ein Sünder seiner Taten.

Mutter und Kind, dachte Ruby.

Insgesamt waren es sieben Kirchen.

Die Leiche des Babys war längst aus dem Keller weggebracht worden. Die Kirche war als Tatort versiegelt worden, und die Kriminaltechniker hatten sämtliche Spuren gesichert. Doch Jessica und Byrne hielten sich noch immer in der Kirche auf.

Seit einer Ewigkeit, wie es Jessica schien, standen sie schweigend beieinander, schauten sich den Tatort an und versuchten, den Hergang des Verbrechens zu rekonstruieren. Jessica wusste, dass Byrne anders auf diesen Fall reagierte als sie, auch wenn sie niemals einen mitfühlenderen Menschen

als Kevin Byrne kennengelernt hatte. Er konnte mit Sicherheit nachvollziehen, was es für Jessica – für jede Mutter – bedeuten musste, einen ermordeten Säugling zu finden.

Nach einer halben Stunde wurde die Stille innerhalb der alten Kirchenmauern unerträglich.

»Sag mir bitte, dass es kein Mord war«, bat Jessica schließlich.

»Ich wünschte, ich könnte es, Jess.«

»Erzähl mir eine Geschichte über eine Mutter, die ihr kleines Mädchen badet und der dann etwas Furchtbares zustößt, sodass sie nicht verhindern kann, dass das Baby in der Wanne ertrinkt.«

Byrne erwiderte nichts.

»Sag mir, dass es ein Unfall war und

dass die Mutter – nehmen wir an, sie ist eine religiöse Fanatikerin – ihr Baby, ihr *geliebtes* Baby, in diese Kirche trägt, weil sie es taufen will, und dann geht irgendetwas furchtbar schief.«

Jessica ging den Mittelgang hinunter, stieg die drei Stufen hinauf, wo einst der Altar gestanden hatte, kam nach kurzer Zeit wieder hinunter und ging zu der Treppe, die in den Keller führte.

»Ich *muss* glauben, dass es nicht absichtlich geschehen ist, Kevin. Dass es nicht zu einem Plan gehört und dass wir so etwas nie wieder sehen werden. Niemals.«

Byrne schwieg. Jessica hatte auch nicht damit gerechnet, dass er etwas sagen würde.

Auf dem Laternenpfahl vor der Kirche entdeckten sie wieder ein großes X.



An diesem Abend drückte Jessica ihre Kinder ein Dutzend Mal an sich und blieb die ganze Nacht auf dem Flur zwischen Schlafzimmer und Kinderzimmer sitzen. Alle zehn Minuten schaute sie nach Sophie und Carlos. Eine halbe Stunde bevor der Wecker klingelte, schlief sie endlich ein.

Zwei Tage später verwandelte sich die wahnsinnige Wut, die in ihr brannte, in ein anderes Gefühl, das sie als Polizistin erst wenige Male verspürt

hatte. Sie hatte jeden Fall, der ihr als Detective übertragen worden war, ernst genommen und den Toten größten Respekt entgegengebracht, auch wenn es sich bei dem Opfer um einen widerwärtigen Menschen handelte. Alle Detectives, die Jessica kannte, verhielten sich genauso. Doch es gab Verbrechen, die sie beim Einschlafen, beim Aufwachen, beim Essen und bei jedem Schritt begleiteten. Es gab Fälle, die sie beim Duschen, beim Einkaufen und im Kino nicht losließen.

Dies war ein solcher Fall.

Jessica wusste, dass die Ergebnisse kriminaltechnischer Untersuchungen nicht sofort vorlagen und dass die Kollegen immer im Rückstand waren.

Die Bestimmung der Blutgruppen, die Identifikation der Fingerabdrücke, der Haare und Fasern, die DNA-Analysen – das alles dauerte seine Zeit.

Das wusste Jessica, dennoch rief sie jede Stunde im Labor an. Seitdem sie die Kirche verlassen hatten, hatte sie nicht einmal zwanzig Minuten am Stück geschlafen.

Die winzigen Finger und Zehen, die klaren blauen Augen ...

Sobald dieses Bild wieder vor ihren Augen auftauchte, erfasste sie unbändiger Zorn.

Natürlich war es nicht das erste tote Baby, das Jessica gesehen hatte. Wenn man in einer Stadt wie Philadelphia bei der Mordkommission arbeitete, brauchte

man keine Bestätigung für die manchmal schockierende und unbegreifliche Unmenschlichkeit des Menschen.

Es ging darum, *wie* sie das Baby gefunden hatten. Die makellose Erhaltung in dem Eisblock. Es schien fast, als würde das Baby bis in alle Ewigkeit ein Baby bleiben und für immer mit geöffneten Augen in der Position verharren, in der es seinen letzten Atemzug getan hatte.

Die Medien hatten Wind von der Sache bekommen, und im Fernsehen lief am unteren Bildschirmrand ständig ein Newsticker:

WER IST DAS UNBEKANNTE BABY?

Fernsehen und Presse brachten die schemenhafte Darstellung eines bekannten Babygesichts aus der Werbung mit einem Fragezeichen im Gesicht.

Inzwischen lagen erste Ergebnisse der Spurensicherung von beiden Tatorten vor. Die beiden Kreuze vor den Kirchen waren nicht mit Blut auf die Laternenpfähle gemalt worden, sondern mit einer Flüssigkeit, die aus einer stärkehaltigen Substanz, Erde und Gerbsäure bestand.

Unter dem Leichnam des Babys im Eisblock lag ein Messbuch wie das, von dem sie ein anderes Exemplar in der St. Adelaide Church gefunden hatten. Derzeit wurde es untersucht, obwohl die

Chance, verwertbare Spuren auf einem Gegenstand zu finden, der so lange im Wasser gelegen hatte, sehr gering war.

Die Rechtsmedizin hatte ihnen mitgeteilt, dass es drei oder vier Tage dauern würde, bis sie die Obduktion des Babys vornehmen oder Spuren an dem kleinen Körper sichern könnten. Als Jessica protestierte, informierte man sie, dass jeder Versuch, den Leichnam zu schnell aufzutauen, sämtliche Spuren vernichten würde.

Jetzt lag das tote Baby in einem kalten Raum in der Rechtsmedizin in der University Avenue.

Jessica dachte an die Worte, die Daniel Palumbo vor seinem Tod gesagt hatte.

Er lebt.

Wer lebt?

Bis jetzt hatte sich noch niemand gemeldet und erklärt, es handle sich um *sein* Baby, obwohl Presse und Fernsehen groß und breit über die Story berichteten. Für Jessica war das ebenso entsetzlich wie alles andere, was mit dem Fall zu tun hatte. War es möglich, dass es in Philadelphia eine Mutter gab, die nicht wusste, dass ihr Baby vermisst wurde?

Bald würden die Ergebnisse aus dem Labor vorliegen, und sie könnten sich endlich daranmachen, die Puzzleteile zusammenzufügen. Jessica starrte auf das Telefon und sehnte das Klingeln herbei. Es hatte in der Vergangenheit nie

funktioniert, aber das hielt sie nicht davon ab, es dennoch zu versuchen.



Byrne hatte an diesem Nachmittag frei. Um ein Uhr hielt Jessica es nicht mehr aus. Sie musste raus aus dem Büro und irgendetwas unternehmen, um die Ermittlungen anzukurbeln.

Sie schaute sich die Broschüren und Papiere an, die sie in Danny Palumbos Rucksack gefunden hatten, der sich dank Thomas Boyces Kooperation nun in ihrem Besitz befand. Ein paar Blätter stammten von Notizblöcken. Auf einem standen verschiedene Uhrzeiten, bei den

anderen Zahlen konnte es sich um Hausnummern handeln.

Jessica glich einige der Hausnummern mit Hauptverkehrsstraßen ab, doch ohne Erfolg. Für eine Telefonnummer war keine der Zahlen lang genug.

Waren es vielleicht Uhrzeiten für die Essensausgabe in Obdachlosenheimen?

Ihr lag eine Liste von Obdachlosenheimen vor, doch keine Adresse stimmte mit denen auf Dannys Zetteln überein. Hatten die Zahlen vielleicht mit den Treffen anonymer Alkoholiker oder anonymer Drogenabhängiger zu tun?

Jessica suchte die Treffpunkte der Anonymen Alkoholiker in Philadelphia heraus und stellte fest, dass die

Adressen und Uhrzeiten genau übereinstimmten. Sie und Byrne könnten zu diesen Treffen gehen, allerdings herrschte bei den Anonymen Alkoholikern Anonymität. Sogar im Rahmen einer Mordermittlung war es eher unwahrscheinlich, dass sie jemanden fanden, der über einen Teilnehmer eine offizielle Aussage machen würde. Falls Danny diese Treffen überhaupt besucht hatte.

Außerdem standen auf der Rückseite des Blattes sieben lange Zahlenreihen untereinander, die noch weniger Sinn ergaben.

Jessica legte das Blatt zu den Akten und führte die Notizen auf den verwirrten Verstand eines Mannes

zurück, der am Ende seines Lebens angelangt war.

Schließlich wandte Jessica ihre Aufmerksamkeit wieder dem Baby zu, dessen Identität sie bis jetzt nicht kannten. Dass die Mutter sich bisher nicht gemeldet hatte, ließ den Schluss zu, dass sie sich entweder nicht melden konnte oder nicht wusste, dass ihr Baby verschwunden war.

Jessica ging davon aus, dass die Mutter des Kindes arm oder drogenabhängig war, vielleicht beides. Sollte das der Fall sein, hatte die Frau wahrscheinlich keinen Hausarzt. Dann könnte ihre Schwangerschaftsvorsorge und -nachsorge entweder in einer Notaufnahme oder einer Ambulanz, die

kostenlose medizinische Versorgung anbot, durchgeführt worden sein.

Jessica beschloss, mit den Ambulanzen zu beginnen. So viele gab es nicht in Philadelphia. Zuerst würde sie sich die Ambulanzen im Norden der Stadt vornehmen, danach die im Westen. Sie hoffte, dass Byrne bis dahin wieder aufgetaucht war, um ihr bei den Ambulanzen in Süd-Philadelphia zu helfen.

Jessica druckte eine Liste aus und machte sich auf den Weg. Alles war besser, als auf das Telefon zu starren.



Am späten Nachmittag hatte sie vier Ambulanzen aufgesucht und mit einem halben Dutzend Ärzten und Verantwortlichen gesprochen, die alle von dem unbekannten Baby gehört hatten. Keiner von ihnen hatte in dem Zeitrahmen, als der Mord geschah, einen zwei Monate alten Säugling mit heller Hautfarbe behandelt. Mehr als neunzig Prozent der Kinder in den Ambulanzen in Nord-Philadelphia waren Hispanoamerikaner oder Afroamerikaner.

Die letzte Ambulanz in Nord-Philadelphia auf Jessicas Liste war die St.-Julius-Ambulanz, die von der Gemeinde betrieben wurde. Als Jessica die Klinik betrat, war sie müde und

hungrig. Viel Hoffnung hatte sie nicht, dass ihre Recherchen zu etwas führten, aber sie musste es versuchen.

Die St.-Julius-Ambulanz befand sich in einem umgebauten, zweistöckigen Reihenhaus. Auf der einen Seite war ein Secondhandshop, auf der anderen ein Beerdigungsinstitut. Jessica trat ein. Auf dem Boden des kleinen, vollen Wartezimmers lagen verzogene PVC-Fliesen, an den Wänden hingen Poster mit Sehenswürdigkeiten der Stadt. Zwei hochschwangere junge Latinas saßen nebeneinander. Jessica schätzte sie auf gerade mal siebzehn Jahre. Ihnen gegenüber saß ein junger Schwarzer, der sich ein blutgetränktes Geschirrtuch auf die Stirn drückte.

Für viele Menschen in diesem Viertel und in diesem Teil der Stadt stellte die Ambulanz die einzige medizinische Versorgung dar. Katholische Krankenhäuser wurden von Orden betrieben, wie zum Beispiel das St. Mary Hospital von den Franziskanern. Die Erzdiözese selbst betrieb keine Krankenhäuser oder Ambulanzen in Philadelphia. Die wenigen, die es gab, wurden von den jeweiligen Gemeinden geführt.

Jessica ging zu der jungen Frau an der Rezeption, zeigte ihren Dienstausweis und bat, mit einem Verantwortlichen sprechen zu dürfen. Die junge Frau erklärte, sie werde Ted Cochrane verständigen, der aber noch drei schwer

krankte Patienten versorgen müsse; es könne eine Weile dauern.

Nach ungefähr zehn Minuten kam ein junger Mann aus einem Zimmer hinten auf dem Gang. Er war groß und sportlich, mit dunklem Haar und dunklen Augen. Der Mann sprach mit der jungen Frau an der Rezeption. Sie zeigte auf Jessica. Der Mann nickte, unterschrieb ein paar Unterlagen und kam dann zu Jessica herüber.

»Ich bin Ted Cochrane«, sagte er.
»Was kann ich für Sie tun?«

Jessica stellte sich vor und fragte:
»Sind Sie Arzt?«

Cochrane lächelte. »Noch nicht. Ich bin Krankenpfleger und beginne im Herbst mit dem Medizinstudium.«

»Können wir irgendwo unter vier Augen sprechen?«

»Sicher. Kommen Sie bitte.« Er informierte die junge Frau an der Rezeption und zeigte auf eine Tür am Ende des Gangs. Die junge Frau nickte.

Cochrane führte Jessica in ein kleines Behandlungszimmer, das einen verwahrlosten Eindruck machte. An der Wand hing eine Flasche mit Desinfektionsmittel. Cochrane drückte Desinfektionsschaum aus dem Spender, rieb sich die Hände damit ein und lehnte die Tür an, ohne sie zu schließen.

»Was kann ich für Sie tun, Detective?«

»Vielleicht könnten Sie mir zuerst einmal sagen, welche medizinische

Versorgung Sie hier anbieten.«

»In etwa das, was die Notaufnahmen in den Krankenhäusern anbieten. In der Regel sind wir die erste Anlaufstelle für die Patienten. Normalerweise ist sechs Stunden am Tag ein Arzt anwesend, aber heute wurde er wegen einer dringenden Operation ins Temple University Hospital gerufen.«

Jessica schaute auf das Kruzifix an der Wand. »Welche Rolle spielt die Religion hier?«

»Eine so große oder so kleine Rolle, wie die Patienten es wünschen. Wenn sie es wollen, gar keine. Wir werden zum Teil von der Gemeinde finanziert, aber der Glaube an Gott ist keine Voraussetzung für die medizinische

Versorgung.«

»Wie bei den Anonymen
Alkoholikern?«

»Ganz genau. Das Verkünden des
Evangeliums beschränkt sich bei uns auf
die Broschüren im Wartezimmer. Wir
wollen niemanden bekehren.«

»Sind Sie katholisch?«

Cochrane lächelte. »Nein, ich wurde
im methodistischen Glauben erzogen.«

»Wie sieht es hier mit der speziellen
Behandlung von Säuglingen und Kindern
aus?«

»Wir machen hier fast alles.
Schwangerschaftsvorsorge und -
nachsorge, Kinderheilkunde bis hin zur
Geriatrie.«

»Und wie sieht es mit psychischen und

geistigen Erkrankungen aus?«

»Auf jeden Fall. Familienberatung, Drogenberatung, Gruppen- und Verhaltenstherapie.«

»Haben Sie ausgebildetes Personal für all diese Angebote?«

Er lächelte wieder. »Leider nicht. Wir haben allerdings das Glück, dass die katholischen Krankenhäuser uns kostenlos unterstützen. Die Erzdiözese hat es verstanden, an das Gewissen der Gläubigen zu appellieren und Ärzte und Pflegekräfte zur Mitarbeit zu ermuntern.«

»Haben Sie in den letzten Wochen Säuglinge behandelt?«

»Ja, sicher. Mindestens fünf oder sechs.«

»Auch hellhäutige Säuglinge? Ein

Mädchen?«

Cochrane dachte über die Frage nach.
»Geht es um das unbekannte Baby aus den Nachrichten?«

»Ja. Aber ich muss Sie bitten, dieses Gespräch vertraulich zu behandeln.«

Cochrane nickte. »Gestern hatte ich zwischendurch ein bisschen Zeit und habe die Unterlagen der letzten Wochen durchgesehen. Wie Sie sich vorstellen können, gehören die meisten Kinder, die wir hier behandeln, Minderheiten an. Kürzlich aber war jemand mit einem hellhäutigen Säugling hier. Die Informationen müssten im Computer sein.«

»Wie kommen Sie darauf, dass es mit dem Fall zusammenhängen könnte?«

»Bevor ich Ihnen das sage, muss ich Sie ebenfalls bitten, die Informationen vertraulich zu behandeln«, sagte Cochrane.

»Natürlich.«

»Die Mutter des Babys, Adria Rollins, ist geistig behindert. Sie kam mit ihrem Großvater hierher, der schon sehr gebrechlich ist. Deshalb wurde ich hellhörig, als in den Nachrichten von dieser Sache berichtet wurde. Ich dachte, das Kind könnte in Gefahr sein.«

»Haben Sie die Adresse der Mutter?«

»Möglicherweise.«

»Wie meinen Sie das?«

»Leider geben die Patienten oft falsche Adressen an.«

»Könnten Sie mal nachsehen?«

Cochrane zögerte.

»Ich würde nicht fragen, wenn es nicht sehr wichtig wäre«, fügte Jessica hinzu.

»Ich weiß, dass Krankenakten vertraulich behandelt werden müssen, aber hier könnte es eine Verbindung zu einem, vielleicht zwei Mordfällen geben. Ich verspreche Ihnen, die Informationen vertraulich zu behandeln.«

Ein paar Sekunden schien Cochrane noch unentschlossen zu sein, dann gab er nach und setzte sich an den Computer.

»Ich hab's«, sagte er kurz darauf. »In Adriana Rollins' Akte steht die Adresse ihres Großvaters. Offenbar hat er die Vormundschaft für sie übernommen.«

Jessica schrieb sich die Adresse auf. Die Straße war nicht weit entfernt.

Die Frau von der Rezeption steckte den Kopf ins Zimmer. »Tut mir leid, wenn ich störe, aber wir brauchen diesen Behandlungsraum.«

Jessica und Cochrane traten hinaus auf den schmalen Gang. Die Krankenschwester führte einen Mann hinein, dessen linker Handrücken starke Abschürfungen aufwies, und zog den Vorhang zu.

»Wenn ich mich recht erinnere, haben wir ein paar Fotos von Adria Rollins' Baby«, sagte Cochrane. »Manchmal machen wir Bilder, wenn wir den Verdacht haben, es könnte eine Misshandlung vorliegen.«

»Sie glauben, das Baby wurde misshandelt?«

»Möglicherweise. Ich kann Ihnen die Fotos zeigen.«

»Das wäre nett.«

Cochrane verschwand in einem kleinen Raum. Jessica wartete fast eine Viertelstunde. Während dieser Zeit kamen vier neue Patienten in die Ambulanz. Niemand wechselte einen Blick mit anderen Patienten. Vielleicht schämten sie sich. Alle schienen geduldig zu warten und blätterten in den alten, zerfledderten Illustrierten.

Schließlich tauchte Cochrane wieder auf, eine Mappe in der Hand. Er trat mit Jessica zur Seite und nahm ein Foto aus der Akte. Es war eine Nahaufnahme, auf der ein Bein des Babys zu sehen war.

»Das ist Cecillas Bein«, sagte

Cochrane. Auf dem Foto war oben an der rechten Wade ein blauvioletter Bluterguss zu sehen.

»Ist sie das Baby von Adria Rollins?«

»Ja.«

Jessica betrachtete das Foto. »Und dieser Bluterguss könnte von einer Misshandlung herrühren?«

»Schwer zu sagen. Falls Cecilia noch einmal zu uns gebracht wird, und wir finden weitere Hinweise auf mögliche Misshandlungen, können wir auf diesen Aktenvermerk zurückgreifen. Dann rufen wir das Jugendamt an. Falls keine eindeutige Misshandlung vorliegt – wie in diesem Fall –, müssen zuerst mehrere Vorfälle aktenkundig geworden sein, ehe die Behörden Ermittlungen einleiten.«

Cochrane nahm das zweite Foto aus dem Umschlag.

Als Jessica es sich anschaute, wurde ihr flau im Magen, und sie kämpfte gegen die Tränen an. Auf dem Foto war der Säugling zu sehen, den sie in dem Eisblock in der geschlossenen Kirche entdeckt hatten.

Für Jessica gab es keinen Zweifel.

Der tote Säugling war die kleine Cecilia.

Sie saßen an einem Tisch im Subway in der Frankford Avenue. Es war Nachmittag, die Stammgäste waren noch nicht eingetroffen. Um diese Zeit war das Restaurant fast leer.

Alle paar Minuten schaute Byrne heimlich auf seinen Pager und hoffte, dass es nicht auffiel. Die beiden Mordfälle machten ihm arg zu schaffen, doch der Gedanke, dass ein ganzes Team mit den Ermittlungen beschäftigt war und sie ihn sofort anriefen, sobald es etwas Neues gab, beruhigte ihn ein wenig. Sein Handy hatte er auf Vibration gestellt.

»Wie hat dir der Film gefallen?«,

fragte Byrne.

»Cool«, sagte Gabriel.

»Ist cool besser als okay?«

Gabriel grinste. »Mir hat's gefallen, wie der alte Knacker den Jungen kaltgemacht hat. Das war echt der Hammer.« Er blies mit dem Strohhalm in seine Cola, sodass sie zu blubbern begann. Zwei junge Mädchen setzten sich an den Nebentisch. Gabriel versuchte Blickkontakt herzustellen, ohne die Girls anzuschauen. Byrne erinnerte sich, dass er es in diesem Alter genauso gemacht hatte.

»Du hast mir noch gar nicht erzählt, wie du an den Spitznamen G-Flash gekommen bist«, sagte Byrne.

»Weil ich schnell bin, Mann.«

»Ach ja?«

»Ja. Aber mein Bruder Terrell, der war *richtig* schnell. Er hat sogar Medaillen gewonnen.« Gabriel faltete das Wachspapier, in das sein Sandwich eingewickelt war, immer wieder zusammen und auseinander. »Ich war noch ein kleiner Junge, fünf oder sechs vielleicht, und wir hatten einen Hund. Einen ziemlich verwahrlosten Köter. Er hieß Bitley.«

Byrne lächelte. »Bitley? Wie kommt ein Hund an einen solchen Namen?«

Gabriel zog eine Schulter hoch. »War nicht meine Idee. Den Namen hatte er wohl schon, als wir ihn bekamen.«

»Verstehe.«

»Jedenfalls, der Hund war sauschnell.

Wenn der aus 'ner Tür rauslief, war er schon auf der Hauptstraße, bevor man's richtig mitbekam. Nach einer Stunde kam er total verdreht nach Hause. Das war zu der Zeit, als Terrell für die Meisterschaften trainiert hat. Einmal hab ich aus Versehen die Tür aufgelassen, und Bitley schießt wie 'ne Rakete nach draußen. Terrell rennt hinter ihm her und kriegt ihn doch tatsächlich zu fassen. Können Sie sich das vorstellen? Er ist schneller gelaufen als Bitley!« Gabriel trank seine Cola laut schlürfend aus und schwenkte das Glas hin und her, dass die Eiswürfel klirrten.

Byrne hätte dem Jungen gerne Fragen über seinen Bruder und dessen Leben gestellt, hörte aber zuerst einmal zu. Der

Junge redete mit ihm, und das war gut.

»Sind die Leute in deiner Wohngruppe religiös?«

»Nee«, sagte Gabriel. »Eigentlich nicht.«

»Und du?«

»Ein bisschen. Genau wie Terrell. Er hat vor jedem Wettkampf zum heiligen Sebastian gebetet, weil der Schutzpatron der Sportler ist.«

Man lernt jeden Tag dazu, dachte Byrne. »Bist du katholisch?«

»Meine richtige Mutter war katholisch«, sagte Gabriel. »Ich weiß nicht, was ich bin. Sind Sie denn katholisch?«

»Ja. Ich habe sogar eine katholische Schule besucht.«

»Gehen Sie in die Kirche?«

Byrne zuckte mit den Schultern.

»Nicht so oft, wie ich es gerne tun würde.«

Gabriel lächelte. »Hält Sie etwas davon ab?«

Byrne grinste. Der Junge war ganz schön pfffig. »Du hast recht. Mich hält nichts davon ab.« Er knüllte das Wachspapier zusammen, das auf dem Tisch lag, und warf es geschickt in einen Abfallbehälter in der Nähe. »Komm, gehen wir.«

»Okay.«

Gabriel hob den Arm, und die beiden schlugen ihre Fäuste gegeneinander.

Sie machten Fortschritte.

Diesmal setzte Byrne Gabriel zu

Hause ab. Er parkte vor dem Haus, in dem die Wohngruppe untergebracht war, sodass jeder ihn sehen konnte.

Byrne stieg aus und ging um den Wagen herum. Er wusste, dass er beobachtet wurde. An der Ecke sah er zwei junge Burschen, möglicherweise Drogendealer. Als er Gabriel die Wagentür öffnete, zog einer der Typen ein Handy aus der Tasche und verschwand um die Straßenecke. Das Zivilfahrzeug eines Detectives glich in diesem Viertel einem Streifenwagen, auf dem in großen Buchstaben POLIZEI stand.

Byrne und Gabriel stiegen die Stufen zur Haustür hinauf.

»Ich ruf dich in den nächsten Tagen

an«, sagte Byrne zum Abschied.

»Okay?«

»Okay.«

Byrne nickte, ging zurück zum Wagen, stieg ein und wartete, bis er sich in den Verkehr einfädeln konnte. Dabei fiel sein Blick auf den Beifahrersitz, auf dem ein kleiner weißer Gegenstand lag.

Byrne musste lächeln. Es war ein aus Papier gefalteter Adler.



Als Byrne die Achte Straße erreichte, vibrierte sein Pager. Es war Jessica.

Byrne klappte das Handy auf und wählte ihre Nummer auf einer

Kurzwahltaste.

»Was gibt's?«, fragte er.

»Wir haben die Mutter des Babys gefunden.«

»Wie hast du sie aufgespürt?«

Jessica berichtete ihm, dass sie die Ambulanzen abgeklappert habe, die kostenlose medizinische Versorgung anboten.

»Wo bist du jetzt?«, fragte Byrne.

»Ecke Zwölfte und Lehigh.«

»Warte auf mich. Bin schon unterwegs.«

Nachdem Jessica ein paar Minuten später zu Byrne in den Wagen gestiegen war, erzählte sie ihm von ihrem Gespräch mit Ted Cochrane.

»Dieser Krankenpfleger hat das Baby

behandelt?«, fragte Byrne.

»Ja. Sie haben eine Kindesmisshandlung vermutet, waren sich aber nicht sicher.«

»Was für eine Misshandlung?«

»Das Baby hatte einen Bluterguss am Bein. Auf dem Foto konnte man nicht genau erkennen, woher die Verletzung stammen könnte.«

»Und die Mutter heißt Adria Rollins?«

»Ja. Ich habe den Namen an die Zentrale durchgegeben. Maria hat ihn überprüft.«

»Und? Hat sie was gefunden?«

»Die Frau hat keine Vorstrafen, wurde aber wegen einer geistigen Behinderung mehrmals in eine psychiatrische Klinik

eingewiesen.«

»Schlimm?«

»Einmal war sie länger als einen Monat in der Klinik.«

»Mit anderen Worten ...«

»Schlimm«, sagte Jessica.

»Warum glaubst du, dass es unser Baby ist?«

Jessica griff in ihre Aktentasche und zog das Farbfoto hervor, das Ted Cochrane ihr gegeben hatte.

Als Byrne an einer roten Ampel hielt, nahm er das Bild und betrachtete es eingehend.

»Ja«, sagte er mit leiser Stimme. »Das ist unser Baby.«

Das triste Mietshaus aus braunen Ziegelsteinen stand in der Fünften Straße. Jessica und Byrne parkten den Wagen und betraten das Gebäude. Jessica fielen die zahlreichen aufgebrochenen und verbeulten Briefkästen im schmutzigen Eingangsflur auf. Ein altes, mit einem Etikettendrucker gedrucktes Namensschild informierte sie, dass »D. Rollins« Wohnung Nummer sechs bewohnte.

Als sie im ersten Stock um die Ecke bogen und auf die letzte Wohnung auf der linken Seite zuhielten, stieg ihnen

bereits auf dem Flur der unverkennbare Gestank des Todes in die Nase.

»Ich hole den Hausverwalter«, sagte Byrne.

»In Ordnung«, sagte Jessica.

Nachdem Byrne sich auf den Weg gemacht hatte, presste sie den Kragen ihres Mantels auf Nase und Mund und näherte sich langsam der Tür von Wohnung Nummer sechs. Sie klopfte an, lauschte.

Nichts.

Sie klopfte noch einmal und nannte dabei ihren Namen.

Niemand öffnete.

Jessica drückte ein Ohr an die Tür und lauschte. Sie hörte leise Musik. Es war ein Kinderlied, das sie aus ihrer

Kindheit kannte. Der Ton war gedämpft und seltsam kratzig, sodass ihr der Titel des Liedes nicht auf Anhieb einfiel, obwohl es ihr vertraut war. Vermutlich erklang es nicht aus dem Radio. Das Kratzen wies eher darauf hin, dass es sich um eine alte Schallplatte handelte. Außer der Musik hörte Jessica nichts – keine Stimmen, keinen Fernseher, keine Schritte in der Wohnung.

Sie legte eine Hand auf den Türgriff, drückte ihn hinunter. Abgeschlossen.

Mit einem raschen Blick stellte Jessica fest, dass die Tür kein Sicherheitsschloss besaß, sondern eine Art Bartschloss mit einem großen Schlüsselloch, das man mit jedem Dietrich öffnen konnte.

Jessica spähte den Flur hinunter. Sie war allein. Während sie den Kragen ihres Mantels noch immer auf Mund und Nase drückte, kniete sie sich auf den Boden und schaute durch das Schlüsselloch. Sie konnte nicht viel sehen, doch als sie ihr Gesicht so nahe vor die kleine Öffnung hielt, nahm sie den Übelkeit erregenden Gestank von verwesendem Fleisch noch stärker wahr.

In dieser Wohnung lag unverkennbar ein Toter.

Augenblicke später erschien Byrne in Begleitung eines älteren Mannes. Vermutlich handelte es sich um den Hausverwalter. Er trug einen dicken Mantel und verfilzte Fausthandschuhe aus Wolle. Auf seinem Kopf saß ein

schmutziges Basecap.

Jessica ging den Männern entgegen.

»Edward Turchek, das ist meine Partnerin, Detective Balzano«, stellte Byrne die beiden einander vor.

Der Mann begrüßte Jessica mürrisch.

»Können Sie uns sagen, wer in Wohnung Nummer sechs wohnt?«, fragte sie.

»Der alte Duke Rollins«, erwiderte Turchek.

»Alleine?«

Turchek schüttelte den Kopf.

»Manchmal wohnt seine Enkeltochter bei ihm. Wenn sie nicht gerade ... Sie wissen ja.«

»Nein, wissen wir nicht«, sagte Jessica. »Warum sagen Sie es uns nicht

einfach?«

»Nun ja, sie ist ein bisschen ...« Der Mann tippte sich mit dem Zeigefinger an die rechte Schläfe, um anzudeuten, dass die Frau nicht ganz richtig im Kopf war.

»Sie sprechen über Adria? Adria Rollins?«

»Ja. So heißt sie. Adria.«

»Sie ist geistig behindert?«

Turcek lachte dreckig. Niemand lachte mit. Er räusperte sich. »Ja, könnte man so sagen.«

»Adria ist die Enkelin des Wohnungsinhabers? Nicht seine Urenkelin?«, fragte Jessica.

»Enkelin, Urenkelin ... kein Ahnung. Duke ist steinalt.«

»Hat sich keiner der Nachbarn über

den Gestank beschwert?«

Turcek fürchte die Stirn. »Welcher Gestank?«

Jessica warf Byrne einen Blick zu.
»Wann haben Sie zum letzten Mal gesehen, dass jemand die Wohnung betreten oder verlassen hat?«

»Schon eine ganz Weile nicht mehr. Ich kümmere mich um meinen eigenen Kram, wissen Sie.«

»Das sieht man«, sagte Jessica. Sie schaute auf die Wände, von denen die Farbe abblätterte, auf die zerbrochene, mit Klebeband notdürftig reparierte Fensterscheibe am Ende des Gangs, auf die illegal verlegten elektrischen Leitungen und Fernsehkabel, die an die Decke getackert waren, und auf die

unebenen Holzdielen des Fußbodens.

»Wissen Sie, ob Mr. Rollins oder Adria zu Hause sind?«, fragte Jessica.

»Keine Ahnung«, erwiderte der Hausverwalter. »Haben Sie geklopft?«

Jessica starrte den Mann an, bis er den Blick senkte.

»Wir müssen in die Wohnung«, sagte sie. »Haben Sie einen Generalschlüssel?«

Turcek strich über die Bartstoppeln auf seinem Kinn. »Ich weiß nicht, ob ich das darf ...«

Byrne trat einen Schritt auf Turcek zu, sodass dieser gezwungen war, bis zur Wand zurückzuweichen.

»Jetzt hören Sie mal zu, Meister. Mir fallen hier ein Dutzend Verstöße gegen

die Bauordnung ins Auge, und das ist nur das, was ich von hier aus sehen kann«, sagte Byrne. »Alleine schon wegen dem Gestank, den Sie offenbar nicht riechen, dürften wir die Wohnungstür aufbrechen. Es gibt hinreichende Verdachtsmomente, dass hier etwas nicht stimmt. Wenn Sie Lust haben, den Rest des Tages damit zu verbringen, den Schaden zu reparieren und sich dann mit den Leuten von der Stadtverwaltung herumzuschlagen, die ich gleich informieren werde, können Sie das gerne tun. Ihre Entscheidung.«

»Schon gut ... tut mir leid. Ich hab den Schlüssel hier«, sagte Turchek kleinlaut und ging zur Tür von Wohnung Nummer sechs, gefolgt von Byrne und Jessica. Turchek steckte den Schlüssel ins

Schloss und drehte ihn. Dann öffnete er die Tür einen Spalt und trat zur Seite.

Jessica klopfte noch einmal, dieses Mal gegen den Türpfosten. Kein Laut war zu vernehmen. Nur das Kinderlied, das wieder von vorne begann.

Byrne stieß die Tür auf. »Philadelphia Police«, rief er.

Keine Antwort.

An der hinteren Wand stand ein altes weinrotes Sofa. Darauf lagen vier oder fünf schmutziggraue Bettlaken und ein paar flache Kopfkissen mit hässlichen Fettflecken in der Mitte. Vor dem Sofa stand ein angeschlagener Couchtisch aus Ahornholz, auf dem sich Plastikschaalen von Dutzenden Mikrowellengerichten türmten. Linker Hand stand ein alter

Fernsehschrank aus den Siebzigern. Eine Gameshow wurde übertragen. Der Ton war so leise gestellt, dass man nichts hören konnte.

Irgendwo in der Wohnung erklang das Lied. In diesem Moment fiel Jessica ein, wie es hieß: »A Smile and a Ribbon«, ein altes Kinderlied aus den Fünfzigern. Die Musik schien aus einem Zimmer am Ende des Flurs zu kommen.

Als Jessica sich umdrehte, stand der Hausverwalter noch in der Tür. Er reagierte nicht auf den Zustand der Wohnung und nahm auch den Leichengestank offenbar immer noch nicht wahr.

»Wir sagen Ihnen Bescheid, wenn wir Sie noch mal brauchen«, sagte sie.

Turchek nickte bloß und trottete davon.

Auf der linken Seite des Wohnzimmers befand sich der Eingang zur Küche. Das Deckenlicht brannte. Jessica sah von der Tür aus den großen Stapel schmutziger Töpfe und Geschirr in der Spüle. Die Töpfe waren mindestens fünfzig Jahre alt und erinnerten Jessica an die Kochtöpfe ihrer Großmutter.

Während Byrne hinter ihr stand, trat sie durch die Tür und schaute sich in der Küche um. Der Elektroherd war eingeschaltet. Alle vier Platten waren rot glühend, doch in der Wohnung war es eiskalt. Jessica nahm an, dass der Herd eingeschaltet worden war, um

Wärme zu spenden, doch er wärmte kaum eine Ecke der winzigen Küche.

Die Detectives durchquerten das Wohnzimmer und gingen den Flur hinunter. Die erste Tür linker Hand führte ins Bad, dessen Tür fehlte. Jessica spähte hinein und sah in dem schwachen Licht, das durch die Milchglasscheibe drang, das Chaos in dem Raum. In einer Ecke lagen ein Haufen Lumpen und Handtücher. Die Toilette war nicht gespült, und es gab keinen Duschvorhang. Das Waschbecken war seit Jahren nicht gereinigt worden.

Die beiden Türen am Ende des Flurs führten vermutlich zu den Schlafzimmern. Der ekelhafte Gestank drang aus dem Zimmer auf der linken

Seite, die Musik aus dem anderen.

Jessica stellte sich neben die Tür auf der rechten Seite, während Byrne an die Tür links klopfte.

»Hier ist die Polizei«, sagte er. »Wir kommen jetzt rein.«

Er wechselte einen raschen Blick mit Jessica. Dann wartete er drei Sekunden, ehe er den Griff der linken Tür herunterdrückte. Er riss sie auf und trat zur Seite.

Niemand kam heraus.

Am Fenster stand ein Bett, das mit einer alten Armeedecke bedeckt war. Überall lagen Zeitschriften, Zeitungen, Fast-Food-Behälter und schmutzige Kleidung.

In dem Bett lag ein alter Mann unter

der Decke. Nach dem Gestank zu urteilen, der von dem Körper ausging, musste er schon über eine Woche tot sein. Die Decke war mit Urin und Kot befleckt.

Byrne drückte seine Krawatte auf Nase und Mund und betrat das Zimmer. Als Erstes öffnete er die Schranktür. Auf der Stange hingen abgetragene, glänzende Anzüge aus den Fünfigern. Darunter stand ein Paar gute Schuhe, auf dem eine dicke Staubschicht lag.

Byrne schloss die Tür und trat auf den Flur, gefolgt von Jessica. Die beiden Detectives wandten sich der anderen Tür zu. Das Lied begann von Neuem. Die ständige Wiederholung ging beiden Detectives gehörig auf die Nerven.

Jessica forderte über Funk Verstärkung und einen Rettungswagen an. Dann wechselten sie erneut einen Blick. Jetzt mussten sie das Zimmer betreten.

»Philadelphia Police!«, rief Jessica.
»Wir kommen rein.«

Byrne stieß langsam die Tür auf. Jessica legte eine Hand auf den Griff ihrer Waffe und spähte um die Ecke des Türpfostens ins Zimmer.

Was sie sah, würde sie nie wieder vergessen.

In dem Raum standen unzählige Kisten und bunte Kindermöbel. Es schienen insgesamt fast ein Dutzend alte, zerbrochene Wiegen, Kinderbettchen, Hochstühle und kleine Plastiktische zu

sein. Ein Kinderbett stand in der Nähe des weit geöffneten Fensters. Das erklärte auch die eisige Kälte in der Wohnung.

Die Musik erklang aus einem alten tragbaren Plattenspieler, der in der Zimmermitte stand.

In dem Chaos sah Jessica auf den ersten Blick nicht die Person, die auf dem Stuhl saß. Erst als sie hustete, fuhren beide Detectives herum.

In einer Ecke, auf einem mandelfarbenen gepolsterten Stuhl, saß eine junge Frau, nicht älter als neunzehn Jahre. Sie war ausgemergelt und trug drei Bademäntel übereinander, die allesamt aus Kliniken stammten: einer mit Punkten, einer mit Blumenmuster und

ein pastellfarbener. Auf ihrem Schoß lag eine große Puppe mit verknotetem, orangerotem Haar, der ein Arm fehlte. Die junge Frau kämmte in aller Seelenruhe das schief geschnittene Haar der Puppe mit einer angelaufenen, silbernen Serviergabel. Sie hob den Blick zu den beiden Detectives.

»Ist jetzt Essenszeit?«, fragte sie.

Während Jessica das Zimmer durchquerte, ging Byrne um die Möbel herum und schaute sich den Kleiderschrank an. Er war leer.

»Bist du Adria?«, fragte Jessica.

»Ja!«, rief die junge Frau. »Adria!«

»Ich heiße Jessica. Wir holen Hilfe.«

Adria nickte. »Hilfe!«, rief sie und umarmte die Puppe. »Ein hübsches

Baby.« Sie legte die Puppe wieder auf ihren Schoß und kämmte ihr weiter das Haar.

Byrne durchquerte das Zimmer. Das Kinderbett unter dem Fenster war von allen Möbeln und Einrichtungsgegenständen noch am saubersten. Ein Stapel Pampers für Säuglinge lag daneben.

Jessica begriff nach und nach, was geschehen war. Adria Rollins traf keine Schuld. Das Baby war aus diesem Zimmer entführt worden.

Jessica war erschüttert. Byrne schaute ihr in die Augen und erkannte, wie sehr ihr die Situation zu schaffen machte.

»Sieh mal nach, ob der Rettungswagen schon da ist. Ich komm hier alleine

klar«, sagte er.

Jessica verließ die Wohnung und eilte den Gang hinunter. Sie bekam kaum noch Luft. Tränen liefen ihr über die Wangen.

In der Ferne hörte sie noch immer die leisen Klänge des Kinderlieds.

18.

In der Welt der Fernsehnachrichten gab es einen Gott, und sein Name war Nielsen. Fernsehsender lebten und starben durch die von der Nielsen Media Research ermittelten Einschaltquoten. Reporter wurden nicht nach ihrer Kleidung, ihrem Gesicht, ihrer Frisur, ihrer angenehmen Vortragsweise oder den geschickten Überleitungen zum Sport und Wetter beurteilt. Für einen Reporter zählte in erster Linie die Einschaltquote, die durch die Anzahl der Haushalte mit Fernsehgeräten in einem bestimmten Gebiet ermittelt wurde. Je höher die Quote, desto mehr Geld konnte

der Sender für Werbespots verlangen.

Bei den jährlichen Kongressen wurden die Gesprächsthemen dadurch bestimmt, dass man wusste, wer zu welchem Markt gehörte, was in der Regel nicht explizit gesagt werden musste. Die ersten drei Plätze der USA-Rangliste – New York, Los Angeles und Chicago – waren wie in Stein gemeißelt. Philadelphia rangierte auf Platz vier.

Wenn man in einem dieser großen Märkte im Fernsehen auftrat, hatte das eine enorme Bedeutung. Innerhalb der mehr als zweihundert Märkte, für die Nielsen und sein Unternehmen die Einschaltquoten ermittelte, war es eine ständige Herausforderung und ein ewiger Kampf, in dieser Nahrungskette

nach oben zu gelangen. Jeder Reporter, der etwas anderes behauptete, redete Unsinn. Etwa: *Ich habe beschlossen, in meiner Heimatstadt Weehauken zu bleiben, um nahe bei meiner Familie zu sein.* Oder: *Ich habe mich an diesen überschaubaren Markt gewöhnt. Es geht schließlich um die Menschen.*

Blödsinn, dachte Shane. Die Wahrheit ist, dass du deine Filmbeiträge sechs Jahre lang überall eingereicht hast und sogar in kleinen Kaffs abgelehnt wurdest. Du hast fünfzehn Pfund zugenommen, die Krähenfüße ziehen sich übers ganze Gesicht, du musstest deine Zähne bleichen lassen, und es passiert immer noch nichts. Erspare es dir, dein Talent wie saures Bier

anzupreisen. Du kannst deine Fähigkeiten in diesen idiotischen Werbespots beweisen, in denen gezeigt wird, wie du Pfannkuchen in die Luft wirfst, Pudel mit drei Beinen umarmst und einen dämlichen Hut trägst, der aussieht wie ein Rettich.

Was die landesweiten Ranglisten betraf, war die Sache einfach. Aber dort begann das Gemetzel erst. Bei der wahren Schlacht, diesen Kämpfen fast bis aufs Messer, ging es um die Einschaltquoten *innerhalb* eines Marktes.

In Philadelphia gab es neben den Fernsehstudios von Fox, WB, PBS und UPN natürlich auch Studios der drei großen Sender ABC, NBC und CBS.

Entertainment Tonight gab es schon länger, als Shane im Geschäft war. Dennoch wusste er, dass diese Sendung mit ihrer Mischung aus Nachrichten und Unterhaltung neue Maßstäbe gesetzt hatte. Darauf mussten konventionelle Nachrichtensendungen reagieren. Anstatt ein Dutzend Storys in einer halben Stunde zu präsentieren, waren die Lokalnachrichten jetzt gezwungen, dreißig oder mehr zu präsentieren, und zwar schnell. Heutzutage war die Schlagzeile mehr als je zuvor bereits die Story.

Als es an der Zeit war, sich einen geeigneten Namen für den Job zuzulegen, dachte Shane intensiv darüber nach. Diese Entscheidung konnte er nicht

leichtfertig treffen. Er schaute sich die Namen der Größten in der Branche genau an.

Die meisten hatten Nachnamen, die aus zwei Silben bestanden. Murrow. Cronkite. Huntley. Brinkley. Brokaw. Jennings. Rather.

Als Vornamen wählte er Shane. Ein bisschen was von einem Geächteten, ein bisschen was von einem Helden, obwohl niemand unter fünfzig den Film mit Alan Ladd kannte, wenn er nicht gerade ein echter Filmfreak war.

Die Wahl des Nachnamens stellte Shane vor größere Schwierigkeiten. Er sollte aus zwei Silben bestehen, den Menschen Vertrauen einflößen, leicht auszusprechen sein und sich im unteren

Drittel des Fernsehschirms gut machen. Shane zog eine Reihe von Namen in die engere Wahl und entschied sich schließlich für Adams. Zu der Zeit, als er diesen Namen auswählte, wusste er noch nicht, dass er in Philadelphia landen würde, einem der zehn führenden Märkte. Dort würde sich der Name eines der Gründerväter der Vereinigten Staaten sehr gut machen, doch Shane nahm an, dass er mit einem Namen wie Adams überall Karriere machen konnte.

So weit, so gut.

Die Pioniere des Fernsehens waren zwar immer noch Vorbilder, aber es gab einen Namen, der eine große Bedeutung hatte. An diesem Mann orientierte Shane sich, wenn es um seine Karriere und im

Grunde um sein ganzes Leben ging. Ein Mann, dessen Gesicht das einzige Poster in Shanes winziger Wohnung zierte.

Anderson Cooper.

Sobald Shane eine Entscheidung treffen musste, fragte er sich: Was würde Anderson Cooper tun?

Als Coopers Buch *Dispatches from the Edge* veröffentlicht wurde, das Einblicke in seinen Job als Starreporter und sein Privatleben bot, geriet Shane regelrecht in Aufregung. Immer wieder schaute er auf die Webseite des Verlags, weil er auf eine Lesereise hoffte, und seine Mühe wurde belohnt. Er stand vor der Buchhandlung Borders in der South Broad Street in einer Schlange und wartete aufgeregt. Immer wieder

erhaschte er einen Blick auf Cooper, der leger in Jeans und Sporthemd gekleidet war. Sein silbergraues Haar leuchtete im Licht der Neonlampen. Shane hatte einstudiert, was er sagen würde, wenn er am Tisch stand, doch anstatt eine geistreiche Bemerkung zu machen, sagte er nur: »Hallo, ich bin ein Fan.«

Cooper lächelte. »Ich habe Ihren Bericht gestern Abend gesehen. Gute Arbeit.«

Shane war sprachlos. Diese Worte sorgten dafür, dass er in den folgenden Wochen auf Wolken schwebte.

Besonders begeisterten ihn die Aussprache und Ausdrucksweise des Journalisten. Shane hatte bei zwei Sprachtrainern und einem

Schauspiellehrer Unterricht genommen und versucht, sich die perfekte Fernsehstimme anzueignen. Diese Sprachnorm für die Fernsehberichterstattung war eine Mischung aus der Aussprache der Oberschicht, der Bewohner Neuenglands und der von Hausfrauen aus dem mittleren Westen. Eine gehobene Sprache, nannten sie einige, bei der jede Silbe deutlich artikuliert wurde.

Es hieß nicht *Kaffe*, sondern *Kaffee*.

Shane hatte Tausende von Stunden damit verbracht, Zeitungsartikel laut zu lesen, um sich eine Aussprache anzueignen, die nicht die kleinste Spur eines Akzents aufwies.

Doch so gut er auch sein mochte, es

rückte immer wieder jemand Jüngerer nach, und meistens eine Frau. Shanes neue Bedrohung hieß Dawn Reilly. Die kleine, forsche Sechszwanzigjährige war das neue Gesicht. Noch besser traf es vielleicht, von den neuen Titten zu sprechen. Durch ihren Wechsel vom CBS-Fernsehstudio in Cleveland (momentan auf Platz 18) ins Studio nach Philadelphia war ihr ein großer Karrieresprung geglückt.

Von dem Augenblick an, als sie und Shane sich das erste Mal begegneten, flogen die Fetzen zwischen ihnen. Dawn war genauso ehrgeizig wie Shane, aber sie hatte Pfeile im Köcher, über die Shane nicht verfügte. Obwohl er es nicht beweisen konnte – bisher jedenfalls

nicht –, wusste er, dass sie mit dem offenbar nicht allzu glücklich verheirateten Nachrichtendirektor ins Bett ging und deshalb diesen tollen Job bekommen hatte.

Zweimal war Shane ihr freitagabends zu den Klubs gefolgt, und zweimal hatte er ihren Müll durchwühlt, konnte aber nichts Handfestes entdecken.

Nichts, was er benutzen konnte.

Bis jetzt.



Shane schaute sich das Filmmaterial an, das sie vor der St. Damian Church aufgenommen hatten. Der Ort ähnelte

dem Schauplatz eines Horrorfilms. Cyns Aufnahmen aus der Froschperspektive zeigten im Hintergrund die Kirchturmspitze und dunkle Wolken, die über den Himmel zogen.

Letzte Nacht habe ich geträumt, dass ich nach Manderley zurückgekehrt bin.

Shane musste lachen. Er liebte alte Filme, vor allem von Hitchcock und besonders *Rebecca*. Diesen Film hatte er sich mindestens zehnmal mit seiner Mutter angeschaut. Shane träumte oft davon, eines Tages, wenn er nach seiner Tätigkeit bei CNN mit einem Schrank voller Emmys in den Ruhestand trat, einen Thriller zu schreiben.

Er kehrte in die Gegenwart zurück und wandte sich dem kurzen Artikel zu, der

heute Morgen im *Inquirer* erschienen war. Sein Blick glitt über die Zeilen. Shane glaubte schon längst nicht mehr, dass es den Tatsachen entsprach, was er las. Heutzutage ging es in den Medien nicht mehr um akkurate Berichterstattung, sondern darum, als Erster zu berichten. *Alles* entsprach den Tatsachen, bis das Gegenteil behauptet wurde. Dann wurde ein Widerruf nebst Entschuldigung veröffentlicht, und das Leben ging weiter.

Shane spürte, dass jemand in seiner Nähe war, und drehte sich um. Cyn stand hinter ihm. Er zeigte auf das Display.

»Das ist großartig, Cyn.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich spendiere dir heute Mittag trotzdem nichts zu

essen.«

»Diese Kirche wurde aufgegeben?«

Wie alle anderen Sender in der Stadt hatten auch sie versucht, in die Kirche zu gelangen, waren aber verjagt worden. Schließlich handelte es sich um einen Tatort, an dem die Ermittler mit der Spurensicherung beschäftigt waren.

»Aufgegeben? Nein«, sagte Cyn. »Ich glaube nicht, dass die Erzdiözese ein Gebäude einfach sich selbst überlässt, wenn sie es nicht verkauft. Diese Kirche wurde geschlossen und die Gemeinde mit einer anderen zusammengelegt.«

Dreimal hatte Shane bei der Erzdiözese angerufen, und jedes Mal hatte man ihn wissen lassen, dass die Kirche keine Stellungnahme abgeben

würde.

»Es ist also jemand da eingebrochen und hat das Baby zurückgelassen?«, fragte er.

»Hat ganz den Anschein.«

»Und es ist erfroren?«

»Sieht so aus«, sagte Cyn. »Es ist übrigens ein Mädchen.«

»Wissen wir, ob es äußere Verletzungen gibt? Ob das Baby, sagen wir mal ... erdrosselt wurde?«

»Du bist echt krank im Kopf, Shane, weißt du das?«

»Darum liebst du mich.«

»Bis jetzt wissen wir nur, dass ein Baby erfroren in einer alten Aluminiumwanne gefunden wurde. Das müsste dir doch erst mal reichen.«

Blödsinn, dachte Shane. Nichts war je genug.

Als er über die Story nachdachte, rief das Wissen, wohin dies alles führen könnte, ein erregendes Gefühl bei ihm hervor. Die Story enthielt sämtliche Zutaten einer Sensationsgeschichte und konnte ihn zum Gewinner der Einschaltquoten machen, konnte ihm sogar ein paar Livereportagen einbringen. Und genau solche Berichte waren es, die einem Reporter, der auf der Suche nach neuen Storys ständig auf Achse war, eines Tages einen Platz neben den Moderatoren verschafft. Nicht etwa, dass Shane dies anstrebte. Den Moderator, der kein narzisstisches Arschloch war, musste er erst noch

kennenlernen.

In diesem Fall war die Kirche in die Angelegenheit verstrickt (und jede Sache, in die in Philadelphia die katholische Kirche verstrickt war, barg das Potenzial einer echten Sensation). Es bestand die Möglichkeit, dass es sich um eine Art Ritualmord handelte, und es gab ein totes Baby. Das waren drei Volltreffer.

Shane sah die Grafiken schon vor Augen: Pentagramm, Kreuze, Babyschuhe.

Blut.

Er musste aufhören, sonst bekam er eine Erektion.

»Sind noch andere Sender an dem Fall dran?«, fragte er.

Cyn zeigte auf die Monitore auf der anderen Seite des Raumes. »Kein Sender unterbricht sein Programm wegen aktueller Meldungen.«

»Wo ist Dawn?«

Cyn schaute unter den Schreibtisch des Nachrichtendirektors. »Da, wo sie normalerweise ihre Mittagspause verbringt, sehe ich sie schon mal nicht.«

Shane lachte und schaute sich das Überschussmaterial des Filmberichts an, den Cyn gedreht hatte. Ein Mann und eine Frau stiegen aus einem Zivilfahrzeug des Philadelphia Police Departments und gingen die Gasse neben der Kirche hinunter. Shane ließ den Film ein paar Mal vor- und zurücklaufen.

»Kennst du diese Detectives?«, fragte

er.

»Klar«, sagte Cyn. »Seitdem ich hier bin, haben sie in mehreren aufsehenerregenden Fällen ermittelt. Kevin Byrne und Jessica Balzano.«

»Kann man mit ihnen reden?«
Eigentlich wollte Shane nur wissen, ob man mit Jessica Balzano reden könne, doch Cyn hätte ihn auf Anhieb durchschaut.

»Genauso wie mit den anderen«, erwiderte sie.

Shane wusste, was sie meinte. Es kam selten vor, dass ein Polizist – erst recht ein Detective – mit den Medien über einen laufenden Fall sprach. Es sei denn, sie brauchten die Medien, um einen Verdächtigen zu finden. Dann waren sie

plötzlich lieb und nett. Es war eine ausgesprochene Hassliebe und zugleich eine Symbiose. Eine echte Zweckgemeinschaft.

»Kevin Byrne ist eine harte Nuss«, fügte Cyn hinzu.

»Inwiefern?«

»Er lässt sich nicht in die Karten schauen. Sogar über Dinge, über die er sprechen dürfte, verliert er kein Wort. Wenn du ihn drängst, verweist er dich an den Pressesprecher der Polizei.«

»Er war noch nie meinem überzeugenden Charme ausgesetzt.«

Cyn lachte auf. »Hast du gesehen, wie groß der Typ ist? Dein überzeugender Charme könnte dazu führen, dass du in einem Krankenhausbett aufwachst, mit

einer Infusion am Arm.«

Das werden wir ja sehen, dachte Shane.

Cyn brachte das Filmmaterial zum Schneiden ins Studio. Inzwischen setzte Shane sich an einen Computer, loggte sich ins Netz ein und suchte nach Hintergrundinformationen über die beiden Detectives. Aus mehreren Gründen war es klug, so viele Namen wie möglich in Erfahrung zu bringen, wenn man vernünftig über ein Verbrechen berichten wollte. Detectives, Staatsanwälte, Verteidiger. Man wusste nie, was man in Zukunft wissen musste.

Cyns Info, dass die beiden Detectives in aufsehenerregenden Fällen ermittelt

hatten, entsprach der Wahrheit.

Shane begann mit Jessica Balzano und erfuhr, dass das *Philadelphia Magazine* vor ein paar Jahren eine Story über sie gebracht hatte. Balzano war in Süd-Philadelphia aufgewachsen und mit einem Detective aus dem Drogendezernat verheiratet. Die beiden hatten eine Tochter namens Sophie. Jessicas Vater, Peter Giovanni, hatte während seiner Dienstzeit beim Philadelphia Police Department zahlreiche Auszeichnungen erhalten und war im Rang eines Lieutenants in den Ruhestand getreten.

Etwas über Kevin Byrne herauszufinden, war schwieriger. Shane erfuhr, dass der Detective im Fall des

Rosenkranzmörders ermittelt hatte – gefährliche Ermittlungen, die ihn beinahe das Leben gekostet hätten. Zu der Zeit hatte Shane in Zanesville gearbeitet, aber man hatte so groß über den Fall berichtet, dass die Informationen damals bis zu ihm gedrungen waren.

Shane schrieb sich die Namen auf, obwohl das gar nicht nötig war. Er hatte ein beinahe fotografisches Gedächtnis und erinnerte sich an jeden Menschen, den er einmal getroffen hatte.

Dann suchte Shane im Online-Telefonbuch, doch weder Jessica noch Vincent Balzano waren aufgeführt. Bei Kevin Byrne gab es ein paar Treffer, doch Shane bezweifelte, dass es sich um den Detective handelte. Warum sollte er

aufgeführt sein? Es war schon schlimm genug, dass die Psychos, die frei herumliefen, wussten, wo Byrne und Balzano arbeiteten. Warum sollte man diesen Irren auch noch verraten, wo die beiden wohnten?

Das hielt Shane Adams natürlich nicht davon ab, es zu versuchen.

Er suchte ein Bild von Jessica Balzano, fand aber nur das Foto aus dem Artikel im *Philadelphia Magazine*, auf dem sie vor dem Roundhouse zu sehen war. Ihr langes, glänzendes braunes Haar wehte im Wind. Sie hatte dunkle Augen, glatte Haut und volle Lippen. In dem Artikel wurde erwähnt, dass sie früher geboxt hatte. Sie sah klasse aus. Eine hübsche Frau mit toller Figur.

Shane fragte sich, wie Jessica Balzano wohl so war. Was aß sie? Was trank sie? Welchen Wagen fuhr sie? Hatte sie jemals ihren Ehemann betrogen?

Shane hatte die feste Absicht, Antworten auf diese Fragen zu finden. Er spürte, dass er einer unglaublichen Story auf der Spur war. Tote Babys und die katholische Kirche. Besser ging es kaum. Da konnte man die ganze Abtreibungsdiskussion vergessen. Hier ging es um ein ermordetes Kind. Und Shane Adams war ganz nah an dem Fall dran.

Er klappte seinen Laptop auf, gab das Passwort ein, um den verschlüsselten Ordner zu öffnen, und öffnete den Datensatz. Er gab zwei neue Namen ein:

Jessica Balzano.

Kevin Byrne.

Jessica und Byrne standen schweigend beieinander. Der Rettungswagen mit dem Leichnam des alten Mannes war längst weggefahren. Zwei Mitarbeiter des Gesundheitsamts hatten Adria Rollins in die Psychiatrie im Temple University Hospital gebracht.

Der Tag fing zwar gut an, aber jetzt ging es bergab. Vorläufig konnten sie Adria Rollins nicht vernehmen. Den Detectives stellte sich die Frage, weshalb man Adria, die mit Sicherheit schon lange unter einer geistigen Behinderung litt, erlaubt hatte, das Sorgerecht für ihr Baby zu übernehmen.

Offenbar war ihr Großvater vor zwei Monaten noch mobil und bei klarem Verstand gewesen, und man war davon ausgegangen, dass er in der Lage sei, sich um Adria und das Baby zu kümmern.

Welche Antworten auf diese Fragen es auch geben mochte – um diese Dinge mussten sich eine andere Behörde und andere Ermittler kümmern, nicht die Mordkommission.

Eine rasche Durchsuchung der Wohnung des alten Mannes brachte keine neuen Erkenntnisse. Wie es aussah, waren die Kosten für Strom oder Gas in der Miete enthalten, deshalb fanden sie keine Rechnungen von den Versorgungsbetrieben. Ein Telefon hatte

Duke Rollins auch nicht.

Im Zimmer des alten Mannes fanden sie ein paar Zeitungsartikel aus dem *Inquirer*. Es waren Artikel über den jungen Duke Rollins, als er aus dem Zweiten Weltkrieg heimgekehrt war.

Was Jessica und Byrne hier zu finden hofften, entdeckten sie nicht. Vor allem fanden sie keine Geburtsurkunde der kleinen Cecilia, der zu entnehmen gewesen wäre, wer ihr Vater war, sodass sich eine neue Spur bei den Ermittlungen ergeben hätte.

Sie hatten bereits bei sämtlichen entsprechenden Behörden angerufen, doch es konnte dauern, bis sie diesbezüglich etwas erfuhren. Außerdem hatten sie an jede Tür im Mietshaus

geklopft. Doch die Hälfte der Bewohner öffnete nicht, und die andere Hälfte lieferte keine brauchbaren Hinweise.

Die beiden Detectives sahen sich die Gasse hinter dem Haus an. Nach ihrer Theorie – der einzigen, die sie im Augenblick hatten – war jemand die Feuerleiter hinaufgestiegen, in Adrias Zimmer eingedrungen und hatte die kleine Cecilia aus ihrem Kinderbett genommen.

Leider stand hinter dem Wohnhaus ein geschlossenes Lagerhaus. Fenster eines anderen Wohnhauses mit Blick auf Adrias Zimmer gab es nicht und daher auch niemanden, den sie befragen konnten.

In den nächsten Tagen mussten sie

noch einmal hierher zurückkehren. Sie würden mit Leuten auf der Straße sprechen, sich nach ihrem Tagesablauf erkundigen und sie fragen, ob sie in den letzten Wochen in dieser Gasse etwas Verdächtiges beobachtet hatten.

Und wie fast immer würden sich diese mühsamen Befragungen als sinnlos erweisen.



Die katholische Kirche in Philadelphia war so alt wie die Stadt selbst. Nicht lange, nachdem William Penn die Stadt gegründet hatte, wurde im Jahre 1733 die erste katholische Messe in der alten

St. Josephs Church zelebriert. Im achtzehnten Jahrhundert gehörte Philadelphia zu den wenigen Städten in der englischsprachigen Welt, in der Katholiken ihren Glauben in der Öffentlichkeit praktizieren konnten.

Der Amtssitz des Erzbischofs von Philadelphia lag im Nordwesten der Stadt. Dana Westbrook hatte über das Büro des Bezirksstaatsanwalts eine Anfrage an die Erzdiözese gerichtet, worauf ein Treffen mit Michael Raphael, dem Pressesprecher, vereinbart worden war.

Es lag auch im Interesse der Kirche, sich mit den Ermittlern zu treffen. In den Medien wurde ausführlich über die Morde berichtet. Ein toter junger Mann

und ein totes Baby, die man in zwei verschiedenen katholischen Kirchen gefunden hatte, sorgten für negative Schlagzeilen. Die Boulevardpresse brachte bereits Artikel über Exorzismus und Ritualmorde. In Anbetracht der Skandale, in die die katholische Kirche in den letzten zehn Jahren verwickelt war, war es für die Erzdiözese das Beste, zu allen Sachverhalten, die ihren Ruf schädigen könnten, sofort Stellung zu beziehen.



Eine mollige Frau um die sechzig öffnete den Detectives die Tür. Obwohl sie

Straßenkleidung trug, wusste Jessica, dass die Frau eine Nonne war. Wenn man zwölf Jahre lang eine katholische Schule besucht hatte, bekam man einen Blick dafür, wer zur Kirche gehörte und wer nicht.

Nachdem sie ein paar höfliche Bemerkungen gewechselt hatten, führte die Frau die Besucher in ein Arbeitszimmer, das sie durch eine Tür in der Eingangshalle betraten. Bücherregale säumten den mit Eichenholz getäfelten, geschmackvoll eingerichteten Raum, in dem der Pressesprecher der Erzdiözese sie empfangen wollte. In der Mitte stand ein runder, polierter Tisch, umstanden von sechs mit Samt gepolsterten Stühlen.

Ein paar Minuten später wurde die Tür geöffnet.

Michael Raphael war viel jünger, als Jessica und Byrne erwartet hatten. Er war ein gut aussehender, sportlicher Mann in den Zwanzigern, dem eine jugendhafte Verletzlichkeit, aber auch spürbares Selbstvertrauen anhafteten. Letzteres brauchte der Pressesprecher einer so mächtigen Organisation wie der Erzdiözese von Philadelphia. Sie war nicht nur für Philadelphia zuständig, sondern auch für Bucks, Montgomery, Chester und die Delaware Countys. Bei einem so großen Wirkungsbereich verfügte sie über einen enormen Einfluss.

Jessica wusste nicht viel über das

Priesteramt, aber wenn Michael Raphael schon in so jungen Jahren zum Priester geweiht worden war, musste er mit einem Bachelor-Abschluss ins Priesterseminar eingetreten sein. Sein Alter und seine Position waren in vieler Hinsicht erstaunlich. Geistliche, die das Priesterseminar gerade abgeschlossen hatten, wurden in der Regel in kleine Gemeinden berufen oder bekamen kleinere Aufgaben in größeren Gemeinden übertragen.

»Ich bin Michael Raphael«, sagte er, und seine dunklen, ausdrucksvollen Augen funkelten. »Guten Tag.«

»Ich freue mich, dass Sie Zeit für uns haben«, erwiderte Jessica.

Sie begrüßten sich per Handschlag.

Raphael zeigte auf zwei Stühle an dem Tisch. »Bitte nehmen Sie doch Platz.« Er wies auf einen hübschen antiken Servierwagen neben dem großen Fenster. »Darf ich Ihnen Kaffee oder Tee anbieten?«

Jessica und Byrne lehnten dankend ab. Raphael goss sich eine Tasse schwarzen Kaffee ein und setzte sich ihnen gegenüber an den Tisch.

»Ich muss gestehen, dass ich mir Sie nicht so jung vorgestellt habe«, eröffnete Byrne das Gespräch.

Raphael lächelte. »Das sagen viele Leute. Leider wird das früher aufhören, als mir lieb ist.«

»Sie stammen nicht aus Philadelphia, stimmt's?«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich höre es an Ihrem Akzent.«

»Sehr gut beobachtet, Detective. Auch wenn ich die Stadt der Brüderlichen Liebe gerne als meine Heimatstadt angeben würde, sie ist es nicht. Ich stamme aus Ohio. Südost-Ohio, um genau zu sein, gleich an der Grenze zu West Virginia.«

»Das dachte ich mir. Sind Sie ein Fan der Cleveland Browns oder der Cincinnati Bengals? Das ist in Ohio doch eine Glaubensfrage.«

»Oh ja.« Raphael lachte. »Ich fürchte, ich bin Fan der Browns. Der Orden der Franziskaner blickt auf eine lange Leidensgeschichte zurück.«

Nach ein paar Minuten

unverfänglicher Konversation kamen sie zum Thema. »Hat man Sie informiert, weshalb wir mit Ihnen sprechen möchten?«, fragte Byrne, obwohl er davon ausging. Er und Jessica hatten auflisten müssen, worüber sie mit dem Pressesprecher reden wollten, ehe ihnen ein Gespräch bewilligt worden war.

Raphael nickte und trank einen Schluck Kaffee. »Ja. Wie Sie sich bestimmt vorstellen können, ist die Erzdiözese höchst beunruhigt. Deshalb werden wir Sie auf jede erdenkliche Weise unterstützen.«

»Dafür sind wir Ihnen dankbar«, sagte Byrne und informierte ihn kurz über die Morde an Daniel Palumbo und Cecilia Rollins, ohne ins Detail zu gehen.

Raphael hörte mit ausdrucksloser Miene zu.

»Die Gebäude stehen zwar leer, aber vermutlich werden der oder die Täter diese Verbrechen aus einem bestimmten Grund in einer katholischen Kirche verübt haben«, sagte Byrne.

Auch wenn er es nicht ausdrücklich betonte, wies er mit dieser Vermutung auf eine mögliche Verbindung zwischen dem Mörder und der Kirche hin. Sobald eine Kirche geschlossen wurde, führte dies bei den Gemeindemitgliedern ebenso zu Verärgerung wie bei den Priestern, Nonnen und Laien, die sie unterstützten.

Früher hatte in einem kleinen Teil von Nord-Philadelphia in jeder dritten

Straße eine katholische Kirche gestanden. Es waren Kirchen, denen hauptsächlich Gemeindemitglieder derselben ethnischen Gruppierung angehörten – Italiener, Polen, Deutsche, Litauer. Dann gab es noch die Gemeinden der Iren, die als sogenannte »Hauptgemeinden« bezeichnet wurden. Der Grund dafür war, dass die Katholiken in Philadelphia, die Englisch sprachen, größtenteils aus Irland stammten.

Byrne nahm sein Notizheft und blätterte darin. »Könnten Sie uns erklären, welcher Prozess der Schließung einer Kirche der Erzdiözese vorausgeht?«

Raphael dachte kurz nach. »So etwas

geschieht natürlich erst nach langer Überlegung«, sagte er dann. »Ein solcher Prozess kann Monate, manchmal Jahre dauern, und er wird oft von hitzigen Diskussionen begleitet. Wie Sie sicher wissen, wurden in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren zahlreiche Kirchen geschlossen. Als immer weniger Schüler Konfessionsschulen besuchten, sanken auch die Einnahmen. Die traurige Wahrheit ist – zumindest soweit es die städtischen Gemeinden betrifft –, dass die meisten Katholiken in die Vororte gezogen sind. Diese Abwanderung begann nach dem Zweiten Weltkrieg und nahm in den Siebziger-, Achtziger- und Neunzigerjahren zu.«

Raphael drehte seine Tasse auf der

Untertasse einmal ganz herum. »Wenn eine Gemeinde schrumpft, steht sie normalerweise mit einem hundert Jahre alten Gebäude da, das immense Unterhaltskosten verursacht. Und dann sind einfach nicht mehr genügend Gemeindemitglieder da, um die Kosten zu tragen. Daher wird das Gebäude geschlossen, und zwei Pfarreien werden zusammengelegt.«

»Und was geschieht mit den Kirchen?«, fragte Byrne.

»Einige werden abgerissen. Andere werden an andere Glaubensgemeinschaften verkauft. So etwas kommt vor, wenn auch eher selten. Ein klassisches Beispiel war die St. Stephens Church in der North Broad

Street. Sie wurde an die Baptisten verkauft, die dann selbst große Mühe hatten, die Kosten für die Instandhaltung aufzubringen.«

»Was geschieht, wenn die letzte Messe in einer Kirche gelesen wurde?«

»Dann holen wir alle Gegenstände heraus, die geweiht oder wertvoll sind. Bunte Kirchenfenster, Marmorgeländer, das Tabernakel. Es gibt einige Lager für geweihte Dinge. Das größte ist in Corpus Christi, Texas.« Raphael lächelte. »Wir wollen ja nicht, dass diese Gegenstände plötzlich als Kuriositäten in Karaoke-Bars auftauchen.«

Jessica wusste, worauf Raphael anspielte. Sie hatte einst die

Hochzeitsfeier einer Freundin in New York besucht, die in einem großen Festsaal gefeiert wurde. Auf ihrem Tisch hatten Kerzenleuchter mit dem Christusmonogramm gestanden.

»Zweitens«, fuhr Raphael fort, »und das ist bei vielen älteren Kirchen der Fall, müssen wir uns mit dem Problem befassen, dass die ersten Pfarrer in der Kirche beigelegt worden sind. Sie müssen natürlich umgebettet werden. Vergessen Sie nicht, dass für die Schließung einer Kirche, sofern sie nach den Regeln des geltenden Kirchenrechts errichtet wurde, eine Genehmigung aus Rom erforderlich ist. Zwar nur pro forma, aber es ist erforderlich.«

»Gibt es eine Art Zeremonie, wenn

eine Kirche geschlossen wird?«, fragte Byrne. »Eine Zurücknahme des Segens?«

»Sie meinen eine Profanierung?«

»Ja.«

»Soviel ich weiß, findet kein besonderes Ritual statt. Ich muss allerdings einräumen, dass ich über diese Dinge nicht genau Bescheid weiß. Eine Weihung ist ein Segen. Das Gegenteil wäre ein Fluch.«

Byrne schwieg.

»Jede Zeremonie hat das Ziel, den Segen des Herrn zu spenden, Detective«, fügte Raphael hinzu. »Und nicht, ihn einer Sache zu berauben.« Er stand auf, goss sich Kaffee nach und schaute aus dem Fenster auf die Skyline. Die Frage

nach der Profanierung schien ihn verwirrt zu haben.

»Könnten Sie uns eine Liste der Kirchen geben, die geschlossen wurden?«, bat Byrne.

Raphael drehte sich zu ihm um. Auf seinem Gesicht spiegelten sich Traurigkeit und Besorgnis. Er wusste, warum das Philadelphia Police Department eine detaillierte Liste brauchte: Diese Kirchen – die *geschlossenen* Kirchen – wurden als mögliche Tatorte betrachtet.

»Natürlich«, sagte er. »Ich lasse Ihnen die Liste zusammenstellen und schicke sie Ihnen morgen früh.«

Ehe sie aufbrachen, schaute Jessica sich um und staunte über die

beeindruckende Einrichtung des Arbeitszimmers. Dann wandte sie sich wieder dem Pressesprecher zu.

»Darf ich Sie fragen, wie es möglich ist, dass Sie in so jungen Jahren schon eine solche Position innehaben?«

Raphael musterte sie mit einem entwaffnenden Lächeln, das Jessica ein wenig verunsicherte.

»Ich habe das Glück, über ein gutes Gedächtnis für Daten und Zahlen zu verfügen, und meine Wissbegierde ist unersättlich, insbesondere in Sachen Geschichte. Ich habe mein Grundstudium in zwei Jahren absolviert und bin mit zwanzig ins Priesterseminar eingetreten.«

»Wo haben Sie studiert?«

»Am Bethany College.«

»Bethany in West Virginia?«

»Ja. Ich habe zwei Mastertitel, einen in Kommunikationswissenschaften und einen in Theologie.«

»Waren Sie Diakon?«, fragte Jessica.

»In meinem Fall wurde darauf verzichtet.«

Michael Raphael hatte in der Tat eine beeindruckende Karriere gemacht. Wenn es eine Organisation gab, die beharrlich an ihren Traditionen festhielt, war es die katholische Kirche. Die meisten Männer, die eine ähnliche Position wie Raphael innehatten, waren in den Vierzigern oder Fünfzigern.

Sie verabschiedeten sich.

Als sie und Byrne in den Wagen

stiegen, hob Jessica den Blick und sah Michael Raphael am Fenster stehen. Er beobachtete sie. Einen kurzen Moment sah es so aus, als würde das von den Wolken reflektierte Licht durch ihn hindurchfließen.

Eine Weihung ist ein Segen, dachte Jessica. Das Gegenteil wäre ein Fluch.

Jessica hielt vor dem Mietshaus, in dem Byrne wohnte. Es war erst achtzehn Uhr, aber schon dunkel.

»Hast du Hunger?«, fragte Byrne.

»Nicht besonders. Vince kocht für die Kinder. Ich esse später etwas.«

»Kaffee?«

Jessica schaute auf die Uhr. »Klar. Ich glaube, ich werde heute Nacht sowieso nicht gut schlafen.«

»Lass mich an meinem Wagen raus«, sagte Byrne. »Ich muss noch ein paar Kartons mit nach oben nehmen.«



Jessica stieg die Treppe zum ersten Stock hinauf und ging über den Flur bis zur letzten Wohnung. Byrnes Tür war angelehnt. Jessica stieß sie auf, trat ein und schloss die Tür hinter sich.

Byrne kochte in der kleinen Küche Kaffee. Die Wohnung sah genauso aus wie beim letzten Mal, als Jessica hier gewesen war, vor ungefähr fünf Monaten. Dieselben Zeitschriften lagen an denselben Plätzen.

»Ich finde, deine Wohnung ist richtig schön geworden«, sagte sie.

»Ein kleiner Fortschritt.«

Byrne kam mit zwei Kaffeebechern ins Wohnzimmer. Er reichte Jessica einen.

Sie pustete in den Becher und trank einen Schluck. Der Kaffee schmeckte gut. »Was ist das?«, fragte sie und zeigte auf das kleine Esszimmer, in dem bis zur Decke Kartons gestapelt waren.

»Ich habe mein ganzes Zeug aus dem Lagerraum geholt«, erklärte Byrne.

»Jeden Monat hab ich zweihundert Dollar bezahlt, um einen Haufen alten Krempel aufzubewahren, den ich nicht mehr brauche. Das meiste habe ich verschenkt. Das sind Sachen, von denen ich mich nicht trennen kann. In meinem Wagen stehen noch fünf Kisten.«

Auf einem Karton auf dem Esszimmertisch lag ein gerahmtes Foto in DIN A4, auf dem Byrne in jüngeren Jahren neben einem korpulenten

Schwarzen abgebildet war. Beide standen vor einem Schnellrestaurant in der Front Street. Jessica nahm das Foto in die Hand.

»Hast du Marcus Haines gekannt?«, fragte Byrne.

Jessica hatte den Namen schon mal gehört, den Mann aber nie kennengelernt. Sein Foto hing in der Eingangshalle des Roundhouse an der speziellen Wand, an der die Bilder der Polizisten hingen, die in Ausübung ihres Dienstes ums Leben gekommen waren.

»Nein«, sagte sie.

Byrne nahm ihr das Foto aus der Hand. »Marcus war ein großartiger Cop, aber sonst bekam er nicht viel auf die Reihe. Er war dreimal verheiratet und

musste für alle drei Frauen Unterhalt zahlen. Deshalb hielt er immer nach einer Möglichkeit Ausschau, ein paar Dollar nebenbei zu verdienen. Ende des Monats war er jedes Mal pleite.«

»War er bei der Mordkommission?«

»Ja. Als mein alter Partner Jimmy seinen ersten Herzinfarkt erlitt, fiel er sechs Monate aus. Eine Zeit lang hab ich mit Marcus zusammengearbeitet. Wir ermittelten in ein paar Fällen, schlossen ein paar Akten und leerten so manche Flasche Jameson.«

»Ich habe das Gefühl, du wirst mir jetzt eine Geschichte erzählen.«

Byrne lächelte und trank einen Schluck Kaffee. »Wenn du darauf bestehst.« Er lehnte sich gegen die Wand. »Eines

Abends im August bekamen wir den Anruf. Ein häuslicher Streit war eskaliert. Das Opfer war der Freund, und es sah ganz so aus, als hätte seine Freundin ihn umgebracht. Wir kamen dort an. Im Grunde war auf den ersten Blick alles klar. Leiche, Mörder, Waffe ... wir hatten alles außer einem Motiv, aber auch das schien kein großes Rätsel zu sein. Die Frau saß auf der Couch, der Freund lag auf dem Boden, und sein Gehirn klebte an der Wand. Der erste Polizist am Tatort sagte uns, die Waffe habe vor der Frau auf dem Boden gelegen. Ein klarer Fall, nicht wahr?«

»Hört sich ganz so an.«

»Ich verschaffte mir einen Eindruck, dann schaute ich mir die Frau auf der

Couch etwas genauer an. Sie war ausgesprochen hübsch. Kakaobraune Haut, rehbraune Augen. Vier- oder fünfundzwanzig Jahre alt. Doch das Crack, mit dem sie vollgedröhnt war, verdeckte ihre Schönheit. Sie war abhängig und sah echt beschissen aus, wenn man genauer hinschaute.«

Byrne legte das Foto auf die Fensterbank.

»Marcus kam herein. Plötzlich starrte er mich an, als hätte er einen Geist gesehen. Er zerrte mich in die Küche und sagte leise: ›Kevin, ich kenne die Frau. Ich *kenne* sie.‹ Dann erzählte er mir, dass er sich ab und zu mit der jungen Frau traf. Er hatte sie bei einem Fall ein Jahr zuvor kennengelernt, als ihre Mutter

in West-Philadelphia erschossen worden war. Er stand ihr zur Seite, hielt ihre Hand bei dem Prozess, und eines führte zum anderen. Dann fragte er mich, was ich für die Frau tun könne, da ich die Leitung der Ermittlungen übernommen hatte.«

Jessica dachte über die Möglichkeiten nach. Es gab nicht viele, und keine war gut. »Und was konntest du tun?«

»Ich hatte keine Ahnung. Ich ging ins Wohnzimmer zurück, betrachtete die Frau auf der Couch und sah die nächsten beiden Jahrzehnte ihres Lebens vor Augen. Ich stellte mir vor, wie sie nach zwanzig Jahren im Gefängnis aussehen würde.«

»Was hast du getan?«

»Ich habe sie verhört, und sie erzählte mir alles. Ihr Freund kam fast jeden Abend betrunken nach Hause und schlug sie. Das ging schon seit einem Jahr so. Sie zeigte mir ihren linken Arm, den der Typ ihr gebrochen hatte. Der Bruch war nicht richtig verheilt. Eine Woche zuvor hatte sie ihm dann unmissverständlich klargemacht, dass sie sich eine Waffe besorgen und ihn erschießen würde, sollte er sie noch einmal anfassen. Er lachte sie aus. Als er an dem Abend nach Hause kam, schubste er sie durch die Wohnung, worauf sie einen 38er-Revolver zog. Sie knallte ihn ab. Ein einziger Schuss. Genau in den Kopf. Ein Scheißkerl weniger auf der Welt.«

»An dem Abend hatte er sie nicht

verprügelt?«

»Nein«, sagte Byrne. »Sie hatte keine frischen Wunden. Sie hätte gehen können, tat es aber nicht. Du weißt, wie die Geschworenen so einen Fall beurteilen. Ich schaute aus dem Fenster, als die Spurensicherung und der Rechtsmediziner anrückten. Ich bat Marcus, runterzugehen, sie aufzuhalten und einen Rettungswagen zu rufen. Als er weg war, ging ich zu der jungen Frau und forderte sie auf, mir noch einmal genau zu erzählen, was passiert war.«

Jessica wusste, was Byrne meinte. Manchmal musste man diesen armen Schweinen ein bisschen auf die Sprünge helfen.

»In diesem Augenblick machte sie

total dicht, also erklärte *ich* ihr, was sich abgespielt hatte. Ich sagte ihr, dass ihr Freund stinkbesoffen nach Hause gekommen war. Er schubste sie durch die Wohnung. Sie sagte ihm, er solle aufhören. Als er ihr ins Gesicht schlug, nahm sie die Waffe in die Hand, worauf er sich einen Baseballschläger schnappte und auf sie losging. Da hat sie abgedrückt.«

»Was hat sie gesagt?«

»Zuerst gar nichts. Ich glaube, sie stand noch unter Schock. Ich sagte ihr, sie müsse sich schnell entscheiden, ob es sich so zugetragen habe, weil in wenigen Sekunden ein Dutzend Leute in ihrer Wohnung stehen würden, und dann gäbe es kein Zurück mehr.« Byrne nahm

wieder das Foto in die Hand. »Nach fast einer Minute hob sie den Blick und sagte: ›Hier ist kein Baseballschläger.« Als ich sagte, ich würde mich darum kümmern, schaute sie mir in die Augen, und mir war alles klar. Ihr Blick wanderte zu der Leiche, dann zurück zu mir. Ich wusste, was sie meinte. Ich durchquerte das Zimmer und kauerte mich neben den Toten. Der Mann trug einen Ring an der rechten Hand. Ich zog ihm den Ring vom Finger, steckte ihn mir an denselben Finger und ging zu ihr zurück. Sie nickte und schloss die Augen.«

Jessica konnte sich denken, was jetzt kam.

»Dann habe ich sie geschlagen. Ich

wollte ihr den Ring nur über die Wange ziehen, aber ich tat es nicht. Ich habe sie brutal geschlagen. Sie stürzte zu Boden. Ich steckte ihrem toten Freund sofort wieder den Ring an den Finger. Die Kriminaltechniker würden feststellen, dass die Wunde in ihrem Gesicht von dem Ring stammte, und sie würden Hautfetzen der jungen Frau am Ring finden. Zu dem Zeitpunkt waren noch keine Fotos gemacht worden. Den beiden Polizisten, die zuerst am Tatort waren, würde ich irgendeine Geschichte erzählen, und den Kriminaltechnikern, die die Beweismittel sicherten, würde ich einen Baseballschläger unterjubeln ... irgendwie.«

Jessica hatte tausend Fragen, hörte

aber nur zu. Sie wollte Byrne die Gelegenheit geben, sich die Sache von der Seele zu reden.

»Kurz bevor die Rettungssanitäter eintrafen, kam die Frau wieder zu sich. Als sie auf der Krankenbahre hinausgeschoben wurde, schaute sie mich an. Ich war mir nicht sicher, ob sie sich an das erinnerte, was wir besprochen hatten. Wenn sie dieses tote Arschloch immer noch liebte, hätte sie mich anzeigen können. Doch als sie an mir vorbeikam, strich sie mit einem Finger über meinen Handrücken. Da wusste ich, dass alles klargen würde. Für sie jedenfalls. Was mich betraf, war ich mir nicht so sicher.«

Byrne schaute aus dem Fenster auf den

Verkehr. Es schneite leicht.

»Was ist mit Marcus geschehen?«, fragte Jessica. Da sein Foto an der Wand im Roundhouse hing, stand fest, dass die Geschichte kein gutes Ende genommen hatte.

»Einen Monat später kam Jimmy zurück«, fuhr Byrne leise fort, »und ich arbeitete nicht mehr mit Marcus zusammen. Jedenfalls nicht nach Dienstplan. Marcus wurde in die Fahndungsabteilung versetzt. Eines Nachts traf ich ihn im Bonk's. Er betrank sich und sagte, die Sache mit der jungen Frau sei vorbei. Drei Wochen später musste ich in der Fahndungsabteilung einspringen, um zwei Totschlägern einen Haftbefehl zu überbringen. Marcus war

bei mir. Er näherte sich der Tür ...
meiner Tür. Kaum hatte er drei Schritte
gemacht, eröffneten die Kerle das Feuer.
Die ersten beiden Kugeln trafen Marcus
in die Brust, die dritte in den Kopf. Er
war auf der Stelle tot.« Byrne atmete tief
ein und langsam aus. »Die Kugeln waren
für mich bestimmt, Jess.«

Jessica schwieg einen Augenblick.
»Und die junge Frau?«, fragte sie dann.

»Sie machte ihre Aussage. Der
Bezirksstaatsanwalt schaute sich die
Akte an und erhob keine Anklage. Er
stufte den Schuss auf ihren Freund als
Notwehr ein.« Byrne strich über das
Foto. »Was ich getan habe, war nicht
richtig.«

»Doch, es war richtig. In dieser

Situation ging es nicht darum, Dienst nach Vorschrift zu machen. Es ging um richtig oder falsch. Wir alle müssen irgendwann einmal solche Entscheidungen treffen.«

»Ich weiß. Aber ich habe die Frau aus Wut geschlagen. Ich habe richtig zugelangt. Ich habe sie geschlagen, weil sie dumm war, weil sie Drogen nahm, weil sie sich mit einem Loser nach dem anderen einließ, weil sie hübsch war, weil ich diese Stadt kein bisschen verändern kann, und wenn ich mich noch so sehr anstrengte ...« Byrne griff in die Tasche und zog einen Schlüssel heraus. »Hier.«

Jessica nahm den Schlüssel entgegen. »Was ist das?«

»Das ist mein Wohnungsschlüssel. Colleen ist die Einzige, die einen Schlüssel hat, und sie wohnt nicht mehr in dieser Stadt. Ich möchte, dass du ihn nimmst.«

Jessica war gerührt und hoffte, dass Byrne es nicht bemerkte. »Okay. Ich verspreche dir, dass ich ihn nicht in irgendeinem Gangsterviertel verliere.«

»Das wäre nicht schlecht.«

Jessica steckte den Schlüssel an den Schlüsselring, der an ihrem Mantel hing, öffnete die Tür und drehte sich noch einmal zu Byrne um. »Bist du sicher, dass alles in Ordnung ist?«

»Mir geht's gut. Ganz ausgezeichnet.«

»Okay«, sagte Jessica. »Ich wusste noch gar nicht, dass die Iren so zu

Übertreibungen neigen.«

Byrne lächelte, doch es war ein trauriges Lächeln.

»Ruf mich an, wenn du mich brauchst«, sagte Jessica.

Byrne erwiderte nichts. Jessica hatte auch nicht damit gerechnet.

Als sie auf den Hausflur trat, drehte sie sich noch einmal um. Byrne stand mit dem alten Foto in der Hand am Fenster und schaute auf die stille, schneebedeckte Straße.

Der alte Mann steht hinten im Festsaal. In dem großen, rechteckigen Raum, der mit bunten Fahnen und Wimpeln geschmückt ist, sind insgesamt achtzig Klappstühle in Reihen hintereinander angeordnet. Ein paar Stufen führen zu einer kleinen Bühne hinauf. Heute singt hier ein Kinderchor Lieder, um den Frühling zu begrüßen, der erst in einem Monat beginnt.

Unter den Zuhörern sitzen viele stolze Eltern und Großeltern mit Videokameras in den Händen. Auf der Bühne singen etwa dreißig Erst- und Zweitklässler: »If You're Happy und

You Know It.«

Sie betrachtet den Mann von der anderen Seite des Saales – seine Augen, seine Hände, seine gebeugten Schultern. Er sieht aus wie ein freundlicher Onkel, aber sie weiß es besser. Sie weiß, was er ist.

Als die Kinder verstummen, geht sie durch den Saal und stellt sich neben ihn. Er bemerkt sie nicht.

»Hallo«, sagt sie.

Der Mann zuckt zusammen und dreht sich zu ihr um. Er mustert sie schnell mit seinen winzigen Raubtieraugen und versucht herauszufinden, ob sie eine Bedrohung darstellt. Er entdeckt keine und setzt ein Lächeln auf. »Hallo.«

Sie zeigt auf die Bühne. »In diesem

Alter sind sie wundervolle Wesen, nicht wahr?«

Der alte Mann lächelt wieder. »Das sind sie.« Er betrachtet sie genauer, und diesmal ist er sich nicht mehr ganz sicher, dass er sie nicht kennt. »Kennen wir uns?«

Diese Frage stellen sie immer. Sie schüttelt den Kopf. »Wo Sie waren, kann ich nicht hingehen.«

Der Mann wirft ihr einen fragenden Blick zu. Ehe er antworten kann, fährt sie fort: »Ist eines der Kinder Ihr Enkelkind?«

Das Zögern des Mannes sagt alles. »Nein. Ich bin nur hergekommen, um sie anzuschauen. Es gibt mir das Gefühl, wieder jung zu sein.«

»Sie tun mehr, als die Kinder nur zu beobachten, nicht wahr?«

Der Mann schließt langsam die Augen. Als er sie kurz darauf wieder öffnet und die Frau anschaut, weiß er es.

Sie schweigen eine Weile. Das fröhliche Singen der Kinder bildet den Hintergrund ihres Gesprächs, auf das der Mann seit Jahren voller Furcht gewartet hat.

»Ich wusste, dass dieser Tag kommt«, sagt er. »Es gibt ihn wirklich.«

»Ja, es gibt ihn«, sagt sie. »Haben Sie daran gezweifelt?«

»Man lebt in Hoffnung. Seitdem ich ein Kind war, habe ich an ihn geglaubt und gewusst, dass er mit mir geht.«

Sie zeigt aus dem Fenster auf die alte Kirche auf der anderen Straßenseite.

»Er wartet auf Sie.«

»In der Kirche?«

»Ja. Es ist Zeit.«

Der Mann wirft noch einen Blick auf die Bühne. Er weiß, dass es das letzte Mal ist. »Ich bin bereit«, sagt er.

»Es wird keine weiteren Verhandlungen geben.«

Der Mann schaut ihr ins Gesicht. »Gibt es keine andere Möglichkeit?«

Der Pädophile kennt die Antwort auf diese Frage. Es besteht kein Grund, sie zu beantworten.

Ein paar Minuten später verlassen sie den Festsaal, überqueren die Straße und biegen in die Gasse neben der

Kirche ein. Die Tür ist bereits für sie geöffnet. Sie treten ein und steigen die Stufen in den Keller hinunter.

»Ich spüre seine Gegenwart«, sagt der Mann.

Sie zeigt auf einen kleinen Raum, genau unterhalb der Sakristei. »Ziehen Sie sich aus.«

Der Mann hebt den Blick. Seine Augen sind nun nicht mehr die eines Raubtieres, sondern die einer Beute, die in die Enge getrieben wurde. »Muss ich das tun?«

»Sind Sie nicht nackt auf die Welt gekommen?«

Langsam zieht er sich aus. Er faltet die Kleidung ordentlich und legt sie neben den Haufen weißer Steine auf die

Erde.

Sie bedeutet ihm, sich zu setzen. Der nackte Mann setzt sich auf den eisigen Boden. Er bekreuzigt sich. Eine einsame Träne kullert ihm über die Wange. »Ich bin in einem sehr religiösen Haus aufgewachsen«, sagt er. »Wir wurden geschlagen, wenn wir unsere Gebete nicht gesprochen haben.«

Sie sagt nichts. Das alles kennt sie schon. Sie alle haben eine fromme Vergangenheit. Deshalb wissen sie auch, dass es am Ende nur eine Buße gibt.

»Darf ich ein Bußgebet sprechen?«, fragt er.

»Ja.«

*Der alte Mann faltet die Hände.
»Lieber Gott, es tut mir von Herzen
leid ...«*

*Sie wartet, bis er sein Gebet beendet
hat. Dann stellt sie ihm die Frage:
»Erinnern Sie sich, was Sie gesagt
haben?«*

»Ja.«

*»Ich möchte, dass Sie es noch einmal
sagen. Wort für Wort.«*

*Der Mann schließt kurz die Augen,
um sich die Worte in Erinnerung zu
rufen. »Ich habe gesagt: ›Wenn Sie
dafür sorgen, dass ich nicht ins
Gefängnis muss, werde ich alles tun.
Ich werde sogar einen Pakt mit dem
Teufel schließen.«*

»Mit dem Teufel.«

»Ja.«

»Haben Sie geglaubt, Sie müssten den Pakt mit dem Teufel niemals erfüllen, nachdem Sie ihn geschlossen hatten?«

Der Mann schweigt. Ohne ein weiteres Wort öffnet er den Mund und schluckt den ersten Stein.

Byrne hatte Hunger, aber keinen rechten Appetit. Er hatte Lust auf einen Drink, andererseits auch wieder nicht. Wenn er in einer solchen Stimmung war, fuhr er immer zum Fluss hinunter, so auch diesmal. Den Wagen stellte er auf dem Parkplatz vor dem alten Lagerhaus in Port Richmond ab. Er lehnte sich im Sitz zurück und dachte nach.

Welche Verbindung bestand zwischen Danny Palumbo und Cecilia Rollins? War Danny der Vater des Babys?

Byrne und Jessica hatten darüber diskutiert und den Gedanken verworfen. Danny Palumbo konnte das kleine

Mädchen nicht getötet haben. Als das Baby im Keller der St. Damian Church in die kleine Wanne gelegt worden war, saß Danny Palumbo an den Stuhl gefesselt im Keller der anderen Kirche. Oder nicht?

Den genauen Todeszeitpunkt des Babys kannten sie nicht, und vielleicht konnte er auch niemals bestimmt werden.

Byrne hatte Loretta Palumbo angerufen und von ihr erfahren, dass Danny ein Mädchen namens Adria nie erwähnt hatte.

Die beiden Opfer, Danny und das Baby, stammten aus unterschiedlichen Vierteln der Stadt und hatten in verschiedenen Welten gelebt. Wurden

sie beide wahllos ausgewählt?

Nein. Diese Morde waren nicht wahllos verübt worden.

Byrne öffnete das Handschuhfach und freute sich, als er eine kleine Flasche Old Forester fand. Er öffnete sie und trank einen ausgiebigen Schluck.

Zwei Kirchen. Zwei *geschlossene* Kirchen.

Er lehnte den Kopf gegen die Kopfstütze und schloss die Augen. Es gelang ihm nicht, das Bild des Babys in der Wanne abzuschütteln. Was für einen Willen man brauchte, um so etwas zu tun. Was für einen *Wahnsinn*.

Normalerweise müsste der menschliche Instinkt sich gegen eine solch schreckliche Tat wehren.

Byrne zog sein Handy aus der Tasche und wählte eine Nummer. Als sich eine Frau meldete, fragte er, ob er mit Gabriel sprechen könne. Sekunden später war der Junge am Apparat.

»Hallo, Gabriel. Wie geht's?«

Der Junge zögerte. »Ganz okay.«

»Was ist los?«

Keine Antwort.

»Hör mal, ich ruf an, weil ich zwei Tickets besorgen könnte. Sixers gegen Lakers. Superplätze, direkt am Spielfeldrand. Ein Typ, den ich kenne, ist mir noch was schuldig. Was meinst du?«

Schweigen.

Da stimmte definitiv etwas nicht. Byrne schaute aufs Display. Die

Verbindung stand noch.

»Gabriel?«

»Ich weiß nicht ...«

»Okay, jetzt weiß ich, dass etwas nicht stimmt. Warum sagst du es mir nicht? Vielleicht kann ich dir helfen.«

»Vielleicht sollten wir uns nicht mehr treffen.«

Das tat weh. »Wie meinst du das? Warum nicht?«

»Ich weiß nicht.«

»Wir hatten doch viel Spaß miteinander. Oder nicht?«

»Ja«, sagte Gabriel. »Es ist nur ...«
Er verstummte.

»Es ist was?«

»Es ist keine gute Idee.«

Plötzlich wusste Byrne, was los war.

»Gabriel, ich stelle dir jetzt eine Frage, und ich möchte, dass du mir die Wahrheit sagst. Okay?«

Schweigen.

»Gabriel?«

»Okay.«

Byrne musste seine Worte sorgfältig wählen, sonst würde er den Jungen für immer verlieren, und das durfte nicht geschehen.

»Hat dir jemand gesagt, dass du dich nicht mit mir treffen sollst?«, fragte Byrne. »Ich meine jetzt niemanden vom Sozialdienst oder von den Philly Brothers, sondern jemanden aus der Nachbarschaft.«

Gabriel antwortete nicht.

»Hör zu. Wenn dir jemand gesagt hat,

dass du dich nicht mit mir treffen sollst, oder wenn jemand dich bedroht hat, musst du es mir sagen. Wir finden schon eine Lösung.«

Byrne erinnerte sich an die beiden Schlägertypen an der Ecke, als er Gabriel das erste Mal nach Hause gebracht hatte. Er dachte an Gabriels Bruder Terrell und die Informationen in der Polizeiakte über Terrells Selbstmord. An den Namen in der Akte. DeRon Wilson. Jetzt wurde ihm alles klar.

»Jemand hat dir gesagt, dass du dich von mir fernhalten sollst, nicht wahr?«

Nach einer gefühlten Ewigkeit sagte Gabriel leise: »Ja.«

Byrne umklammerte das Lenkrad. Am

Liebsten hätte er es herausgerissen.

»Bedroht dich jemand?«

»Nein ... ich weiß nicht. Eigentlich nicht.«

»Okay, okay«, sagte Byrne. »Pass auf. Ich möchte nicht, dass du seinen Namen sagst. *Ich* sage seinen Namen, und du sagst nur, ob ich recht habe. In Ordnung?«

Keine Antwort.

»Ist es dieser DeRon Wilson? Hat Wilson gesagt, du sollst dich von mir fern halten?«

Schweigen.

Jetzt hatte Byrne seine Antwort.

Byrne parkte an der Ecke Dritte Straße und Westmoreland. Nach den Informationen eines befreundeten Detectives aus dem Polizeibezirk Nord hatte DeRon Wilson drei Wohnungen, und in dieser hier hielt er sich heute Abend angeblich auf.

Ehe Byrne ausstieg, warf er einen Blick auf den Ausdruck auf dem Beifahrersitz. Er war noch im Büro gewesen und hatte Wilson überprüft. Die Polizei interessierte sich nicht nur wegen der Schießerei für ihn, bei der Terrell Hightower schwer verletzt worden war; Wilson war obendrein

zweimal wegen Drogenbesitzes und -handels und fünfmal wegen Körperverletzung angeklagt worden. Hinzu kamen Anklagen wegen Vagabundierens in Verbindung mit Erregung öffentlichen Ärgernisses, wegen Ladendiebstahls und wegen Besitzes und Weitergabe von Falschgeld. Und das waren nur die Straftaten, die auf der ersten Seite standen. Wilson schien ein echtes Seelchen zu sein.

Byrne betrat das Gebäude und stieg die Hintertreppe hinauf. Die Wände waren mit Graffiti übersät, und auf den Treppenabsätzen stapelten sich kniehoch Müll und Plastiktüten. Der Gestank war unerträglich.

Er stieß die Tür zum ersten Stock auf. Auf der Hälfte der Türrahmen sah er Spuren von Brechstangen – zersplittertes Holz, das auf einen Einbruch hindeutete. Vor mehreren Wohnungen hingen Vorhängeschlösser.

Eine Vielzahl unterschiedlichster Geräusche hallte durch das Treppenhaus: Hip-Hop, Gameshows, Radiowerbung, streitende Stimmen, Hundegebell.

DeRon Wilsons Wohnung war die letzte auf der rechten Seite. Byrne öffnete das Fenster am Ende des Flurs und schaute nach, ob dort eine Feuerleiter angebracht war. Es gab eine, also ließ Byrne das Fenster auf. Falls Wilson es vorzog, die Flucht zu

ergreifen, brauchte Byrne das Fenster nicht einzuschlagen, um ihm folgen zu können.

Byrne ging zur Tür und klopfte an. Er hörte, dass der Fernseher leiser gestellt wurde. Dann näherten sich Schritte der Tür. Der Spion wurde dunkel, gleich darauf wieder hell. Sonst geschah nichts.

Byrne klopfte noch einmal und sagte laut und deutlich: »Philadelphia Police Department.«

Wieder keine Reaktion.

Er wollte gerade ein drittes Mal klopfen, als die Tür aufgeschlossen wurde. Ein hellhäutiges, hübsches Mädchen öffnete. Es war nicht älter als siebzehn Jahre und trug einen kurzen, seidenen Kimono.

»Ich suche DeRon Wilson«, sagte Byrne und zeigte seinen Dienstausweis.

»Kenn ich nicht.«

Wilsons Freundin wollte die Tür schließen, doch Byrne hatte bereits einen Fuß dazwischen. »Hören Sie, Miss, es ist sehr wichtig, dass ich mit ihm spreche.«

»Ich hab doch gesagt, ich kenn keinen Wilson.«

Wieder versuchte sie, die Tür zu schließen. Diesmal stieß Byrne mit der Schulter dagegen. Er hörte, wie auf dem Flur hinter ihm Türen geöffnet wurden, achtete aber nicht weiter darauf, sondern schaute in die Wohnung. Die Wände wurden von Vinyltapeten mit Holzmaserung geziert. Ein

Plasmafernseher stand an der hinteren Wand. Ein altes Musikvideo wurde gezeigt. Der Fußboden war mit dem kunterbunten Spielzeug eines Kleinkindes übersät.

Ehe das Mädchen etwas sagen konnte, kam ein Mann aus einem der Zimmer.

»Ist okay, Baby«, sagte er.

DeRon Wilson betrat das Wohnzimmer. Obwohl Byrne die Beschreibung des Mannes vorlag, hatte er nicht damit gerechnet, dass DeRon so klein war. Er war Ende zwanzig, nicht viel mehr als eins sechzig groß und hatte harte Gesichtszüge. Mehr als sechzig Kilo brachte der Mann sicher nicht auf die Waage. In jeder Hinsicht ein schwächliches Kerlchen. Auf seinem

neuesten Verbrecherfoto hatte er kurze Rastalocken. Jetzt war sein Schädel rasiert und sein ganzer Körper mit Tattoos übersät. Er trug ein Muskelshirt und eine große, tief sitzende Bermuda-Shorts.

Byrne schaute auf die Hände und den Gürtel Wilsons. Falls er eine Waffe bei sich führte, steckte sie nicht unter dem Hosenbund der Shorts.

»Die Polizei ist hier immer willkommen«, sagte Wilson, der müde aussah, mit einem gekünstelten Lächeln.

»Sind Sie DeRon Wilson?«

Wilson trat an die Tür. Das Mädchen verschwand im Schlafzimmer. Byrne ging ein Stück zurück, um dem Mann Platz zu machen. Das gehörte alles zum

Machtspiel.

»Was kann ich für die Polizei tun?«, fragte Wilson.

»Als Erstes könnten Sie meine Frage beantworten«, sagte Byrne. »Sind Sie DeRon Wilson?«

»Mich kennt jeder.«

»Ich nehme an, das heißt ja. Kennen Sie einen Jungen namens Gabriel Hightower?«

Als Wilson lächelte, wurden drei Goldzähne sichtbar. »Ich kenne eine Menge Jungen.«

Weitere Türen wurden geöffnet. Diesmal drehte Byrne sich um und sah ein halbes Dutzend Leute im Hausflur stehen. Sie alle waren mit Handys bewaffnet.

»Kennen Sie den Jungen?«, fragte Byrne noch einmal.

»Könnte sein, aber warum sollte ich Ihnen das sagen?«

»Mr. Wilson, könnten wir in Ihre Wohnung gehen? Es dauert nicht lange.«

Wilson trat weder zurück noch bat er Byrne herein. Stattdessen ging er auf Byrne zu, sodass dieser ein paar Schritte zurückweichen musste.

Der Drogendealer drückte einen Finger auf Byrnes Brust. »Ich glaube, du solltest jetzt schleunigst von hier verschwinden.«

Byrne spähte auf Wilsons Finger, griff unter den Mantel und öffnete sein Holster. »Und ich glaube, Sie sollten jetzt einen Schritt zurücktreten.«

»Du hast mir gar nichts zu sagen.«

»Schreien Sie nicht so, und beruhigen Sie sich«, sagte Byrne.

»Ich bin ganz ruhig, du Arsch. Ich bin die Ruhe in Person. Verschwinde jetzt endlich aus meinem Haus, verdammt!«

Wilson schob eine Hand in die Tasche seiner Shorts. Byrne konnte das Risiko nicht eingehen. Ehe Wilson die Hand aus der Hosentasche ziehen konnte, stürmte Byrne durch den Hausflur auf ihn zu und rammte eine seiner kräftigen Schultern so fest gegen Wilsons Brust, dass er fast durch die Wand geflogen wäre. Die Gipskartonwand zerbrach, und der Gips rieselte auf den Boden. Der Knall war laut wie ein Schuss.

Wilson hockte wie ein Häuflein Elend

neben der kaputten Wand, schüttelte sich den Staub aus den Haaren und brüllte: »Dich mach ich fertig, du Arsch!«

Byrne packte ihn am Muskelshirt und riss ihn hoch.

»Du willst mich fertigmachen, du Penner?« Byrne drückte die Glock auf Wilsons Stirn. »Okay, dann erledige ich dich am besten sofort. Besser du als ich. Wie viele Kugeln willst du haben? Wir können verhandeln. Sag was.«

DeRon Wilson schloss die Augen und wartete auf den Schmerz, der alles auslöschen würde.

»Jetzt hör mir mal gut zu, Kumpel. Wenn du dich nur noch einmal in die Nähe des Jungen wagst oder auch nur in seine Richtung siehst, mache ich's zu

meiner Lebensaufgabe, dafür zu sorgen,
dass du nie wieder ruhig schläfst.

Verstanden?«

Wilson schwieg. Byrne drückte die
Waffe noch fester auf seine Stirn.

»Mach das Maul auf, oder ich leg dich
um!«

Wilson öffnete die Augen und sagte:
»Ja.«

Einen Augenblick blieb Byrne noch
bei ihm stehen, dann trat er zurück.
Wilson sank schlaff zu Boden.

Byrne hielt die Waffe nach unten
gerichtet und ging langsam den Hausflur
hinunter, während die Leute hinter ihm
»Scheißbulle!« riefen.

Als Byrne ein paar Minuten später
durch die Haustür trat, schaute er zum

ersten Stock hinauf. Aus jedem Fenster lehnte sich ein Mieter, ein Fotohandy im Anschlag.

Shane war Kevin Byrne in diskretem Abstand von seiner Wohnung in South Philly zum Roundhouse und dann zum Delaware River gefolgt. Dort hatte der Detective eine halbe Ewigkeit auf dem Parkplatz in seinem Wagen gesessen.

Shane wäre beinahe eingeschlafen, als er plötzlich das Quietschen von Reifen hörte. Er hob den Blick und sah, dass Byrne in so rasantem Tempo vom Parkplatz fuhr, dass der Wagen schlingerte. Er fuhr nach Allegheny.

Als Shane dem Detective folgte, schaute er alle paar Sekunden in den Innen- und die Außenspiegel. Er

entdeckte niemanden von einem anderen Fernsehsender, jedenfalls niemanden mit dem Logo eines Senders auf der Seite seines Fahrzeugs. Doch wenn man bei einem Sender arbeitete – noch dazu bei einem der Top Ten –, musste man als Erstes herausfinden, welche Zivilwagen die Polizei benutzte, und sich einen Wagen derselben Marke und Farbe kaufen. Mehr als einmal war es Shane gelungen, unbemerkt inmitten mehrerer Zivilfahrzeuge der Polizei zu parken. Wenn man die Nummernschilder nicht verglich, hätte man glauben können, dass alle Fahrzeuge zur Polizei gehörten. Auf diese Weise war er auch schon mehrmals hinter das Absperrband gelangt.

Als Byrne rechts in die D Street einbog, musste Shane an einer roten Ampel halten und verlor ihn aus den Augen.

Fluchend schlug er mit der Faust aufs Lenkrad und hielt eine Straße von der Stelle entfernt an, wo er Byrnes Wagen zum letzten Mal gesehen hatte. Er stellte den Polizeifunk lauter. Irgendetwas ging da vor sich, so viel stand fest. Warum sonst hätte Byrne wie ein Irrer vom Parkplatz jagen sollen?

Shane überlegte, ob er beim Sender anrufen sollte, um einen Kameramann anzufordern, doch im Augenblick brauchte er weder Cyn noch sonst jemand. Er hatte seine eigene Ausrüstung im Kofferraum, und es gab in

Philadelphia niemanden, der eine Einmannshow besser durchziehen konnte als er.

Er stand genau vor einem Waschsalon. Deshalb ließ er den Wagen zehn Meter zurückrollen, sodass das Licht der Neonlampen nicht direkt in das Fahrzeug fiel. Shane ärgerte sich, dass er so viel Abstand gelassen hatte und nicht in der Lage gewesen war, den Detective zu beschatten.

Hatte Byrnes beinahe panische Reaktion etwas mit der Ermordung des Babys zu tun?

Shane hörte den Polizeifunk ab, doch es gab nichts, was interessant für ihn war. Er wollte gerade etwas aus dem Kofferraum holen, als er im

Augenwinkel jemanden sah, der sich schnell seinem Wagen näherte.

Shane wirbelte herum. Sekunden später war der Junge schon bei ihm. Ein Schwarzer, ungefähr dreizehn Jahre alt, mit einem dunklen Kapuzenpullover, der ein neues Mountainbike fuhr. Er hatte ein schmales Gesicht und kleine, abstehende Ohren.

Shane überlegte blitzschnell, welche Wertgegenstände er bei sich hatte. In seiner Brieftasche steckte immer ein Hunderter. Ihm gefiel der Gedanke, dass die hundert Dollar für Notfälle bestimmt waren, wobei er sich gerne einredete, dass dieser Notfall in Gestalt eines mitternächtlichen Rendezvous mit einer hübschen Frau eintrat und er das Geld

für eine Flasche Champagner brauchte.

»Hallo«, sagte Shane. »Was gibt's?«

Der Junge schaute kurz weg, sah sich um und wandte dann wieder Shane den Blick zu. »Sind Sie der Typ aus dem Fernsehen?«

Shane wurden vor Erleichterung die Knie weich. »Ja. Ich bin Shane Adams.«

Der Junge nickte, dann zeigte er mit dem Daumen auf das Wohnhaus. »Ich hab gesehen, was passiert ist.«

»Was meinst du damit?«

»Ich war da.«

Shane ließ sich darauf ein und tat so, als wüsste er Bescheid. »Du hast es gesehen?«

»Ja.«

Jedenfalls wollte der Junge ihn nicht

ausrauben. »Alles?«

Der Junge nickte wieder. »Ich hab gesehen, dass ein Bulle DeRon vermöbelt hat.«

Shane blieb nichts anderes übrig, als aufs Geratewohl irgendeinen Namen zu nennen. »Du meinst DeRon Jefferson?«

Der Junge verdrehte die Augen.
»DeRon *Wilson*.«

»Ach ja, stimmt.«

»Ich hab alles aufgenommen. *Alles*.«

Shanes Puls beschleunigte sich. Hörte er wirklich, was er zu hören glaubte?

»Du hast alles, was passiert ist, auf Video?«

»Ja.«

»Kann ich es sehen?«

Der Junge wich ein Stück zurück. »Ich

verkaufe Ihnen den Film.«

»Ich muss ihn zuerst sehen. Wenn ich den Film gebrauchen kann, reden wir über den Preis.«

Der Junge musterte ihn. Nach ein paar Sekunden griff er in seine Baggy-Jeans und zog ein Handy heraus. Er klappte es auf und scrollte herunter. Ehe er den Film startete, hob er den Blick. »Wie viel krieg ich dafür?«

»Kommt darauf an, wie gut das Material ist.«

Der Junge verzog das Gesicht. Er wollte keine Diskussion über die Qualität des Films, sondern Bargeld.

»Das Video«, fuhr Shane fort. »Es kommt darauf an, was auf dem Video zu sehen ist.«

»Ich hab doch gesagt, ich hab *alles* drauf, Mann.«

Shane starrte auf das Handy. Es war kein iPhone 4 und auch keines der modernen Android-Smartphones, deshalb waren die Qualität und die Auflösung wahrscheinlich nicht besonders gut. In den letzten Jahren hatten Fernsehsender allerdings schon häufig Videos gezeigt, deren Qualität zu wünschen übrig ließ, wenn das Thema es rechtfertigte. Oft auch, wenn dies nicht der Fall war. Wenn sie vor der Wahl standen, entweder Videos von schlechter VHS-Qualität zu zeigen oder von anderen Sendern aus dem Rennen geworfen zu werden, überlegten sie nicht lange. Ohne Bilder lief heute gar

nichts mehr.

Der Junge bewegte sich langsam von Shane weg. Shane wollte etwas sagen, doch er begriff, dass er sich jetzt in der Welt des Jungen aufhielt und nicht in seiner eigenen. Er konnte sich nicht vorstellen, dass Anderson Cooper in einer dunklen Gasse in Tikrit einen irakischen Jungen mit einem Handyvideo bedrängte. Er wartete.

Schließlich hielt der Junge das Handy in die Höhe und drückte auf die Taste.

Zuerst sah Shane nur das verschwommene Bild eines schmutzigen Teppichbodens. Dann hörte er Schreie. Er konnte nichts verstehen, aber die Tonqualität konnte man nachträglich verbessern. Shane warf einen raschen

Blick auf die Uhr. Noch Zeit satt. Wieder schaute er auf das Foto-Handy, auf dem jetzt ein langer, schlecht beleuchteter Hausflur zu sehen war. Mehrere Türen waren geöffnet, und ein paar Mieter kamen auf den Flur. Dann folgten ein paar extrem verwackelte Bilder vom hinteren Teil des Flurs, was die Unmittelbarkeit der Aufnahme aber nur verstärkte.

Schließlich war Kevin Byrne zu sehen, der einen Mann so fest gegen eine Gipskartonwand stieß, dass sie zerbrach.

Shane bemerkte, dass er die Luft anhielt. »Das ist DeRon, nicht wahr?«

»Hm«, erwiderte der Junge.

Byrne zog eine Waffe und drückte sie

dem Mann auf die Stirn. Shane versuchte, ruhig zu bleiben. Er dachte an seinen Schauspielunterricht und rief sich in Erinnerung, welches Verhalten dieser Augenblick verlangte: Gleichgültigkeit. Aber das fiel ihm verdammt schwer.

Als das Display schwarz wurde, atmete Shane tief ein. »Ich weiß nicht. Das Licht ist schlecht.«

Shane erwartete eine Antwort. Doch der Junge sagte nichts.

»Ist nicht gerade die beste Auflösung, wenn du weißt, was ich meine«, sagte Shane.

Der Junge schwieg beharrlich.

»Ich gebe dir zwanzig Dollar dafür, okay?«

Der Junge schnaubte wütend. Offenbar

hielt er Shanes Angebot für eine Frechheit. Das war es natürlich auch.

Shane erwartete ein Gegenangebot, doch der Junge machte Anstalten, mitsamt seinem kostbaren Handy wegzufahren.

»Warte.«

Der Junge blieb stehen, drehte sein Fahrrad aber nicht wieder um.

»Ich könnte auf fünfzig erhöhen«, sagte Shane. Dann fiel ihm ein, dass er nur den Hunderter in der Brieftasche hatte und vielleicht sechs Eindollarscheine in der Hosentasche. Er blickte die Straße hinunter und entdeckte einen Laden, der die ganze Nacht geöffnet hatte. Vielleicht konnte er den Schein dort wechseln. »Ich muss das aus eigener Tasche bezahlen,

weißt du. Für den Mist gibt mir mein Sender nichts.«

Der Junge schüttelte den Kopf.

Dieser verdammte Gauner.

»Okay«, sagte Shane. »Hundert sind mein letztes Angebot. Mehr ist beim besten Willen nicht drin. Deine Entscheidung. So gut ist der Film nun auch wieder nicht.«

Der Junge starrte ihn eine ganze Weile an. Shane wurde unbehaglich zumute. Vielleicht war es ja doch ein Raubüberfall. Vielleicht zeigte der Junge ihm nur den Film, um ihn abzulenken, bis seine Freunde auftauchten.

Er spähte auf Shanes Wagen und fragte: »Ist das Ihre Karre?«

Shane war heilfroh, dass seine Tasche

mit der Panasonic-Filmkamera, der Digitalkamera und den Objektiven im Kofferraum und nicht auf der Rückbank lag. »Ja.«

Der Junge grinste. Jetzt begriff Shane, warum er gefragt hatte. Der Wagen war eine Schrottkiste. Wäre er mit einem BMW oder einem Lexus durch die Gegend gefahren, hätte der Junge entweder mehr verlangt, oder er wäre verschwunden. Oder es hätte etwas noch Schlimmeres passieren können.

Shane hatte ihn an der Angel. Gerettet durch seine Scheißkarre.

»Zeigen Sie mir das Geld.«

Shane zückte die Brieftasche und fischte den zerknitterten Hunderter heraus. Er strich ihn glatt, reichte dem

Jungen das Geld aber noch nicht. »Wie komme ich an das Filmmaterial? Kannst du es mir jetzt gleich per E-Mail schicken?«

Der Junge reichte ihm das Handy.

Shane war sprachlos. »Was denn, du gibst mir einfach dein Handy?«

Der Junge griff in die Hosentasche und zog vier oder fünf weitere Handys in bunten Farben heraus.

Shane schüttelte den Kopf und gab ihm das Geld. Der Junge hielt den Geldschein in das Licht, das aus dem Waschsalon fiel. Als er festgestellt hatte, dass der Schein echt war, drehte er sein Fahrrad um und fuhr davon. Kurz darauf hatte die Dunkelheit ihn verschluckt.

Einen Augenblick stand Shane da und

schüttelte den Kopf. Er konnte kaum glauben, was er gerade erlebt hatte. Dann schaute er auf die Uhr. Noch hatte er genügend Zeit, den Film zum Sender zu bringen, das Video zu bearbeiten und es in den Elf-Uhr-Nachrichten zu senden.

Fünfzehn Minuten später bog er in die Broad Street ein und hielt am Bordstein. Vor Aufregung klopfte ihm das Herz bis zum Hals. Er nahm das Handy des Jungen, machte sich rasch damit vertraut und klickte durch das Menü, bis er den Film geöffnet hatte. In der Beengtheit des Wagens war der winzige Lautsprecher des Handys zu laut, und Shane drehte die Lautstärke herunter.

Er schaute sich den Film an. Er war hervorragend. Nein, einmalig. Was für

einen Schatz er in der Hand hielt! Er hatte einen weißen Detective des Philadelphia Police Departments, der einen unbewaffneten Schwarzen mit einer Waffe bedrohte. Er bedrohte ihn nicht nur, er drückte die Mündung auf die Stirn des Mannes. Es war nicht so spektakulär wie damals im Fall Rodney King, den weiße Polizisten auf brutale Weise krankenhausreif geschlagen hatten, aber es kam dem verdammt nahe. Und er, Shane, hatte das Video für läppische hundert Dollar bekommen.

Shane fädelte sich in den Verkehr ein und überlegte, wann er sich mit seinen Filmberichten bei CNN bewerben sollte.

Byrne saß im Untergeschoss des Finnigan's Wake im Quiet Man Pub an der Theke, das seinen Namen dem Film von John Ford mit John Wayne und Maureen O'Hara in den Hauptrollen verdankte.

Er wäre gerne zufrieden gewesen mit dem, was er getan hatte, war es aber nicht. Er hatte die Beherrschung verloren. Es war kein Geheimnis, dass er ein aufbrausendes Temperament besaß, deshalb durfte er niemals zulassen, dass Wut sein Handeln bestimmte. Schon den ganzen Tag hatte er gespürt, dass er immer zorniger

wurde. Als er die Angst in Gabriels Stimme gehört hatte, war ihm der Kragen geplatzt.

Das hast du wirklich gut gemacht, Kevin. Super.

Margaret, eine der besten Barkeeperinnen Philadelphias, entdeckte Byrne. Sie sah sofort, dass er mieser Laune war. Er hatte seinen Mantel noch nicht ausgezogen, da stand schon ein Glas vor ihm.

Als Byrne das Glas halb geleert hatte, dachte er an das, was in dem heruntergekommenen Hausflur wirklich passiert war. Er erinnerte sich an die wahre Botschaft, die er während der Auseinandersetzung mit DeRon Wilson erhalten hatte, das Gefühl ...

... von kalten Steinmauern, die Miene des Jungen in dem roten Mantel, als er schweigend den Blick hebt, die bevorstehende Konfrontation ...

Byrne trank sein Glas leer. Ehe er sich den nächsten Drink bestellt hatte, fiel neben ihm ein Schatten auf die Theke.

»Verrückte Zeiten, hm?«, sagte eine Frauenstimme.

Byrne drehte sich um. Die Frau war Anfang dreißig, dunkelhaarig und hübsch. Sie trug einen schwarzen Rollkragenpullover, enge Jeans und eine dünne Silberkette um den Hals. Byrne hatte das unbestimmte Gefühl, die Frau zu kennen, wusste aber nicht woher.

»Ich würde eher sagen, interessante Zeiten«, erwiderte er.

Die Frau lächelte. Byrne erkannte, dass sie etwas älter war, als er ursprünglich angenommen hatte. Vermutlich war sie Mitte oder Ende dreißig.

»Als wir uns neulich begegnet sind, war die Zeit zu knapp, um sich richtig kennenzulernen«, sagte sie. »Ich bin Faith.«

Neulich? Wie konnte es sein, dass er sich nicht an diese Frau erinnerte?

Dann aber fiel es ihm ein. F.

CHRISTIAN. Natürlich. Die Sanitäterin, die mit ihrem Kollegen zur St. Adelaide Church gekommen war. An dem Tag hatte sie ihr Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden und sich nicht geschminkt. Außerdem hatte

sie eine Brille und einen großen Parka getragen. Byrne hatte sie kaum zur Kenntnis genommen, was in einer solchen Situation nicht ungewöhnlich war.

»Kevin Byrne.«

»Ich weiß«, sagte sie. Sie gaben sich die Hand. »Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

»Gerne.« Byrne legte seinen Mantel auf den Hocker links neben ihm, und Faith setzte sich. Byrne betrachtete ihr Profil. Sie war sehr attraktiv. An dem Ringfinger ihrer rechten Hand steckte ein Ring in Form eines Kreuzes.

»Was trinken Sie?«, fragte Byrne.

Sie dachte kurz nach. »Ich glaube, heute nehme ich einen Old Fashioned.«

Byrne bestellte den Drink bei Margaret, die ein paar Schritte von ihnen entfernt ein Guinness zapfte.

»Ich habe noch nie gehört, dass eine Frau sich einen Old Fashioned bestellt«, sagte Byrne. »Joan Crawford vielleicht.«

Faith lächelte. »Ich weiß, es ist seltsam. Ich bin da nicht so festgelegt. Ich trinke auch eher selten Alkohol.«

»Dann sind Sie nicht aus Philadelphia, nehme ich an.«

»Nein. Ursprünglich nicht.«

»Die Leute hier in der Stadt kippen gerne mal einen.«

»Spricht das jetzt für Philadelphia oder nicht?«

Byrne lachte. »Das ist die Frage.«

»Jedenfalls brauche ich heute einen starken Drink.«

»Der Job?«

»Ja. Der Job. Man meint immer, man gewöhnt sich dran, aber so ist es nicht.«

»Wie lange arbeiten Sie schon als Sanitäterin?«, fragte Byrne.

»Seit ungefähr acht Jahren«, erwiderte Faith. Margaret brachte ihr den Old Fashioned. Faith trank einen Schluck und nickte. Der Cocktail schien ihr zu schmecken. »Ich kann gar nicht glauben, dass ich den Job schon so lange mache.«

»Wollten Sie immer schon Sanitäterin werden?«

Sie rührte mit dem Cocktailstäbchen im Glas. »Eigentlich nicht. Ich wollte Krankenpflegerin werden und denke

immer noch darüber nach. Na ja, Sie wissen ja, wie das ist. Man richtet sich in seinem Leben ein, nimmt Hypotheken auf, zahlt seine Autokredite ab, und die Träume verflüchtigen sich.«

Byrne warf einen Blick zur Tür. Er hatte das plötzliche Gefühl, als beobachtete sie jemand, aber es war niemand zu sehen.

»Und Sie?«, fragte Faith. »Wollten Sie immer zur Polizei?«

»Ja. Ich wollte nie etwas anderes.«

In den nächsten zwanzig Minuten sprachen sie über die Stadt, ihre Jobs und ihre Interessen. Margaret brachte weitere Drinks.

»Haben Sie Kinder?«, fragte Faith irgendwann.

Byrne nickte. »Eine Tochter. Colleen. Sie studiert. Kaum zu glauben.«

»Wie meinen Sie das?«

»Mir kommt es so vor, als hätte ich noch vor zwei Monaten einen Roller zu ihrem dritten Geburtstag zusammengebaut.«

Faith lächelte. »Die Zeit rennt, wie man so sagt.«

»Und Sie?«, fragte Byrne »Haben Sie Kinder?«

Faith schien zu zögern, ehe sie antwortete, aber vielleicht bildete Byrne es sich auch nur ein. »Ja«, sagte sie schließlich. »Ich habe einen Sohn.«

Byrne betrachtete sie einen Moment. Als sie nichts hinzufügte, hatte er das Gefühl, dass es sie verlegen machte.

»Das ist doch kein Grund zur Traurigkeit. Oder hat Ihr Sohn Ärger im Kindergarten?«, versuchte er sie aufzumuntern.

Faith lachte und drohte ihm mit dem Finger. »Aus dem Alter ist er längst raus, und das wissen Sie genau.« Sie schlug Byrne freundschaftlich auf die Schulter. Er staunte. Diese Frau war kräftiger, als sie aussah, aber das war kein Wunder. In ihrem Job musste Sie oft schwere Lasten heben. »Ich wünschte, er wäre noch im Kindergarten.«

Sie tranken beide einen Schluck. Mit einem Mal hatte Byrne erneut das seltsame Gefühl, beobachtet zu werden, diesmal noch viel intensiver als zuvor. Er nahm sein Handy aus der Tasche.

»Entschuldigen Sie mich bitte kurz«, sagte er.

»Kein Problem.«

Byrne schickte Mickey, dem Wirt, eine SMS. Mickey würde zwei der Rausschmeißer, die die Türen im Finnigan's Wake bewachten, überprüfen lassen, ob in der Nähe jemand herumlungerte.

Eine Minute später schrieb Mickey ihm zurück: NIEMAND ZU SEHEN, KEINE BANGE.

Du wirst langsam paranoid, Kevin, sagte sich Byrne.

»Alles in Ordnung?«, fragte Faith, als er wieder zu ihr kam.

Byrne steckte das Handy ein. »Alles bestens.«

»Sie sind ein guter Lügner. Das gefällt mir bei Männern.«

Byrne lächelte, trank sein Glas leer und sagte ohne nachzudenken: »Wenn eine Frau so redet, kriegt sie mich nie ins Bett. Oh, Mist. Das ist mir jetzt so rausgerutscht. Tut mir leid.«

Faith lächelte und legte eine Hand auf sein Bein. »Mir nicht. Mir hat's gefallen.«

»Ach ja? Was macht Sie so sicher?«

Sie beugte sich zu Byrne hinüber und küsste ihn auf den Mund. »Ich hatte schon schwierigere Fälle.«

»Wirklich?«

Sie wechselten einen Blick, und auf diese Sekunde kam es an. Entweder sprang der Funke über oder nicht.

Er sprang über.

Byrne stand auf und legte zwei Zwanziger auf die Theke. Margaret, die am anderen Ende des Tresens stand, klopfte zweimal auf die Theke und lächelte.

Als Byrne und Faith die Green Street hinunter zu ihren Wagen gingen, hatte Byrne wieder das seltsame Gefühl, dass sie beobachtet wurden. Er war sich ganz sicher, wusste aber nicht warum.



»Mir gefällt deine Wohnung.«

»Ich bin froh, dass du deine Brille nicht trägst.«

Im sanften Kerzenlicht sah Faith wunderschön aus. Beim ersten Mal waren sie förmlich übereinander hergefallen. Sie hatten sich die Sachen vom Körper gerissen und es kaum bis zum Bett geschafft. Beim zweiten Mal ließen sie sich mehr Zeit und gingen zärtlicher miteinander um, als würden sie einander schon seit Jahren kennen.

Byrne zeigte auf die Kerze. »Bringst du immer deine eigenen Kerzen mit?«

Als sie bei Byrne angekommen waren, hatte Faith eine große, duftende Stumpenkerze aus der Tasche genommen, sie auf den Nachttisch gestellt und angezündet.

»Ich interessiere mich für Aromatherapie. Das ist Muskat-Salbei

mit Nektarine. Gefällt dir der Duft?«

»Ja.«

Faith drehte sich im Bett um, schlang die Bettdecke um ihren Körper und legte den Kopf auf seine Brust. Byrne überlegte, wann er das letzte Mal in dieser Position im Bett gelegen hatte. Es war eine ganze Weile her.

»Weißt du, unsere Jobs unterscheiden sich gar nicht so sehr«, sagte Faith. »Ich meine, wir sehen beide eine Menge schlimme Dinge. Geht es dir manchmal an die Nieren?«

»Ich weiß nicht genau, was du meinst.«

»Hast du manchmal den Wunsch, alles hinzuschmeißen und zu sagen, jetzt reicht es mir?«

Byrne kannte keinen Detective, der nach fünfundzwanzig Jahren nicht daran dachte, in den Ruhestand zu treten, und das mitunter sogar jeden Tag. »Ich mache den Job schon eine ganze Weile. Länger als die meisten anderen, jedenfalls in der Mordkommission. Ich habe gelernt, die Dinge nicht zu nahe an mich herankommen zu lassen.«

»Immer?«

Es hatte keinen Zweck zu lügen und sich als Macho-Cop aufzuspielen.

»Nein, nicht immer. In all den Jahren hat es ein paar Fälle gegeben, die mich nicht mehr losgelassen haben. Ja, manchmal nimmt es mich schon ziemlich mit.«

»Ungelöste Fälle?«

»Ungelöste Fälle. Ab und zu suche ich

die Akte heraus und füge ein paar Notizen hinzu. Ich schaue mir alle Ermittlungsergebnisse an und überprüfe die Zeugenaussagen in der Hoffnung, dass mir etwas auffällt, was ich vorher nicht gesehen habe.« Byrne hätte ihr gerne mehr erzählt, viel mehr, auch, dass er mitunter ein Beweisstück in die Hand nahm und ein intuitives Gefühl für den Mörder bekam, sein berühmter sechster Sinn. Doch sie kannten sich kaum. Er wollte ihr keinen Schreck einjagen.

»Ob es das wirklich gibt?«, fragte Faith.

»Was?«

»Das Böse.«

»Das ist eine schwierige Frage.

Würdest du mich fragen, ob ich glaube,

dass jemand als schlechter Mensch geboren werden kann, würde ich sagen, ja. Ich war nicht immer dieser Meinung, aber jetzt schon.«

Sie schwiegen einen Augenblick. Byrne fielen allmählich die Augen zu. In der letzten Woche hatte er pro Nacht kaum mehr als vier Stunden geschlafen. Heute hatte er außerdem ein paar Whiskeys getrunken, deshalb brauchte er sich nicht zu wundern, dass er müde war. Als er beinahe eingenickt wäre, riss er die Augen auf und schaute auf die Uhr. Noch nicht einmal elf. Und er hatte gedacht, es wäre schon früh am Morgen.

Er tastete über das Laken neben sich und stellte fest, dass Faith verschwunden war.

Wie konnte das sein?

Byrne hob den Blick und sah sie am Fußende des Bettes stehen. Voller Entsetzen schrie er auf. Faith trug einen roten Mantel. Neben ihr stand ein großer junger Mann mit einer spitzen Kapuze auf dem Kopf. Es war der Mann auf dem Film der Überwachungskamera gegenüber von der St. Adelaide Church.

Byrne versuchte aufzustehen, doch seine Arme und Beine waren an die Bettpfosten gefesselt.

»Sie hatten recht, Detective«, sagte Faith. »Fleisch ist Sünde ...«



Schweißgebadet schreckte Byrne aus dem Schlaf hoch. Sein Herz klopfte laut.

Faith war tatsächlich verschwunden. Auf dem Kissen lag ein Zettel. Byrne schaltete das Licht ein und las ihn. Da stand, dass ihre Schicht von Mitternacht bis acht Uhr morgens ging. Sie hatte ihre Telefonnummer hinterlassen.

Byrne zog eine Jeans an und ging in die Küche. Er versuchte den Albtraum abzuschütteln, der ihn aus dem Schlaf gerissen hatte. Immer noch ein wenig benommen, schaltete er den Fernseher ein und holte sich einen Whiskey. Er trank das Glas aus und kippte gleich den Rest aus der Flasche hinterher. Dabei schaute er auf den Bildschirm. Es lief eine Zusammenfassung der Nachrichten

des Tages. Die Top-Meldung mit der aufschlussreichen Bildunterschrift VIDEO EINES COPS AUS PHILADELPHIA MACHT DIE RUNDE fesselte seine Aufmerksamkeit.

Es lief eines der grobkörnigen, mit einem Handy aufgenommenen Videos, die heutzutage immer häufiger gezeigt wurden.

Byrne erstarrte.

Auf dem Video war zu sehen, wie er DeRon Wilson in die Mangel nahm.

Verdammt.

Byrne schaltete hastig den Fernseher aus, ging zum Kühlschrank und riss ihn auf. Das Gefühl des Grauens, das er verspürte, seit er die St. Adelaide Church betreten hatte, wurde stärker.

Er riss eine Bierdose auf und trank sie gierig aus. Dann setzte er sich an den kleinen Esstisch, schaltete das Handy ein und blickte auf das Display.

Neununddreißig neue Nachrichten. Er machte das Handy aus, ging ins Schlafzimmer zurück, strich das Laken und die Bettdecke glatt und fragte sich, ob es ihm gelingen würde, heute Nacht noch einmal einzuschlafen. Er hatte seine Zweifel.

Im Zimmer roch es nach Sex, nach Faith Christian, Salbei und Nektarine. Byrne setzte sich auf den Bettrand, nahm die Kerze in die Hand und pustete sie aus.

Ich komme bald zu dir und stoße deinen Kerzenleuchter weg.

Er hörte diese Worte laut in seinem Kopf.



Vor der St. Damian Church standen keine Streifenwagen mehr, und das gelbe Flatterband war entfernt worden. Die Spurensuche am Tatort war abgeschlossen. Das Fenster, das der Killer eingeschlagen hatte, um sich Zutritt zu verschaffen, war mit Sperrholz vernagelt.

Byrne hatte damit gerechnet und deshalb ein großes Stemmeisen mitgebracht. Das Sperrholz ließ sich problemlos entfernen. Sekunden später

stand er in der Kirche.

Ebenso wie in der St. Adelaide Church waren sämtliche Oberflächen mit dem schwarzen Puder bedeckt, mit dem Fingerabdrücke sichtbar gemacht wurden, wodurch das Kircheninnere trotz der nächtlichen Stunde noch düsterer wirkte. Die Dunkelheit schien das Licht von Byrnes Taschenlampe zu verschlucken.

Ich komme bald zu dir und stoße deinen Kerzenleuchter weg.

Byrne ging zum Bereich auf der rechten Seite, wo einst der Altar gestanden hatte und der dafür vorgesehen war, Votivkerzen anzuzünden. Der dreistöckige Tisch stand noch dort, aber die Kerzenhalter

aus Glas lagen darunter, in Kartons verpackt.

Byrne zog die Kerzenhalter hervor. Sie sahen wie kleine Gläser aus. Die meisten waren zerbrochen, und in mehrere waren Kreuze eingraviert. Die Kriminaltechniker hatten einige der größeren Scherben auf Fingerabdrücke untersucht, sie aber nicht eingetütet.

Nachdem Byrne einen Handschuh übergestreift hatte, stellte er die Kerzenhalter nebeneinander auf den alten Eichentisch. Sie waren identisch. Auf einigen klebte noch Wachs. Sogar im Licht der Taschenlampe erkannte Byrne mit bloßem Auge Dutzende von Fingerabdrücken. Die Oberfläche von Glas – insbesondere, wenn Wachsreste

darauf klebten – war perfekt dazu geschaffen, deutliche Fingerabdrücke zu hinterlassen.

Es waren etwa drei Dutzend Kerzenhalter. Byrne schaute sie sich genau an. Dabei entdeckte er etwas, was ihm vorher nicht aufgefallen war. Einer der Kerzenhalter war nicht rot, sondern bernsteinfarben. Byrne nahm ihn in die Hand. Das Kreuz vorne auf dem Glas unterschied sich von den anderen.

Byrne drehte den Kerzenhalter um. Auf dem Boden war eine kleine Metallplatte, auf der stand:

EIGENTUM DER ST. REGINA CHURCH



Es hörte sich an, als hätte er Jessica geweckt. Kein Wunder, es war halb zwei morgens.

»Tut mir leid, wenn ich dich geweckt habe, Jess, aber es ist wichtig.«

»Was ist denn los?«, drang Jessicas verschlafene Stimme aus dem Hörer.

»Hast du schon mal von der St. Regina Church gehört?«

»St. Regina?« Byrne hörte das Rascheln der Bettdecke und das Klicken, als Jessica die Lampe einschaltete.

»Glaubst du etwa, ich kenne jede Kirche in Philadelphia? Warte mal einen Moment.« Es dauerte eine Weile, bis Jessica wieder ans Telefon kam. »Ich

habe sie gefunden. Sie ist in
Rhawnhurst.«

»Gib die Adresse über Funk durch«,
bat Byrne sie. »Ich will, dass die ganze
Kompanie anrückt.«

Auf eine Antwort wartete er nicht.

Rhawnhurst war eine Wohngegend im Nordosten von Philadelphia.

Die kleine St. Regina Church stand ein Stück von der Straße entfernt. Die Kette zwischen den beiden Pfosten, die die Zufahrt zum Parkplatz auf der Nordseite des Kirchengebäudes versperrte, war mit einem Bolzenschneider durchgeschnitten worden, um den Ermittlern die Durchfahrt zu ermöglichen. Auf dem Weg dorthin erfuhr Jessica, dass die St. Regina Church erst vor zwei Jahren geschlossen worden war.

Vor der Kirche stand ein verrosteter

Laternenpfahl, den der Mörder erneut mit einem X markiert hatte.

Trotz der nächtlichen Stunde versammelten sich ein paar Neugierige auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Nachrichten über die skurrilen, grausamen Morde, die in Kirchen verübt wurden, sorgten für immer größere Schlagzeilen. Da nun drei Streifenwagen und vier Zivilfahrzeuge der Mordkommission an der kleinen Kirche parkten, verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer.

Auch das Aufnahmeteam eines Fernsehsenders war vor Ort.



Als Jessica eintraf, einen Kaffee in der Hand, standen Byrne und Maria Caruso gegenüber von der Kirche und sprachen miteinander. Maria sah blass und erschöpft aus. Kein Wunder um diese unchristliche Zeit. Maria würde die Leitung der Ermittlungen übernehmen.

»Hallo«, sagte Jessica.

»Tut mir leid, dass ich dich aus dem Bett geworfen habe«, erwiderte Byrne.

»Schon okay.« Jessicas Begeisterung hielt sich in Grenzen. Sie zeigte auf die Aktivitäten ringsum. »Ich nehme an, wir haben ein weiteres Opfer.«

»Ja«, sagte Maria. »Leider.«

»Im Keller?«

Maria nickte. »Ein Weißer um die sechzig.«

»Wurde der Rechtsmediziner informiert?«

»Ist schon unterwegs.«

Jessica schaute auf die Kirchenfassade. Es war eine alte Pfarrkirche, in der vielleicht zweihundert Gläubige Platz fanden.

»Wie sind sie in die Kirche gelangt?«

»Es gibt einen Hintereingang zum Pfarrhaus. Das Fenster wurde eingeschlagen.«

»Blutspuren?«

Maria schüttelte müde den Kopf. Es war erst ihr dritter oder vierter Fall als leitende Ermittlerin in einem Mord; außerdem zog dieser Fall in besonderem Maße die Aufmerksamkeit der Medien und der Öffentlichkeit auf sich. Jessica

fragte sich, ob Maria sich bewähren würde. Sie erinnerte sich an ihre eigenen Erfahrungen als leitende Ermittlerin in der Anfangszeit. Man arbeitete mit gestandenen Detectives zusammen und musste ihnen sagen, was sie zu tun hatten. Keine einfache Sache. Hinzu kamen eine ganze Reihe anderer Profis – Kriminaltechniker, Sanitäter, Laboranten –, die oft älter waren als man selbst, und die mehr Erfahrungen hatten. Ständig stellte man die eigene Einschätzung der Lage infrage und überlegte, ob man die falsche Entscheidung getroffen hatte.

»Ist das unser Täter?«, fragte Jessica.

»Ja«, sagte Maria.

»Hält das Opfer ein Messbuch in der Hand?«, fragte Byrne.

Maria schluckte. »Ja.«

Der Rechtsmediziner traf mit seinem Fotografen ein. Er und Maria unterschrieben das Tatortprotokoll und verschwanden in der Kirche.

Eine Viertelstunde später kamen sie wieder heraus. Der Rechtsmediziner unterhielt sich mit Maria, die sich Notizen machte. Dann kam sie über die Straße zu Jessica und Byrne.

»Seid ihr bereit?«, fragte sie.

Niemand war bereit.

Niemand wollte es sein.

Sie durchquerten das einstöckige Pfarrhaus neben der Kirche. Das Ziegelsteingebäude war makellos sauber bis auf den Staub vieler Jahre und den Ruß, der von dem unablässigen Verkehr

herrührte. Die zahllosen Fußabdrücke im Staub stammten von den Ermittlern.

Jessica schaute auf den Boden, doch die Kriminaltechniker hatten nirgendwo Spuren irgendwelcher Art gekennzeichnet. Keine Blutspritzer, keine Patronenhülsen.

Die Detectives betraten die Kirche. In einem kleinen Vorraum auf der linken Seite befand sich eine Tür, die zur Treppe in den Keller führte.

Der Keller, dachte Jessica zum dritten Mal innerhalb weniger Wochen.

An den Keller gewöhnte man sich nie.



Dank der beiden Scheinwerfer, die die Kriminaltechniker aufgestellt hatten, war der Keller diesmal hell erleuchtet. Das Licht war aber auch das einzig Angenehme an diesem tristen Ort, der seit vielen Jahren vernachlässigt worden war. Auf den Betonmauern schimmerte Feuchtigkeit, an einigen Stellen hatte sich sogar Eis gebildet.

»Das Opfer liegt in dem kleinen Raum rechter Hand, gleich neben dem Heizungskeller, wo der Ölofen steht«, sagte Maria.

»Okay.« Jessica atmete tief ein und betrat den Raum als Erste.

Gar nichts war okay.

»Mein Gott«, stieß sie hervor. Ihr Magen verkrampfte sich.

Das Opfer, ein Mann Ende sechzig oder Anfang siebzig, saß auf dem Boden mit dem Rücken an der Wand. Er war nackt. Neben ihm lag ein Stapel ordentlich gefalteter Kleidung. Daneben standen Laufschuhe mit den Socken darin. Neben den Schuhen sah Jessica eine Brille mit Metallfassung.

Auf dem Boden rings um den Mann lagen in einem Halbkreis kleine weiße Steine.

Das Opfer wies keine offenen Wunden und keine Spuren körperlicher Gewalt auf. Nur aus dem linken Mundwinkel seines leicht geöffneten Mundes waren ein paar Tropfen Blut gesickert. Eine Besonderheit fiel Jessica sofort auf – eine Sache, die sie im ersten Augenblick

nicht verstand: Die Kehle des Mannes war unnatürlich stark gewölbt.

Jessica und Byrne sahen sich kurz in dem Untergeschoss um, das aus drei Räumen bestand, einem großen und zwei kleinen. In einem der kleinen Räume stand ein Ölofen. In dem anderen lag ein Stapel vermoderter Priestergewänder. In einer Ecke standen zwei kleine alte Weidenkörbe, die einst benutzt worden waren, um während der Messe die Kollekte einzusammeln. Mäuse und Ratten hatten die Ränder der Körbe abgenagt und als Nistmaterial benutzt.

Der Rechtsmediziner stand in der Nähe. Maria fragte ihn, ob er eine Zange habe. Der Mann ging zum Wagen und kam mit einer Werkzeugtasche zurück.

Während Byrne einen der Scheinwerfer näher an den Leichnam heranrückte und das Licht auf das Gesicht des Mannes richtete, streifte Maria Latexhandschuhe über und kniete sich auf den Boden. Vorsichtig tastete sie den Bereich rund um den Kiefer des Toten ab. Er schien unnatürlich hart zu sein, obwohl die Leichenstarre noch nicht eingesetzt hatte.

Maria versuchte, mit zwei Fingern den Mund des Toten zu öffnen, was ihr erstaunlicherweise mühelos gelang. Leider war es sogar im Licht der grellen Halogenscheinwerfer schwierig, dem Mann in den Rachen zu schauen. Maria richtete den Strahl ihrer Taschenlampe in den Mund des Toten, nahm die Zange

und zog vorsichtig etwas heraus. Es handelte sich um einen ovalen weißen Stein, ungefähr sieben Zentimeter lang und mit Speichel und Blut überzogen. Als Maria ihn ins Licht hielt, sahen alle, dass auf dem Stein etwas geschrieben stand. Trotz der verschmierten Oberfläche erkannte Jessica sofort, dass es kein Englisch war.

Nachdem Maria den Stein in eine Beweismitteltüte gelegt hatte, blickte sie noch einmal in den Mund des Toten. Sie entdeckte zwei weitere Steine gleicher Größe.

Jessica wurde übel, als ihr bewusst wurde, woran dieser Mann gestorben war. Er hatte – mit Sicherheit unter Zwang – so viele Steine geschluckt, bis

er erstickt war. Die Steine ähnelten denen, die rings um das Opfer in einem Halbkreis auf dem Boden lagen.

Maria reichte einem Kriminaltechniker die Beweismitteltüte. »Sobald Sie die Spuren gesichert haben, leiten Sie das hier bitte sofort an die Dokumentenabteilung weiter, zusammen mit dem Messbuch, das der Tote in den Händen gehalten hat.«

Hell Rohmer musste sich das alles so schnell wie möglich ansehen. Wenn es um die Analyse von Dokumenten oder Texten ging, war keiner besser als er.

»Ich möchte wissen, was auf dem Stein steht und welche Sprache das ist«, sagte Maria.

»Ja, Ma'am.«

»Am besten schon gestern.«

»Geht klar.«

*Für die Gerechten oder die Gottlosen
gibt es keine Ruhe.*

Wie könnte das auch sein?

*Als der Teufel versuchte, seinen
Thron hoch über den Wolken
aufzustellen, wurde er aus dem Himmel
verjagt und fand einen gastlicheren
Ort, an dem er sein Unwesen treiben
konnte. An jenem Tag wurde das Ende
vorhergesagt.*

*Sie stehen an der Ecke, zwei
Personen in der Menge, und
beobachten alles. Die dritte Kirche ist
nun geschrieben. Pergamon.*

»Weißt du, was sein Name auf

Lateinisch bedeutet?«, fragt sie. Es ist ein altes Spiel, aber sie spielen es noch immer gern.

»Ja. ›Träger des Lichts‹.«

»Sehr gut.«

Ein eisiger Wind weht durch die Menge an der Ecke. Die Menschen treten von einem Fuß auf den anderen und reiben sich die Hände. Sie frieren, wollen aber nicht gehen oder wegschauen. Stattdessen bleiben sie stehen und beobachten wie erstarrt das rege Treiben. Es kommt nicht oft vor, dass das Böse in einem geistlichen Gewand in ihr Leben tritt.

Während sie den Blick über die Menschen schweifen lässt, denkt sie daran, welchen Weg sie ersonnen

haben, und wie es vor langer Zeit begonnen hatte, und wie dunkel die Nächte waren. Beelzebub, Belial, Satan, die alte Schlange. Alle diese Namen sind falsch. Es gibt nur einen richtigen Namen, und dieser Name ist Mensch.

»Glaubst du, das Licht hat sie erreicht?«, fragt sie.

»Ja, Mutter.«

»Glaubst du, sie werden folgen?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil es auf dem Stein steht.«

Sie strahlt vor Stolz. Ein weiterer Wagen trifft ein. Vermutlich noch ein Ermittlungsbeamter. Über ihnen am frühen Morgenhimmel bricht das Licht

*durch die grauen Wolken, ein Licht so
silbern wie die Venus. Einige nennen
sie den Morgenstern, andere den
Tagesstern. Wieder andere bezeichnen
sie mit ihrem alten Namen, der sich aus
dem lateinischen lucem ferre ableitet.
Luzifer.*

Jessica, Byrne und Maria Caruso standen an der Ecke vor der Kirche. Trotz der frühen Stunde hatte sich auf der anderen Straßenseite bereits eine Menschenmenge gebildet. Jessica hatte Byrne gebeten, ihr von dem Streit mit Wilson am Abend zuvor zu erzählen, der dafür gesorgt hatte, dass Byrne in den Nachrichten gelandet war. Byrne versprach, ihr alles zu erzählen, und fügte hinzu, er sei zum Captain zitiert worden. Das Gespräch könne unterschiedliche Konsequenzen nach sich ziehen: gar keine, eine Suspendierung oder sogar einen

Rausschmiss.

Als Maria Caruso ihren Kollegen Anweisungen für die Befragung in der Nachbarschaft gab, löste sich ein junger Mann aus der Menge und näherte sich ihnen. Jessica vermutete, dass er mit ihnen sprechen wollte. Er kam ihr bekannt vor, doch im ersten Moment konnte sie ihn nicht einordnen.

Dann fiel es ihr ein. Es war Michael Raphael, der Pressesprecher der Erzdiözese. Heute trug er statt Soutane und Priesterkragen einen dicken Parka und eine Wollmütze.

»Mr. Raphael«, sagte Jessica. »Wie kommen Sie denn hierher?«

Michael Raphael zeigte auf die Fernsehkameras auf der anderen

Straßenseite. »Ich habe es in den Frühnachrichten gesehen. Es ist schrecklich.«

Jessica stellte Maria Caruso den Pressesprecher der Erzdiözese vor. Sie reichten sich die Hand.

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«, fragte Raphael.

Jessicas Blick wanderte von Byrne zu Maria und zurück zum Priester. »Im Augenblick nicht. Aber danke für das Angebot.«

Raphael nickte und dachte kurz nach. Offenbar hatte er noch etwas auf dem Herzen. »Ich habe noch einmal über Ihren Besuch bei mir nachgedacht. Darf ich offen sein?«

»Natürlich«, sagte Jessica, die das

Gefühl hatte, dass die Frage an sie gerichtet war.

»Detective Byrne hat mich gefragt, ob eine offizielle Zeremonie stattfindet, wenn eine Kirche geschlossen wird.«

»Sie meinen die Profanierung?«, sagte Byrne.

»Ja. Ich habe ein bisschen recherchiert.«

»Und was haben Sie herausgefunden?«

»Leider nichts Offizielles, sofern es die Katholiken betrifft. Was mit dem geweihten Grund und Boden geschieht, kann die Kirche nur in der Zeit des Verkaufs kontrollieren, fürchte ich. Die Kirche hat keinen Einfluss darauf, wie die späteren Besitzer die ehemalige

Kirche nutzen.«

»Es gibt also keine Zeremonie?«

»Ich habe nichts gefunden«, sagte Raphael. »Ich bin allerdings auf ein paar Fälle gestoßen, in denen Kirchen – zumindest geweihte Gegenstände innerhalb der Kirchen, zum Beispiel Skulpturen oder Altäre – zerstört wurden, damit sie nicht entweiht werden.« Er zog ein Blatt aus der Tasche. »Das hier könnte Ihnen helfen, die Dinge zu verstehen.« Er reichte Jessica das Blatt. »Hier steht, was das Kirchenrecht über geweihte Orte sagt.«

Jessica faltete das Blatt auseinander und las laut vor, damit die anderen mithören konnten: »Geweihete Orte verlieren ihre Weihung oder ihren

Segen, wenn sie in großen Teilen zerstört und einer weltlichen Nutzung zugeführt wurden, sei es durch einen Erlass des zuständigen Bischofs oder ohne einen solchen.«

»Dann könnte bei einer Kirche also durch Versäumnis eine Profanierung vorliegen«, sagte Byrne.

»Ja«, sagte Raphael. »Mehr oder weniger.«

Jessica hielt das Blatt hoch. »Können wir das behalten?«

»Selbstverständlich«, antwortete Raphael. Dann zeigte er auf die Kirche. »Dürfte ich ein kurzes Gebet sprechen?«

»Ja, sicher. Wir sind für alle Gebete dankbar.«

Jessica zog das Absperrband hoch.

Als Raphael sich verabschiedete und sich unter dem Band hindurchduckte, warf Jessica dem Streifenpolizisten, der die Kirchentür bewachte, einen Blick zu und gab ihm durch ein knappes Nicken zu verstehen, dass Raphael den Tatort betreten durfte.

Jessica las den Paragraphen noch einmal durch: »Auf Dauer einer weltlichen Nutzung zugeführt wird ...«

Daran bestand kein Zweifel, wenn man bedachte, was an den drei Tatorten in den Kirchen geschehen war.

»Detective?«

Jessica, Byrne und Maria hoben den Blick. Es war einer der Kriminaltechniker, der mit Maria Caruso sprechen wollte.

»Ich komme gleich wieder«, sagte sie zu Jessica und Byrne, ehe sie in die Kirche zurückkehrte.

»Ist gut«, sagte Jessica und schlenderte zusammen mit Byrne zum Wagen.

»*Sieben Kirchen.*« Byrne wiederholte die Worte des anonymen Anrufers, mit denen diese finstere Odyssee begonnen hatte. Es kam ihm beinahe so vor, als würden sie den Phantomkiller schon seit Monaten jagen.

»Ich möchte jetzt nicht darüber nachdenken, Kevin.«

Byrne strich über die kleine V-förmige Narbe über seinem rechten Auge – wie immer ein Zeichen, dass er angestrengt nachdachte. Das war das

Einziges, wodurch Byrne sich verriet.
Meistens war er undurchschaubar.

»Ich glaube, wir brauchen eine kleine spirituelle Führung«, sagte Byrne schließlich.

»Vielleicht kann Raphael uns helfen.«
Jessica schaute auf die Stufen, die zur Kirchentür der St. Regina führten, doch Raphael stand nicht mehr dort. Sie ließ den Blick über die Menge schweifen. Der Priester war verschwunden.

»Er ist weg. Soll ich ihn suchen?«

»Nein, ich spreche nicht über die Kirche«, sagte Byrne. Er zog die Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Beifahrertür des Taurus und hielt sie Jessica auf. »Ich spreche über etwas anderes.«

Die Villa Maria war ein großer Gebäudekomplex in einem Waldgebiet in Chester County. Früher war hier ein Pflegeheim des Countys für mittellose Patienten untergebracht. Ende der Achtzigerjahre hatte die Erzdiözese das Gebäude gekauft und instand gesetzt. Insgesamt lebten hier einundsechzig Priester im Ruhestand.

Aus der Ferne erinnerte das Gebäude an ein altes Wellnesshotel, wie man es in den Poconos oder den Catskills finden könnte. Nur die große Statue der Heiligen Jungfrau vor dem Haupteingang deutete auf eine andere Nutzung hin.



Als die beiden Detectives sich dem alten Mann im Rollstuhl näherten, fiel Jessica als Erstes auf, wie klein er war. Auf dem Weg zur Villa Maria hatte Byrne ihr Geschichten über diesen Mann erzählt und ihr anvertraut, dass der Pfarrer nicht nur den kleineren Kindern in der Gemeinde, sondern auch den großen Jungen Respekt, sogar Angst eingeflößt hatte.

»Nur einmal klingeln bei der ersten Kniebeuge, Mr. Byrne«, sagte der alte Mann im Rollstuhl.

Jessica und Byrne blieben wie angewurzelt stehen und wechselten einen Blick. Pfarrer Thomas Leone hatte sich

nicht umgedreht, und im Zimmer hingen keine Spiegel. An diesem sonnigen Wintertag konnte man auf den Fensterscheiben auch keine Reflexionen sehen. Außerdem hatte Byrne nicht angerufen, um sich mit Leone zu verabreden. Sie wurden nicht erwartet.

Konnte der alte Mann hellsehen?

»Woher wussten Sie, dass ich es bin?«, fragte Byrne.

Leone tupfte sich die Lippen ab und legte sich die Serviette auf den Schoß. Seine Fingergelenke waren von einer schweren Arthrose verformt. »Ich wünschte, ich könnte behaupten, dass mich in meinem Alter als Belohnung für mehr als sechzig Jahre im Dienste unseres Herrn die Macht der

Allwissenheit erfüllt.« Er hob seinen dünnen Arm und zeigte auf das Fenster. »Die Wahrheit ist, dass ich Sie gesehen habe, als Sie auf den Parkplatz gefahren sind.«

Byrne lachte, legte dem alten Mann eine Hand auf die Schulter, beugte sich hinunter und küsste ihn auf die Wange.

Jessica stellte sich auf die andere Seite. Byrne machte die beiden miteinander bekannt.

Als Jessica neben Leone stand, sah sie, dass nicht nur sein hohes Alter, sondern auch Krankheiten ihre Spuren hinterlassen hatten. Leone entfernte die Sauerstoffkanüle aus der Nase und legte den Schlauch über die Lehne des Rollstuhls.

»Sind Sie sicher, dass Sie das tun dürfen?«, fragte Byrne.

Leone zuckte mit den Schultern. »Was wollen die denn machen? Mir meine geschmorten Tomaten vorenthalten?«

Die beiden Männer unterhielten sich eine Weile über alte Zeiten.

»Wurde sie schon abgerissen?«, fragte Leone schließlich.

»Nein, noch nicht«, sagte Byrne. »In ein paar Tagen.«

Sie meinten die St. Gedeon Church, die massive Steinkirche in der Zweiten Straße, das Gotteshaus aus Byrnes Kindheit und Jugend.

Leone schaute auf das Grundstück, auf dem noch immer eine dünne Schneeschicht lag. »Ich habe ungefähr

fünfhundert Paare in der St. Gedeon Church getraut und ungefähr tausend Babys getauft«, sagte er an Jessica gewandt und zwinkerte ihr zu. »Meinen Sie, das kommt hin?«

Jessica rechnete nach. »Jedes Paar zwei Babys? Bei Italienern und Iren nicht«, sagte sie lächelnd. »Da werden Sie wohl ein paar vergessen haben.«

»Kann schon sein«, erwiderte Leone und lächelte ebenfalls. Dann blickte er Byrne an, ergriff dessen Hand. »Denken Sie noch an ihn, Kevin?«

Jessica schaute zuerst Byrne, dann den alten Mann fragend an. *An wen?*

»Ab und zu.«

Pfarrer Leones Gedanken schweiften in die Vergangenheit. »Erinnern Sie sich

noch, wie ich ihn gefunden habe?«, fragte er Byrne.

Jetzt wusste Jessica, worüber sie sprachen. Über den Jungen in dem roten Mantel.

»Ja. Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen.«

»Mir erscheint nichts mehr wie gestern.«

»Es war Montagmorgen«, sagte Byrne.
»Sie haben mich um Viertel nach sechs angerufen.«

Leone musterte ihn erstaunt. »War es so früh?«

»Ja.«

»Waren Sie wach?«

»Ich habe mich bemüht. Mein Dienst ging noch bis acht Uhr morgens, und ich

habe versucht, wach zu bleiben.«

»Sie waren nicht unten an der Platt Bridge, oder?«

Jessica lachte. Sie hatte nicht gewusst, dass dieser Ort so bekannt war. Früher fuhren die Polizisten, deren Schicht von Mitternacht bis acht Uhr früh ging, in der letzten Stunde ihres Dienstes auf den Platz unter der Platt Bridge, um ein bisschen zu schlafen. Jessicas Vater hatte ihr einmal erzählt, er sei eines Morgens unter der Platt Bridge in seinem Streifenwagen aufgewacht, und unter jedem Scheibenwischer habe ein totes Eichhörnchen geklemmt. Niemand konnte seinen Kollegen derbere Streiche spielen als Polizisten.

»Ich weiß, warum Sie hier sind«,

sagte Leone.

Byrne kniete sich auf den Boden. »Wir brauchen Ihre Hilfe, um das alles zu verstehen.«

Der alte Mann nickte. »Sagen Sie mir, wie ich Ihnen helfen kann.«

Byrne skizzierte in kurzen Worten, was passiert war.

»Diese Opfer wurden in geschlossenen Kirchen gefunden?«, fragte Leone.

»Ja.«

»Wo wurde die erste Leiche entdeckt?«

»In der St. Adelaide Church.«

»Ein grässlicher Ort. Mir gefiel die Kirche nie, auch nicht, als sie neu war.«

Jessica überlegte kurz, ob sie ihm

sagen sollte, dass die St. Adelaide Church 1853 erbaut worden war, entschied sich aber dagegen.

»Aber ich meinte eigentlich, wo genau in der Kirche die Leiche gefunden wurde, Mr. Byrne«, fügte Leone hinzu.

»Wo in der Kirche wurde der Leichnam entdeckt?«

»Im Keller.«

»Wo im Keller? Bezogen auf den Kirchenraum oben, meine ich. Genau unter dem Altar? Unter dem Eingangsbereich? Unter der Sakristei?«

Byrne warf Jessica einen Blick zu. Jessica schloss die Augen und rief sich die Sekunden in Erinnerung, als sie die Treppe hinuntergestiegen war. Einer der ersten Detectives am Tatort hatte immer

die Aufgabe, eine Bleistiftskizze des Tatorts anzufertigen. Es war eine einfache Skizze, aber sogar im Digitalzeitalter wurde – abgesehen von der Körperskizze – am häufigsten auf dieses Dokument Bezug genommen. Jessica hatte eine Skizze des Untergeschosses der St. Adelaide Church angefertigt. Sie steckte in ihrer Akte. Jessica zog sie heraus und zeigte sie Pfarrer Leone.

Der alte Mann betrachtete die Skizze einen Moment lang. Plötzlich strahlten seine müden Augen. »Dieses X ... Wurde da die Leiche gefunden?«

»Ja.«

Leone drehte die Skizze in alle Richtungen. »Wo ist Norden?«

Jessica ärgerte sich, dass sie es nicht auf der Skizze markiert hatte. Sie hatte die Himmelsrichtungen noch nie auf einer Tatort-Skizze eingezeichnet. Von nun an würde sie es tun. Sie drehte das Blatt herum und zeigte Pfarrer Leone, wo Norden war.

»Das ist unter der Sakristei«, sagte der alte Geistliche. »Und die Leiche in der St. Damian Church?«

Diese Skizze hatte Byrne angefertigt. Nun zog er sie aus seiner Tasche. Der alte Mann schaute sie sich an.

»Sie können immer noch nicht zeichnen, nicht wahr?«

Byrne errötete wie ein Schuljunge und zeigte auf das N am oberen Rand der Skizze. »Dafür zeichne ich wenigstens

den Norden ein.«

Er warf Jessica einen Blick zu, und sie streckte ihm die Zunge heraus.

»Ich war nur zweimal in der St. Damian Church«, sagte Leone mit Blick auf die Skizze. »Ja, das ist auch unter der Sakristei.« Er reichte Byrne das Blatt zurück. »Das war das Baby?«

»Ja.«

Leone bekreuzigte sich. »Die dritte Skizze brauche ich mir nicht anzusehen.«

Gut so, denn die hatten sie nicht. Das war Maria Carusos Fall.

»Schauen Sie ins Sakrarium«, sagte Leone.

Byrne nickte. Jessica schrieb sich das Wort auf. Sie hatte es mal gehört, wusste im Augenblick aber nicht genau, was ein

Sakrarium war. Sie musste sich informieren, auch wenn es letztendlich keine Bedeutung hatte und sich der Hinweis als Hirngespinnst eines alten Mannes entpuppte.

»Ich hasse den Gedanken, dass noch weitere Morde geschehen werden. Dennoch müssen wir darauf vorbereitet sein«, sagte Byrne. »Wenn es irgendeine Möglichkeit gibt, den nächsten Schritt des Mörders vorausszusehen, müssen wir alles tun, was in unserer Macht steht, um ihm zuvorzukommen.«

»Ich verstehe«, sagte Leone.

»An dem Tag, als wir die erste Leiche in der St. Adelaide entdeckt haben, erhielten wir einen Anruf«, fuhr Byrne fort. »Einen Anruf mit einer ziemlich

rätselhaften Botschaft.«

»Was hat der Anrufer denn gesagt?«

»»Ein Gott« und dann »sieben

Kirchen«.«

»Sieben Kirchen.«

»Fällt Ihnen etwas dazu ein?«, fragte

Byrne.

Der alte Mann dachte kurz nach. »Ja«, sagte er dann, zog die Decke weg und versuchte aufzustehen. Byrne half ihm.

»Ich kann Ihnen holen, was Sie brauchen«, bot er an.

Leone warf ihm einen strafenden Blick zu. Jessica sah das Feuer in den Augen des alten Mannes – einen Blick, den Byrne ihr beschrieben hatte.

»Noch bin ich nicht tot«, sagte Leone.

Byrne lächelte, stützte den alten Mann

aber trotzdem. Es dauerte einige Zeit, bis sie das Bücherregal erreicht hatten. In der unteren Hälfte standen größtenteils Unterhaltungsromane, deren bunte Buchrücken vom häufigen Gebrauch rissig und abgegriffen waren. Die oberen Regalbretter waren für Brettspiele und Puzzles reserviert. Auf der rechten Seite des Bücherregals standen ledergebundene Bücher. Eines davon zog Leone heraus und kehrte langsam zu seinem Rollstuhl zurück. Er setzte sich und legte sich wieder die Decke über die Beine.

»Sieben Kirchen«, sagte er. »Das ist aus der Offenbarung des Johannes.«

Obwohl Jessica nicht besonders bibelfest war, kannte sie einige der

bekanntesten Stellen. Das erste und zweite Buch Mose und einige der Psalmen. Über die Offenbarung des Johannes wusste sie am wenigsten, obwohl die Zahl 666 häufig in Filmen und Romanen auftauchte.

»Diese Stelle wird mit unterschiedlichen Namen bezeichnet. Die sieben Kirchen der Offenbarung, die sieben Kirchen der Apokalypse, die sieben Kirchen von Asien – all dies bezeichnet dasselbe.«

Leone blätterte langsam weiter und fuhr fort: »Als Jesus auf der Insel Patmos in Griechenland erschien, erteilte er Johannes den Auftrag, auf eine Schriftrolle zu schreiben, was er sah, und es an die sieben Kirchen zu

schicken.«

»Wurden bestimmte Kirchen genannt?«, fragte Byrne.

Leone hob den Blick. »Sie wollen wissen, ob die Person, die Sie suchen, die Kirchen nach ihren Namen aussucht?«

»Ja.«

»Das muss ich verneinen.« Leone blätterte weiter, dann legte er das rote Bändchen zwischen die Seiten. »Die Bedeutung ist nicht ganz eindeutig. Christus hat sich wahrscheinlich auf sieben Gemeinden bezogen und nicht unbedingt auf sieben Kirchengebäude.«

»Warum diese sieben?«

»Christus glaubte, diese Gemeinden hätten in gewisser Weise versagt.«

Leone blätterte wieder in dem Buch, bis er fand, was er suchte. Er legte einen Finger zwischen die Seiten. »Lassen Sie mir einen Tag Zeit, darüber nachzudenken. Mein Verstand ist nicht mehr so scharf wie früher.«

»Kein Problem«, sagte Byrne.

Der Blick des Pfarrers schweifte in die Ferne.

»Wurde sie schon abgerissen?«, fragte er noch einmal. Offenbar hatte er vergessen, dass er diese Frage bereits gestellt hatte.

Byrne hatte Jessica auf dem Weg zur Villa Maria erzählt, dass die St. Gedeon Church abgerissen werden sollte. Sie stand auf der Liste geschlossener Kirchen, die sie von der Erzdiözese

erhalten hatten. Jessica war noch nie in der St. Gedeon gewesen, aber schon oft daran vorbeigefahren. Es war ein beeindruckendes Bauwerk mit einer hohen Kirchturmspitze.

»Noch nicht, Pfarrer Leone«, sagte Byrne. »Sie soll in den nächsten Tagen abgerissen werden.«

»Ich möchte, dass Sie mir ein Stück davon bringen«, sagte Leone und schien mit einem Mal weit weg zu sein.

»Sicher.«

»Nichts Großes. Einen kleinen Stein.«

Byrne kniete sich auf den Boden und schaute dem alten Mann in die Augen.

»Wie können wir diesen Wahnsinn beenden?«

Der Pfarrer kehrte in die Gegenwart

zurück.

»Es wurden drei Morde verübt?«, fragte er.

»Ja. Drei, von denen wir wissen.«

Derzeit überprüften Ermittler aus verschiedenen Polizeibehörden in vier Countys systematisch alle geschlossenen Kirchen auf der Liste.

»Es wird noch vier Morde geben«, sagte Leone in einem so ruhigen Tonfall, dass Jessica ein kalter Schauer über den Rücken lief. Wollte der alte Pfarrer damit andeuten, dass sie nichts tun konnten, um die Mordserie zu stoppen?

»Diese Kirchen«, sagte Byrne.

»Können wir irgendwie herausfinden, welche der Mörder als Nächstes auswählt?«

»Ich weiß es nicht. Aber ich habe hier etwas, was interessant für Sie sein könnte. Vielleicht ist es von großer Bedeutung für Ihren Fall.«

»Und was ist das?«

Leone schlug das Buch auf, das auf seinem Schoß lag. »Es gab eine Kirche, eine der sieben, die geduldig wartete. Eine Gemeinde, die ausgeharrt hat, wenn Sie so wollen.«

»Ich verstehe nicht ...«

Leone drehte das Buch um, sodass Byrne und Jessica hineinschauen konnten. Auf einer Seite war ein großer Farbdruck der sieben Kirchen vor dem Hintergrund eines goldenen Himmels zu sehen. Pfarrer Leone zeigte auf die untere rechte Seite der Darstellung. »Die

sechste Kirche der Apokalypse heißt
Philadelphia.«

In den nächsten sechs Stunden wurde im Roundhouse eine Sondereinheit gebildet. Drei Morde waren verübt worden, drei bizarre Morde, wozu auch das Ertrinken eines Babys gehörte. Sie konnten die Augen nicht mehr vor der Tatsache verschließen, dass es eine Verbindung zwischen den einzelnen Morden gab.

Keiner der Detectives im Büro sprach darüber, dass gestern Abend in den Nachrichten über Byrne berichtet worden war. Sie wussten alle, dass der Captain mit Byrne sprechen wollte, und ließen ihn vorläufig in Ruhe. Jeder von ihnen hätte in eine solche Situation

geraten können. Der Videoclip war bereits wieder aus den Nachrichten verschwunden. Es bestand jedoch kein Zweifel, dass er in den nächsten Tagen wieder auftauchen würde, sobald sich ein neuer Zeuge meldete und ein Nachrichtensprecher den Vorfall wieder aufgriff.

Im Augenblick hatten sie alle Wichtigeres zu tun.



Obwohl die katholische Kirche in Philadelphia nicht mehr die Macht besaß, die sie einst gehabt hatte, stellte sie angesichts des hohen

Bevölkerungsanteils an Italienern und Iren noch immer eine gewaltige finanzielle und politische Kraft dar. Die Erzdiözese hatte mit Sicherheit Telefonate mit dem Bürgermeister und dem Bezirksstaatsanwalt geführt.

Die Mitglieder der Sondereinheit trafen im Büro zusammen. Neben Sergeant Dana Westbrook gehörten dazu Jessica, Byrne, Maria Caruso, Josh Bontrager, Bobby Tate und Dre Curtis. Tate und Curtis arbeiteten seit mehreren Jahren als Partner zusammen, seitdem sie in einer Serie von Raubmorden in West-Philadelphia ermittelt hatten. Beide trugen gerne modische Kleidung, wenn auch unterschiedlicher Stilrichtungen. Bobby Tate war ein Fan

von Valentino und Armani, während Dre Curtis klassische Outfits bevorzugte. In jeder Mordkommission gab es jemanden, der gerne Hüte trug, und Dre Curtis schien für jede Gelegenheit einen zu besitzen. Heute trug er einen grauen Filzhut.

Vor dem Meeting verständigten Jessica und Byrne sich darauf, die Informationen von Pfarrer Leone vorläufig zurückzuhalten. Zunächst waren es nur Spekulationen.



Sie hatten die drei Kirchen auf der großen Karte mit roten Pinnnadeln

markiert. Die Informationen, die sie von der Erzdiözese erhalten hatten, waren niederschmetternd. In den letzten fünfzig Jahren waren siebenundsechzig Kirchen geschlossen und sechs davon abgerissen worden. Einunddreißig wurden heute anderweitig genutzt, und dreißig Gebäude in vier Countys standen leer. Sie alle zu beobachten stellte die Ermittler vor eine enorme Aufgabe. Sie hätten Dutzende von Mitarbeitern gebraucht, ganz zu schweigen von dem Geld für Überstunden, das einfach nicht vorhanden war.

Der Name des dritten Opfers war Martin David Allsop. In der Rechtsmedizin waren seine Fingerabdrücke genommen worden; es

stellte sich heraus, dass er ebenso wie Daniel Palumbo vorbestraft war. Zwei Verurteilungen wegen sexuellen Missbrauchs eines minderjährigen Kindes hatten zu einer dreijährigen Haftstrafe in Curran-Fromhold geführt, von der er achtzehn Monate verbüßen musste. Allsop hatte bis vor Kurzem als Verkäufer bei Best Buy auf dem Roosevelt Boulevard gearbeitet. Er hatte keine Angehörigen in Philadelphia.

Als alle Platz genommen hatten, begann Jessica mit ihren Ausführungen.

»Das erste Opfer, das wir gefunden haben, hieß Daniel E. Palumbo, dreiundzwanzig Jahre alt, zuletzt wohnhaft in der Latona Street in Süd-Philadelphia. Wie ihr alle wisst, hat er

früher bei der Polizei hier in Philadelphia gearbeitet. Er wurde noch in der St. Adelaide Church für tot erklärt. Der Tod ist durch Verbluten eingetreten, nachdem sich ein scharfer Gegenstand – in diesem Fall die geschliffene Spitze eines Stacheldrahtes – in die Halsschlagader gebohrt hatte.

Wir haben eine Augenzeugin, Mara Reuben, deren Mutter gegenüber der St. Adelaide Church wohnt. An dem Tag, bevor wir den Anruf erhalten haben, der uns zum Tatort geführt hat, hat Mrs. Reuben einen Mann in einem langen Mantel und mit einer spitzen Kapuze beobachtet. Er kam aus der Gasse neben dem Tatortgebäude und hinterließ auf dem Laternenpfahl gegenüber vom

Kircheneingang ein Zeichen.«

Jessica heftete ein paar Fotos auf das Whiteboard. Das eine war ein Standbild aus der Überwachungskamera an der Ecke, das andere eine Nahaufnahme des »X« auf dem Laternenpfahl.

»Diese Aufnahmen stammen aus einer Überwachungskamera und scheinen zu bestätigen, was Mrs. Reuben uns erzählt hat. Die Zeitangabe auf dem Film stimmt mit ihrer Schilderung der Ereignisse überein. Leider konnte sie uns keine bessere Beschreibung liefern.

Ein paar Tage später haben wir einen Freund Daniel Palumbos befragt, einen gewissen Thomas L. Boyce, und eine Reihe von Ambulanzen aufgesucht, die eine kostenlose ärztliche Versorgung

anbieten, unter anderem die St.-Julius-Ambulanz Ecke Zwölfte und Lehigh. Einer der Krankenpfleger, ein Mann namens Ted Cochrane, erinnerte sich daran, unser zweites Opfer, Cecilia Rollins, behandelt zu haben. Kevin?«

Byrne stand auf und schaute in seine Notizen. Er und Jessica hatten vereinbart, dass Byrne die Sondereinheit über den Stand der Ermittlungen im Fall Rollins informierte. »Daniel Palumbos Leichnam wurde zuerst aufgefunden«, berichtete er. »Die Untersuchungen des Rechtsmediziners haben jedoch eindeutig ergeben, dass die kleine Cecilia Rollins vor ihm gestorben ist. Der Tod des Kindes muss um den sechsten Februar herum eingetreten sein.

Ihr Leichnam wurde im Keller der St. Damian Church gefunden.«

Jessica wusste, dass Byrne das Team informieren musste, wie sie auf die St. Damian Church gekommen waren. Natürlich würde er den Kollegen nichts davon erzählen, dass er eine Art Vision gehabt hatte; die Chefs des Philadelphia Police Departments und einige seiner Kollegen standen seinen Methoden auch so schon skeptisch genug gegenüber. Deshalb sagte Byrne: »Nach einer gründlichen Durchsuchung der St. Adelaide Church haben wir ein Stück einer alten Gebetskarte im Glockenturm gefunden. Wir nehmen an, dass dieser Gegenstand absichtlich vom Mörder dort zurückgelassen wurde. Es handelt sich

um eine Gebetskarte, die im Jahre 1966 im Rahmen einer Beerdigung von der St. Damian Church herausgegeben wurde.

Die Mutter des Kindes, Adria Rollins, neunzehn Jahre alt, ist geistig behindert. Ich habe mit den Mitarbeitern des Jugendamts gesprochen. Sie waren der Ansicht, dass ihr Großvater, der die Formulare unterschrieben hat, noch imstande gewesen sei, die Vormundschaft zu übernehmen. Als wir zu Adria fuhren, um sie zu verhören, mussten wir jedoch feststellen, dass der alte Mann eines natürlichen Todes gestorben war. Adria hielt sich allein in der Wohnung auf. Wir vermuten, dass das Baby aus der Wohnung entführt wurde.«

»Wissen wir etwas über den Vater des Kindes?«, fragte Maria Caruso.

»Nein. Adria Rollins befindet sich zurzeit auf der psychiatrischen Station des Temple University Hospitals. Wir warten auf die Information, ob es irgendwann möglich sein wird, sie zu vernehmen. Die Geburtsurkunde haben wir eingesehen. Der Vater ist unbekannt.«

Byrne wandte sich den Fotos auf dem Whiteboard zu.

»Auf dem Laternenpfahl vor der Kirche wurde erneut ein Zeichen hinterlassen. Außerdem wurden Hunderte von Fingerabdrücken gesichert, wie schon in den anderen Fällen. Überdies haben wir bei der

Durchsuchung der Kirche einen Kerzenhalter gefunden, der nicht dorthin gehörte.«

»Geht ihr davon aus, dass er absichtlich dort zurückgelassen wurde?«, fragte Bobby Tate.

»Ja. Auf der Unterseite des Glaskerzenhalters war eine Gravur, die beweist, dass er aus der St. Regina stammte, einer geschlossenen Kirche in Rhawnhurst. Wir haben diese Kirche aufgesucht und den Leichnam von Martin Allsop entdeckt. Maria?« Byrne übergab an Maria Caruso, die die Leitung in diesem Fall übernommen hatte.

»Allsop war neunundsechzig Jahre alt und wohnte in Torresdale«, begann Maria. »Wir haben seine

Fingerabdrücke überprüft und festgestellt, dass sein Vorstrafenregister ziemlich lang war. Unter anderem wurde er zweimal wegen Sexualstraftaten verurteilt und stand zeitweise unter Beobachtung.«

»Besteht eine Verbindung zu dieser Ambulanz?«, fragte Westbrook.

»Bis jetzt nicht«, sagte Maria.
»Zumindest nicht nach Aussage der Ambulanz. Wir hatten noch nicht die Gelegenheit, Freunde und Angehörige zu befragen. Falls er überhaupt Freunde hatte.«

Byrne übernahm wieder. »Wir haben es mit unterschiedlichen Mordmethoden zu tun. Cecilia Rollins starb durch Ertrinken, Daniel Palumbo ist verblutet

und Martin Allsop erstickt. Bei ihm wurde zwar noch keine Obduktion vorgenommen, aber bei einer Röntgenuntersuchung wurden weitere Steine in der Speiseröhre und im Magen entdeckt. Auf einem Stein, der bereits am Tatort aus seinem Mund entfernt wurde, stand etwas geschrieben. Die Sprache muss noch identifiziert werden. Englisch war es jedenfalls nicht. Der Stein ist jetzt im Labor.«

Während Maria Caruso über Handy ein Gespräch annahm und auf den Flur ging, blätterte Byrne in seinem Notizheft und fuhr fort: »Unserer Vermutung nach ist der Täter ein Weißer, ungefähr eins achtzig groß und zwischen zwanzig und fünfzig Jahre alt.«

»Großartig«, murmelte jemand.

»Was ist mit den Zeichen auf den Laternenpfählen?«, fragte Curtis.

»Wurden sie mit Blut auf die Laternenpfähle gemalt?«

»Nein. Es ist definitiv kein Blut«, sagte Jessica. »Dem vorläufigen Bericht zufolge handelt es sich um eine Mischung aus einer stärkehaltigen Substanz, Erde und Spuren von Gerbsäure.«

»Gerbsäure, wie sie auch in Rotwein enthalten ist?«, fragte Bontrager.

»Ja«, sagte Jessica. »Aber das ist alles, was wir bisher wissen. Das Material ist teilweise so alt, dass es sich allmählich zersetzt. Das Labor führt derzeit weitere Tests durch. Wir

erwarten in Kürze die Ergebnisse.«

Byrne fuhr fort: »Wir haben unsere Erkenntnisse durch die Datenbank laufen lassen. Wie ihr euch sicher vorstellen könnt, gab es zahlreiche Treffer.

Vermutlich wurde ein Drittel der in der Datenbank registrierten Morde im Namen der Religion verübt.«

»Weist das Baby Verletzungen auf?«, fragte Curtis.

Byrne schüttelte den Kopf. »Nein. Nach den Untersuchungen des Rechtsmediziners ist Cecilia ertrunken. Auf einem ihrer Beine war ein Bluterguss, der allerdings nichts mit der Todesursache zu tun hat. Der Leichnam wies keine Schnitte oder Wunden auf.«

Jessica fügte hinzu: »Die

Kriminaltechniker haben an allen drei Tatorten Haare sichergestellt, die uns möglicherweise weiterhelfen. Wenn die Haare von ein und derselben Person stammen, und wir finden sie in der Datenbank, sind wir vermutlich ein großes Stück weiter.«

»Wie weit sind wir mit den DNA-Analysen?«, fragte Bontrager.

Sie alle wussten, dass es bei den DNA-Analysen einen Rückstand gab. Das Labor musste zuerst die Fälle bearbeiten, bei denen die Techniker eine gesetzlich vorgeschriebene Frist einhalten mussten. Ab und zu machten die Detectives Druck, damit die Sache beschleunigt wurde. Jessica hoffte, dass diese Mordserie es rechtfertigte.

Alle Blicke richteten sich auf Dana Westbrook.

»Ich werde sehen, was ich tun kann«, ergriff sie das Wort. »Irgendetwas verbindet diese Opfer. Ich möchte Fragen und Antworten.«

Die fünf Detectives wechselten Blicke. Niemand wollte die Hand heben.

Westbrook fuhr fort: »Die Opfer wohnten in verschiedenen Vierteln der Stadt und bewegten sich in unterschiedlichen Kreisen. Soweit wir wissen, haben sie niemals die Kirchen besucht, in denen ihre Leichen gefunden wurden.«

»Palumbo und Assop saßen beide im Gefängnis«, warf Bobby Tate ein.

»In zwei verschiedenen

Gefängnissen«, gab Westbrook zu bedenken.

»Was in Gefängnissen geredet wird, macht schnell die Runde«, sagte Tate.

»Möglich. Aber auf Cecilia Rollins trifft das nicht zu. Und warum das Baby? Warum nicht die Mutter?«

»Rache?«, fragte Bontrager.

»Nicht gegen die Mutter«, sagte Jessica. »Adria ist geistig behindert. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie jemandem etwas angetan hat, das die Entführung und Ermordung Cecílias rechtfertigt.«

»Was ist mit dem Großvater?«

»In dem Alter macht man sich wohl kaum noch viele Feinde. Und wenn, wären sie zu alt, um solche Taten zu

begehen. Nein, das glaube ich nicht.«

»Wo wurde Cecilia geboren?«, fragte Westbrook.

Jessica schaute in ihre Notizen. »Im Jefferson University Hospital.«

»Vielleicht hat sie dort jemand ins Visier genommen«, sagte Westbrook.

»Gibt es irgendeine Verbindung zwischen dem Jefferson Hospital und den beiden anderen Opfern?«

Das wusste niemand. Die leitenden Detectives machten sich Notizen.

»Wie wählt der Mörder die Kirchen aus?«, fragte Westbrook. »Warum geschlossene Kirchen?«

»Gute Frage«, sagte Byrne. »Es ist jedenfalls relativ einfach, herauszufinden, welche Kirchen

geschlossen wurden. Die Erzdiözese unterhält eine Webseite aller aktiven Pfarreien.«

»Könnte es ein Racheakt gegen die Kirche sein?«, fragte Westbrook. Alle hatten schon darüber nachgedacht. Wenn das der Fall wäre, gäbe es nicht die geringste Möglichkeit, ein Muster vorherzusagen. In allen vier Countys gab es geschlossene Kirchen. Und es gab genügend Skandale, mit denen die katholische Kirche in Verbindung gebracht wurde – teils zu Recht, teils zu Unrecht.

»Oder jemand innerhalb der Kirche«, fügte Tate hinzu.

»Das können wir nicht ausschließen«, sagte Byrne.

»Wenn wir das Motiv herausfinden, haben wir den Täter«, sagte Westbrook.

Alle stimmten ihr zu. In diesem Fall ging es nicht darum, eine Waffe zu finden und zu beweisen, dass sie in allen drei Mordfällen benutzt wurde. Die drei verschiedenen Mordmethoden – ein Opfer war verblutet, eines ertrunken und eines erstickt – bedeuteten, dass nicht die Art der Tötung die Morde miteinander verband, sondern das Motiv.

Wenn es ihnen gelang, eine Verbindung zwischen den drei Opfern herzustellen, könnten sie möglicherweise einen gemeinsamen Nenner finden und dem Mörder auf die Spur kommen. Freunde, Angehörige, Liebhaber,

Kollegen, Ärzte, Rechtsanwälte. Irgendetwas verband diese Menschen miteinander. Jedes Mordopfer war aus einem bestimmten Grund getötet und die Leiche sorgfältig in einer katholischen Kirche abgelegt worden.

In einer *geschlossenen* katholischen Kirche.

Westbrook fuhr fort: »Das ist der Stand der Dinge, Leute. Ich will von jedem von Ihnen alle zwei Stunden einen aktuellen Bericht. In unserer Stadt wurden drei Morde verübt, und unser Psychopath hat ›sieben Kirchen‹ gesagt. Ich glaube, wir wissen alle, was das bedeutet. Von der Erzdiözese haben wir erfahren, dass es in den vier Countys dreißig geschlossene Kirchen gibt.

Sechzehn davon liegen in unserem Gerichtsbezirk und fallen daher in unsere Zuständigkeit. Die Landespolizei und die Polizei der Countys koordinieren die Überwachung in Montgomery, Chester und Bucks. Und was uns betrifft, können Sie davon ausgehen, dass wir in den nächsten Tagen stundenlang Kirchen überwachen und warten werden.« Sie tippte mit dem Finger auf das Bild auf dem Whiteboard, das Standfoto des Überwachungsfilms, auf dem die Gestalt mit der dunklen Kapuze zu sehen war. »Wir müssen diesem Scheißkerl beweisen, wie gastfreundlich wir sind, und ihn zu einem langen Besuch bei uns einladen. Okay, das wär's fürs Erste.«

Die Mitglieder des Teams standen auf und sammelten ihre Unterlagen ein. Ehe sie ihre Mäntel angezogen hatten, stürmte Maria Caruso ins Büro.

»Wir haben Fingerabdrücke«, sagte sie. »Sie wurden in dem Messbuch gefunden, das Martin Allsop in Händen hielt. Die Abdrücke waren in der Datenbank.« Maria las den Kollegen die vorliegenden Informationen vor. »Die Fingerabdrücke gehören einem Mann namens Elijah Caleb Longstreet, einem Weißen, geboren am 24. Juni 1951. Die letzte bekannte Adresse ist ein Ort namens Cuzzart in West Virginia.«

»Weshalb waren seine Fingerabdrücke im System?«, fragte Curtis.

»Offenbar war Longstreet in mehrere Überfälle verwickelt, einer davon mit schwerer Körperversletzung. Er hat in den Siebzigern mehrmals in Staats- und Bundesgefängnissen gesessen.«

»Wohnt er noch in West Virginia?«, fragte Westbrook.

»Das wissen wir noch nicht«, erwiderte Maria. »Er ist nirgendwo gemeldet. Kein Auto, kein Telefon, nichts.«

Dana Westbrook hob den Hörer ab. »Ich rufe die Kollegen in West Virginia an. Mal sehen, was ich herausbekomme.«

Jessica sah auf die Uhr. Es kam ihr vor, als wäre sie schon seit Tagen auf den Beinen. Sie träumte von einem

heißen Bad und einem warmen Bett.

Westbrook warf Jessica und Byrne einen Blick zu. »Worauf warten Sie?«

»Wie meinen Sie das, Sergeant?«, fragte Jessica.

Westbrook reichte Jessica das Blatt mit der letzten bekannten Adresse von Elijah Longstreet.

»Fahren Sie dorthin.«

Sie sitzen auf dem schmalen Bergrücken und schauen ins Tal. Die Luft ist kalt, aber die Sonne hat schon Kraft, und die Hügel schimmern in dem strahlenden Sonnenschein in rostbraunen und goldenen Farbtönen.

»Erzähl mir, wie es damals aussah, Mama.«

Sie erzählt ihm, was sie weiß, und spricht von der Zeit, als das Haus gebaut wurde, und wie schön und stolz es aussah, und wie gerade der Dachfirst und die Türpfosten waren. Sie erzählt ihm, dass Nachbarn geholfen hatten, und dass die Wälder

damals noch nicht so stark abgeholzt und kahl geschlagen waren. Sie erzählt ihm, dass durch den Bach einst kaltes, reines Wasser floss und dass man in jedem April, wenn man die Augen zukniff, hätte glauben können, eine gelbe Blütenpracht würde die Berge überziehen.

Das Haus steht nicht mehr, und die alte Kirche ist geschlossen. Nur noch Tauben, Käfer und Ungeziefer tummeln sich dort. Sie erzählt ihm, dass sie als junges Mädchen in die Kirche ging und dass der Gottesdienst erhaben, geheimnisvoll und tröstend war. Sie fand Trost im Wort Gottes – ja, Trost.

Doch als der Prediger in jener Nacht zu ihr kam, änderte sich alles.

Sie schaut sich die alte Wohnstatt ihrer Kindheit noch einmal an und lässt sie hinter sich zurück. Es wird nicht lange dauern. Sie weiß, dass sie eine Verbindung zu dem Detective hat, die über alle Reagenzgläser, elektronischen Geräte und Ermittlungsmethoden hinausgeht. Eine Verbindung, die in ihren beiden Herzen wohnt.

»Kommen sie?«

»Ja«, sagt sie. »Bald.«

Es gibt einen Gott, denkt sie, aber er hat viele unterschiedliche Bedeutungen für viele Menschen. Für sie ist er der Gott der Rache, und zu seiner Rechten sitzt der letzte Heilige.

Vier Kirchen liegen noch vor ihr.

Die Fahrt nach West Virginia dauerte über fünf Stunden, aber Detective Jessica Balzano bekam nicht viel davon mit, denn sie schlief fast die ganze Zeit. Als sie aufwachte, stand der Wagen am Rand einer schmutzigen Straße, und ihr fiel sofort etwas sehr Merkwürdiges auf. Helles Sonnenlicht schien durch die Fenster in den Wagen. Doch auch in der Sonne war es keineswegs warm, und auf der endlosen braunen Hügellandschaft lag hier und da noch Schnee. Die Sonne blendete Jessica, als sie hinauf zum blauen Himmel schaute.

Sie warf Byrne einen Blick zu. Er

starrte aus dem Fenster, in Gedanken verloren. Als er bemerkte, dass Jessica aufgewacht war, drehte er sich um und nahm einen Kaffeebecher vom Rücksitz.

Jessica richtete sich auf. »Jetzt sag nicht, ich hab die ganze Zeit geschlafen.«

»Fast.« Byrne lächelte.

»Unglaublich. Wir *müssen* in West Virginia sein.«

Jessica rieb sich den Schlaf aus den Augen, klappte die Sonnenblende herunter und öffnete den beleuchteten Spiegel. »Mein Gott.« Rasch klappte sie den Spiegel wieder zu und nahm den Kaffeebecher, den Byrne ihr reichte.

»Jetzt sag nicht, du hast angehalten, bist ausgestiegen, hast Kaffee gekauft, bist wieder eingestiegen und weitergefahren,

ohne dass ich aufgewacht bin.«

»Ich habe sogar zweimal angehalten.«
Byrne trank einen Schluck Kaffee. »Das letzte Mal vor einer Stunde. Der Kaffee ist nicht mehr heiß, aber stark, und schmeckt ganz gut. Auf der Rückbank liegen auch Hefeteilchen, falls du Hunger hast.«

Jessica nahm den Deckel vom Becher und trank einen Schluck. Byrne hatte recht. Der Kaffee war unglaublich stark.

»Das wird dir gefallen.« Byrne drückte auf eine Taste des Navigationsgerätes auf der Mittelkonsole.

Jessica setzte ihre Brille auf und schaute auf das Display. Sie sah zwei Linien. Wären sie in Philadelphia

gewesen oder sonst irgendwo, wäre das Display von Nebenstraßen, Hauptverkehrsstraßen, Schnellstraßen und Autobahnen durchzogen gewesen. Hier, an der nordöstlichen Spitze von West Virginia, gab es nur zwei Straßen. Eine führte nach Süden und Norden, eine nach Osten und Westen.

»Hast du jemals so ein übersichtliches Display gesehen?«, fragte Byrne.

»Noch nie.«

Wenn Jessica durch Philadelphia mit seinen hundert Stadtvierteln und Tausenden von Straßen fuhr, musste sie oft anhalten und ihre Lesebrille aufsetzen, um sich zu orientieren. Hier, mitten im Niemandsland, war das Autofahren weitaus einfacher.

»Du hast gesagt, du hast zweimal angehalten«, sagte Jessica.

»Ich war beim Sheriff. Da arbeiten nur zwei Cops, stell dir vor. Es ist mehr so etwas wie ein Außenposten.«

»Die haben doch nicht gesehen, dass ich im Wagen gepennt habe?«

»Keine Bange. Ich habe eine Straße entfernt geparkt. Der ganze Ort bestand nur aus fünf Straßen. Wir sind hier ziemlich weit vom Schuss.«

»Und du hast mich alleine im Wagen zurückgelassen? Mitten in einer solchen Brutstätte krimineller Aktivitäten?«

Byrne lächelte. Jessica nippte noch einmal an dem lauwarmen Kaffee, trank dann den halben Becher aus und öffnete das Fenster, sodass die kalte Luft in den

Wagen strömte. »Was hast du im Büro des Sheriffs erfahren?«, fragte sie.

»Nicht viel. Der ältere der beiden Polizisten war um die fünfundzwanzig. Er hat sich die Adresse angesehen, die uns vorliegt, und gesagt, dass die Familie Longstreet dort früher gewohnt hat. Allerdings wohnt da schon lange niemand mehr. Er meinte, es wäre am besten, wenn wir mit einer Frau namens Ida-Rae Munson sprechen, die hier irgendwo wohnt. Wenn wir das Haus nicht finden, sollen wir ihn anrufen. Dann kommt er, hat er gesagt.« Byrne hielt sein Handy hoch. »Ich habe es versucht. Kein Signal.«

Jessica schaute aus allen vier Fenstern. In sämtlichen Richtungen

erstreckten sich braune Hügelketten, aber sie sah kein einziges Haus.

»Hast du eine Karte bekommen?«

»Nein.« Byrne tippte auf das Display des Navigationsgeräts. »Mit mehr kann ich nicht dienen.«

Byrne fuhr weiter. Nach etwa einer Meile sahen sie auf der rechten Seite dichtes Gestrüpp.

»Halt an!«, rief Jessica.

Byrne hielt. Er fuhr zurück bis zur Lücke in dem Gestrüpp und bog auf den langen Feldweg ein, der sanft ansteigend über den Hügel führte.

Die beiden Ermittler wechselten einen Blick. Als Byrne auf den Weg einbog und die Sträucher gegen die Seiten des Wagens peitschten, trank Jessica ihren

Kaffee aus und bemühte sich, wach zu bleiben.

Sie wussten nicht, was sie auf der anderen Seite des Hügels erwartete.



Das Haus stand auf einer kleinen Anhöhe am Ende einer etwa siebzig Meter langen Zufahrt. Je näher sie dem Haus kamen, desto mehr wunderte Jessica sich, dass es noch nicht eingestürzt war, denn es war kaum mehr als eine aus drei Zimmern bestehende Baracke. Das Dach war unzählige Male mit Teerpappe geflickt worden. Es grenzte an ein Wunder, dass es nicht jeden Augenblick

wegflog. Der Dachfirst war so krumm, dass es aussah, als würde er jeden Moment durchbrechen. Ein verfallener Schornstein stand auf der linken Seite, und ein anderer hinten. Aus dem größeren Schornstein stieg Rauch empor. Auf den Feldern rund um diese Baracke standen die verrosteten Wracks alter Pick-ups, ausrangierte Öfen und Autoteile. Eine Brunnenpumpe ragte am Ende eines Trampelpfades inmitten von Unkraut aus dem Boden.

Jessica und Byrne stiegen aus und gingen auf das Haus zu. Die Sonne schien noch, doch eine eisige Brise fegte über den Hügel. Vorsichtig traten sie auf die baufällige Veranda. Jessica klopfte. Sie hörten im Haus einen Hund bellen.

Abgesehen von Briefträgern verband niemanden eine stärkere Hassliebe mit Hunden als Polizisten. Doch es war ein helles Bellen, und das beruhigte sie. Es klang nicht nach einem großen Hund, einem Rottweiler zum Beispiel oder einem Schäferhund; das konnte höchstens ein Beagle sein.

Die Tür wurde geöffnet, aber dort stand niemand. Als Jessica den Blick senkte, entdeckte sie einen ungefähr fünfjährigen Jungen. Er hatte hellblondes Haar, das so kurz geschoren war, dass man die roten Abschürfungen auf seinem Schädel sehen konnte. Er trug eine schmutzige Jeans, die mindestens zwei Nummern zu groß und fast bis zu den aufgeschlagenen Knien hochgekrempelt

war. Der Junge hatte keine Schuhe an, obwohl die Temperatur höchstens sieben Grad betrug.

»Hallo«, sagte Jessica.

Anstatt zu antworten, bellte der Junge. Zuerst glaubte Jessica, dass er einen Erwachsenen gerufen hatte, damit er zur Tür kam. Doch als der Junge ein zweites Mal das Geräusch von sich gab, bestand für sie kein Zweifel mehr: Der Junge ahmte einen Hund nach. Jedenfalls hoffte sie, dass er ihn nur nachahmte.

Was sie gehört hatten, war kein Hund gewesen. Der Junge hatte das Geräusch von sich gegeben.

»Ist deine Mutter zu Hause, oder dein Vater?«, fragte Jessica.

Der Junge musterte sie einen

Augenblick. Dann drehte er sich um, rannte davon und verschwand durch die Hintertür. Ein paar Sekunden später hörten sie: »Kommen Sie rein. Der Ofen brennt. Wärmen Sie sich auf.«

Jessica und Byrne traten ein. Im Vergleich zum äußeren Erscheinungsbild des Hauses war der Wohnraum relativ ordentlich und aufgeräumt. Rechts standen ein langer Tisch und ein Holzofen, daneben eine Nähmaschine.

Als sie weiter ins Zimmer gingen, sah Jessica die Frau auf dem Schaukelstuhl. Sie war zwischen dreißig und fünfzig Jahre alt. Ihr graues Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, und sie hielt einen Stickrahmen in den Händen. Ihr rechter

Fuß steckte in einem Gipsverband.

»Sind Sie Ida-Rae Munson?«, fragte Jessica.

»Ja, die bin ich.«

Jessica zeigte ihr ihren Dienstausweis.

»Ich bin Jessica Balzano vom Philadelphia Police Department.«

»Philadelphia?«

Jessica hörte ein Geräusch hinter sich. Sie drehte sich um und sah den bellenden Jungen in einer dunklen Ecke hocken. Er musterte sie mit seinen kleinen Terrieraugen. Wann ist er ins Haus zurückgekehrt?, fragte Jessica sich.

Sie drehte sich wieder zu der Frau um.

»Es war schwierig, Ihr Haus zu finden.«

»Es hat sich seit dreißig Jahren nicht von der Stelle bewegt«, sagte sie.

»Eigentlich wollte ich damit sagen, dass dieses Gebiet ziemlich dünn besiedelt ist.« Aus irgendeinem Grunde hatte Jessica das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen und sich dabei sprachlich korrekt auszudrücken. Das war nicht unbedingt ihre Stärke.

Die Frau zuckte mit den Schultern und strich sich übers Kinn. »Es gab hier einfach keine Arbeit mehr. Das ist das ganze Geheimnis. Nicht in den Bergwerken, nicht als Holzfäller, nicht in der Holzverarbeitung. Nichts, nirgendwo. Jeder, der ein bisschen Verstand hatte, hat seine Sachen gepackt und ist abgehauen.«

Jessica und Byrne hörten ihr zu.

Mrs. Munson zeigte mit abwesender

Miene auf die Felder hinter dem Haus.
»Früher haben wir alles angebaut, was wir brauchten, aber jetzt sind die Böden ausgelaugt. Wir sind nur in die Stadt gefahren, um Stiefel und Nägel zu kaufen. Manchmal Kaffee. Wir haben hier immer noch keine Wasserleitung. Als ich Ihren Wagen gehört habe, dachte ich, die Leute von der Gemeindeverwaltung wären gekommen, um mich wieder zu trösten.«

»Wir möchten Ihnen nur ein paar Fragen stellen, wenn es Ihnen recht ist«, sagte Jessica.

»Damit hab ich zwar überhaupt nicht gerechnet, aber okay, stellen Sie Ihre Fragen.«

Jessica nahm ihr Notizheft und einen

Stift aus der Tasche. »Kennen Sie einen Mann namens Elijah Longstreet, Ma'am?«

Mrs. Munson wich zurück, als hätte sie in einen faulen Apfel gebissen.

»*Elijah?*«

»Ja, Ma'am. Kennen Sie ihn?«

Die Frau schaute kurz aus dem Fenster und wandte Jessica dann wieder ihr Gesicht zu. In diesem Licht sah Jessica, dass sie einst hübsch gewesen war. Sie hatte hohe Wangenknochen und silberblaue Augen.

»Die Longstreets taugten alle nichts«, sagte sie. »Stellen Sie sich vor, es soll vor ewigen Zeiten einmal eine verwandtschaftliche Beziehung zwischen unseren Familien gegeben haben. Das

glaube ich aber nicht. Kein einziges Wort.«

Die Frau wippte im Schaukelstuhl hin und her.

»Wissen Sie, wo wir Elijah Longstreet finden können?«, fragte Byrne.

Ida-Rai Munson schnaubte wütend. »Ich an Ihrer Stelle würde in der Hölle nachsehen. Dürfte nicht lange dauern, bis Sie ihn da finden.«

Jessica und Byrne wechselten einen Blick.

»Soll das heißen, Mr. Longstreet ist verstorben?«, fragte Byrne.

»Gottesfürchtige Menschen versterben. Elijah Longstreet ist einfach tot.«

»Wissen Sie, was passiert ist?«

Mrs. Munson schaute Byrne an, als würde sie mit einem Verrückten sprechen. »Er ist gestorben, und jetzt ist er tot.«

Byrne atmete tief ein. »Ma'am, mich würde interessieren, wie er gestorben ist.«

»Es heißt, er hätte irgendwas an der Lunge gehabt, aber es war die Sauferei. Bei den Longstreets war das Saufen immer ein Problem.«

»Wann ist er gestorben?«

Die Frau blickte an die Decke und überlegte. »Das müsste jetzt zwanzig Jahre her sein. Oder sogar noch länger.«

Zwanzig Jahre, dachte Jessica. Warum wurden seine Fingerabdrücke dann in

einem Messbuch gefunden, das ein Toter in dieser Woche in Philadelphia in der Hand hielt?

»Wissen Sie, ob Mr. Longstreet jemals in Philadelphia gewesen ist?«, fragte sie.

»Ich hab keine Ahnung, wo Elijah Longstreet war und wo nicht.«

Jessica nahm ein Foto des Messbuchs heraus, das Martin Allsop in den Händen gehalten hatte und das von dem Blut gereinigt worden war. »Kennen Sie dieses Buch?«

Die Frau schaute auf das Bild. »Mein Gott. So ein Buch habe ich seit Jahren nicht mehr gesehen.«

»Haben Sie auch so eins?«

»Nein. Das ist ein Buch für Kinder.«

Bei dem Wort »Kinder« schaute Jessica sich im Zimmer um. Der bellende Junge war wieder verschwunden, ohne dass sie es bemerkt hatte. Sie fragte sich, wo er steckte. Hatten sie den Wagen abgeschlossen?

Als ein Holzscheit im Ofen platzte, sodass es laut knackte, zuckte Jessica zusammen.

»Elijah hatte eine Tochter namens Ruby«, sagte die Frau und begann wieder zu schaukeln. Vielleicht machte sie das immer, wenn sie Geschichten erzählte. »Ein Mädchen mit rotem Haar. Ein seltsames Kind. Ein bisschen verrückt, meinten einige. Zu ruhig, wenn Sie mich fragen.«

»Ma'am?«

»Man sagte, sie hätte ein Kind des Teufels.«

Jessicas Blick wanderte zu Byrne und zurück zu der Frau.

»Um das Mädchen ranken sich viele Geschichten«, fuhr Mrs. Munson fort.

»Ich weiß, dass sie sich diesem Prediger angeschlossen hatte.«

»Von welchem Prediger sprechen Sie?«

Die Frau lachte. »Suchen Sie sich einen aus. Dann gebe ich Ihnen noch einen gratis dazu. In West Virginia gab es immer Prediger wie Sand am Meer.« Sie tippte mit dem Finger auf das Foto des Messbuchs und gab es Jessica zurück. »Der hat diese Messbücher an die Leute verteilt wie Bonbons. Und die

hübschen jungen Mädchen haben noch viel mehr von ihm bekommen.«

»Erinnern Sie sich an den Namen des Mannes?«

Mrs. Munson schüttelte den Kopf.

»Seinen Namen kenne ich nicht. Ich weiß aber, dass die Ruby von den Longstreets Knall auf Fall von zu Hause abgehauen ist und sich dem Wanderprediger angeschlossen hat.« Sie schaukelte einmal vor und zurück. »Und ihr Junge hatte den Teufel in sich.«

»Ich weiß nicht, wie Sie das meinen.«

Die Frau nahm einen rostigen Kaffeebecher vom Tisch und spuckte hinein. Jessica zwang sich, Byrne keinen Blick zuzuwerfen.

»Angeblich war der Junge von Grund

auf böse. Der Vater war vom Teufel besessen, und dem Jungen wurde das Böse in die Wiege gelegt.«

Jessica steckte ihr Notizheft ein. Selbst wenn ihnen irgendetwas von dem, was die Frau sagte, helfen könnte, war sie ziemlich sicher, dass sie den Kollegen ihre Notizen zu diesem Thema nicht vorlesen und sie nicht in die Akte heften wollte. Bei den verrückten Sprüchen der Frau würde sie es hier sowieso nicht mehr lange aushalten.

»Wo finden wir Ruby Longstreet?«, fragte Byrne.

Die Frau zuckte wieder mit den Schultern und spuckte noch einmal in den Kaffeebecher. »Der Name der Longstreets hat einen Makel. Sie wird

ihn auf jeden Fall geändert haben, auch wenn sie nicht verheiratet ist. Ich weiß, dass sie es getan hat.«

»Wollen Sie damit sagen, dass keiner der Longstreets mehr hier in der Gegend wohnt?«

»Die sind alle längst weg. Jeder, der ein bisschen Verstand hat, ist längst weg von hier. Rubys Mutter lebt im Pflegeheim in Weirton. Ihr Haus oder das, was davon übrig ist, ist fünf Meilen von hier entfernt. Etwas weiter vielleicht.«

»Wir sind dort entlangefahren, haben aber nichts gesehen«, sagte Byrne.

»Doch, es steht noch da. Sie müssen eine ganze Weile dem Bergrücken folgen. Glauben Sie mir, es steht noch

da. Ehrenwort. Da gibt es aber nur noch Spinnen und Marmeltiere.«

Die Detectives bedankten sich bei der Frau. Sie stand nicht auf und brachte sie nicht zur Tür.

Jessica legte eine Visitenkarte auf den Holztisch am Fenster. Sie wusste nicht einmal, ob Mrs. Munson überhaupt ein Telefon hatte. »Wenn Ihnen noch etwas einfällt, was uns helfen könnte, Ruby Longstreet zu finden, rufen Sie uns bitte an.«

Die Frau antwortete nicht. Sie hörten nur das Knarren des Schaukelstuhls.

Als sie zum Wagen gingen, hatte Jessica das Gefühl, Blicke auf sich zu spüren. Nach ein paar Schritten drehte sie sich um.

Der Junge saß auf dem Dach und beobachtete sie.



Jessica und Byrne fuhren Richtung Süden. Sie schwiegen. Nach der Begegnung mit Ida-Rae Munson und dem bellenden Jungen waren sie noch immer sprachlos. Nach fünf Meilen gelangten sie zu dem überwucherten Weg, der vermutlich zum Haus der Longstreets führte. Jessica hielt an.

»Bist du sicher, dass du wirklich dahin fahren willst?«, fragte sie.

»Jetzt sind wir einmal hier«, sagte Byrne. »Was wäre eine Reise nach West

Virginia ohne einen Besuch des berühmten Longstreet-Anwesens?«

Jessica konnte nicht darüber lachen.

»Das wäre genauso, als würden wir nach Asheville fahren, ohne das Biltmore-Anwesen zu besichtigen«, fügte Byrne hinzu.

Obwohl sie nicht die geringste Lust verspürte, bog Jessica in den Weg ein. Sie betete im Stillen, dass ihnen nicht noch mehr bellende Jungen begegneten.

Sie folgten dem von Unkraut überwucherten Weg über den Hügel. Nach gut einer halben Meile erblickten sie das, was vom Haus übrig geblieben war. Zwei Gebäude, denen Wind und Wetter im Laufe vieler Jahre zugesetzt hatten, standen neben einem

zugefrorenen Teich. Dahinter führte eine ausgetrocknete Abwasserrinne den Hügel hinunter.

In dem Teich lagen ein verrosteter Kotflügel und Radkasten eines alten Pick-ups. Als Jessica und Byrne ausstiegen und sich dem Haus näherten, sah Jessica, dass die Gebäude gebrannt hatten. Einige Trümmerteile waren in den Teich gestürzt, wobei die Flammen erloschen waren. Die Überreste mehrerer Wände und der Rumpf eines verkohlten Firstbalkens ragten aus dem Eis. Auf einem von Unkraut überwucherten Acker lag Teerpappe, und auf dem Grundstück hinter dem Haus standen ein halbes Dutzend schlichte, aus zwei schmalen Brettern

zusammengebundene Kreuze, ungefähr
eins zwanzig hoch und sechzig
Zentimeter breit.

»Unsere Freundin Ida-Rae hatte
recht«, sagte Jessica. »Hier ist nichts.
Gar nichts. Komm, lass uns wieder
fahren.«

Anstatt ihr zu antworten, ging Byrne
auf die verkohlten Trümmer zu. Jessica
sah die gestrafften Schultern ihres
Partners und seinen entschlossenen
Gang. Sie begriff, dass sie diesen Ort so
schnell nicht wieder verlassen würden.

Jessica folgte Byrne, während ihr
Blick auf der Suche nach irgendeiner
Gefahr über den Boden glitt –
Schlangen, Ratten und vor allem alte
Bretter, aus denen lange Nägel ragten.

»Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass eine ganze Familie in einem so kleinen Haus gewohnt hat«, sagte sie. Die Reihenhäuser in Städten wie Boston, Baltimore und Philadelphia waren zwar auch nicht gerade riesig, konnten aber wenigstens in die Höhe gebaut werden. Dieses hier war eine aus drei oder vier Zimmern bestehende Baracke gewesen. Jessica schaute nach rechts und entdeckte einen alten, von Unkraut überwucherten Metallbettrahmen. Sie fragte sich, wie viele Personen wohl in dem Bett geschlafen hatten.

Als sie Byrne gerade fragen wollte, was sie tun könne, um die Ermittlungen voranzutreiben, hörte sie auf der rechten Seite ein Geräusch. Das Geräusch eines

Tieres. Sie drehte sich um und sah auf dem Hügel in knapp zwanzig Metern Entfernung zwei schwarze Hunde.

Große schwarze Hunde.

»Kevin«, flüsterte sie.

»Ich hab's gesehen.«

Die beiden Detectives öffneten ihre Holster, zogen die Waffen und hielten sie seitlich am Körper. Jessica warf einen Blick auf den Wagen. Er stand mindestens zehn Meter entfernt. Im Ernstfall würden sie es niemals schaffen, sich in dem Wagen in Sicherheit zu bringen, selbst wenn sie um ihr Leben rannten.

Die Hunde senkten weder die Köpfe, noch knurrten sie. Andererseits hatten Jessica und Byrne sich keinen

Millimeter von der Stelle bewegt.

»Was sollen wir tun?«, fragte Jessica.

»Bleib ganz ruhig stehen, und schau den Hunden nicht in die Augen.«

Die Hunde liefen auf dem Hügel hin und her, umkreisten einander, beschnupperten sich und schnüffelten in der Luft. Es sah aus, als würden sie etwas bewachen und wüssten nicht, ob Jessica und Byrne eine Gefahr darstellten. Jessica fiel auf, dass die Tiere gut genährt und muskulös waren. Nach ein paar Minuten drehten die Hunde um und liefen die andere Seite des Hügels hinunter.

Jessica und Byrne blieben noch eine Minute reglos stehen. Waren die Hunde verschwunden? Genau wussten sie es

nicht, und Jessica wäre es im Traum nicht eingefallen, auf den Hügel zu steigen und nachzuschauen.

»Partner?«, sagte sie.

»Ja?«

»Du weißt, dass ich dich furchtbar liebe, nicht wahr?«

»Ja, ich weiß. Und es bedeutet mir sehr viel.«

»Könntest du mir dann einen Gefallen tun?«

»Ich würde zumindest darüber nachdenken.«

»Könnten wir so schnell wie möglich von hier abhauen?«

»Ich glaube, es ist alles in Ordnung«, beruhigte Byrne sie. »Die Hunde sind weg.«

Jessica wollte ihm gerne glauben, war sich aber nicht ganz sicher.

Ihre Gedanken kehrten zu dem Fall und zu den Worten Ida-Rae Munsons zurück:

Man sagte, sie hätte ein Kind des Teufels.

Im Zusammenhang mit den entsetzlichen Morden, die in den geschlossenen Kirchen verübt worden waren, kam den Worten sicherlich eine neue Bedeutung zu. Jessica hatte nicht die leiseste Ahnung, was für eine Bedeutung das sein könnte. Jedenfalls wurde es Zeit, sich endlich wieder herkömmlicher Ermittlungsarbeit zuzuwenden – aber nicht an diesem Ort.

»Wir sollten zurück in die Stadt

fahren«, schlug Jessica vor. »Vielleicht finden wir da eine Nachsendeadresse für diese Ruby Longstreet oder einen Anwalt, der das Haus verwaltet hat. Ich würde mir gerne die Grundbucheinträge ansehen.«

Byrne griff in die Tasche und gab Jessica die Karte des Polizisten aus dem Büro des Sheriffs. »Ein netter Junge. Glaub mir, er wird sich überschlagen, dir zu helfen.«

»Was soll das heißen?«

»Ich warte hier.«

Jessica starrte ihren Partner an. »Du bleibst hier?«

»Ja.«

»Mitten im Niemandsland?«

»Ja. Vielleicht solltest du deine Frisur

schnell in Ordnung bringen.«

Jessica strich mit den Fingern durch ihr Haar. »Besser?«

»Besser.«

»Bist du sicher, dass du hierbleiben willst?«

Byrne nickte.

Jessica ging rückwärts auf den Wagen zu und lauschte auf das Geräusch von acht kräftigen Pfoten, die den Hügel hinunterliefen. Sie hörte nichts und öffnete die Fahrertür.

»Kevin?«

Byrne schaute zu ihr hinüber.

»Die Hunde?«

Byrne hob eine Hand und winkte. Er hatte sie verstanden.

Mit der Waffe in der Hand stieg Byrne den Hügel hinauf. Ungefähr dreißig Meter entfernt standen die ersten Bäume. Von den Hunden war weit und breit nichts zu sehen.

Byrne steckte die Waffe ins Holster und stieg weiter den Hügel hinunter. Kurz darauf stand er vor dem Fundament, wo einst die alte Baracke gewesen war, und lauschte in die Stille. Byrne war in der Stadt aufgewachsen und hatte den größten Teil seines Lebens dort verbracht. An diesem Ort herrschte eine atemberaubende Stille.

Seine Gedanken aber schwiegen nicht

lange.

Wer bist du, Ruby Longstreet?

Byrne kauerte sich an den Rand des Fundaments, das aus gestampfter Erde und Steinen bestand. Nachdenklich nahm er einen der weißen Steine in die Hand. Er wusste sofort, wo er einen solchen Stein schon einmal gesehen hatte: Im Mund des Opfers in der St. Regina Church. Byrne ließ den glatten Stein über die Handfläche rollen und schauderte. Die unheilvolle Aura dieses Ortes stürmte auf ihn ein, die finstere, Furcht erregende Vergangenheit.

Wer bist du, Ruby Longstreet?

Byrne schaute zum Himmel. Die Luft war kalt und klar, aber die Sonne wärmte sein Gesicht. Er stand auf und

ging um den zugefrorenen Teich herum. Am Fuße der Anhöhe sah er selbst gemachte Kreuze stehen, insgesamt ein halbes Dutzend. Das Familiengrab. Byrne fragte sich, ob Elijah Longstreet unter seinen Füßen begraben lag.

Als sein Blick auf den Rand des überwucherten Grundstücks fiel, entdeckte er das alte, verrostete Verkaufsschild eines Immobilienmaklers. Offenbar stand es schon etliche Jahre dort, denn es war verblasst und verbeult, Wind und Wetter hatten ihre Spuren darauf hinterlassen. Byrne drehte das Schild um. Auf die Rückseite hatte jemand einen aufschlussreichen Satz gemalt:

Die Longstreets schmoren in der Hölle

Ida-Rae Munson hatte die Wahrheit gesagt. Die Longstreets waren offenbar nicht die beliebteste Familie in dieser Gegend gewesen.

Doch Byrne hatte es ohnehin schon gewusst. Es bedurfte keiner Ida-Rae oder eines Blicks in das Grundbuch, um ihm das zu sagen. Er hatte es gewusst, als sie auf das Grundstück gefahren waren. Er spürte es immer noch.

Der Vater war vom Teufel besessen, und dem Jungen wurde das Böse in die Wiege gelegt.

Byrne sah das Ende vor sich. Er schloss die Augen, und zum ersten Mal seit zwei Jahrzehnten begrüßte er die

Dunkelheit.

In der Dunkelheit sah er zwei Gräber.

Die Namen auf den Grabsteinen
konnte er nicht lesen, aber die
Sterbedaten. Bis dahin war es keine
Woche mehr.

Das Grundstück des Roundhouse konnte Shane Adams nicht unbemerkt betreten, hier aber war es anders. Hinter dem Haus, in dem Kevin Byrne wohnte, konnte ihn von der Straße aus niemand sehen. Leider war der Müllcontainer voll. Offenbar enthielt er den Abfall von sechs verschiedenen Reihenhäusern und einem Apartmenthaus mit vier Einheiten. Er würde niemals den ganzen Müll durchwühlen können, um Byrnes Abfall zu finden, und ihn unbemerkt mitnehmen. Nicht am helllichten Tag.

Shane verließ die Gasse und bog in die Dritte Straße ein, die hoffnungslos

zugeparkt war. Als er den Wagen gefunden hatte, den er suchte, trat er in einen Hauseingang und schaute in seine Notizen. Es war Kevin Byrnes Privatwagen. Shane blickte die Straße hinauf und hinunter. Wenn er sich dem Wagen näherte, konnte ihn jeder in den Häusern beobachten.

Er zog eines seiner Handys aus der Tasche und hielt es ans Ohr. Es war ein altes Klapphandy, das er jahrelang benutzt hatte und das mit keinem Netz mehr verbunden war. Deshalb bestand niemals die Gefahr, dass es zu einer ungelegenen Zeit klingelte. Shane ging die Straße entlang, sprach laut ins Handy und schlenderte ziellos umher, wie die Leute es zu tun pflegen, wenn sie in der

Öffentlichkeit telefonieren.

Gegenüber von Byrnes Wagen lehnte er sich an eine Mauer. Auf dem Armaturenbrett lagen ein paar Gegenstände, aber nichts Interessantes. Shane beugte sich vor und entdeckte zwei große Kartons auf der Rückbank, einen mit Deckel, einen ohne. Der offene Karton schien bis obenhin mit Papieren gefüllt zu sein.

Shane tat so, als würde er telefonieren, als er sich gegen den Wagen lehnte und heimlich so viele Fotos wie möglich von der Rückbank und den Vordersitzen machte.

Dann ging er zu seinem eigenen Wagen und schaute sich vorsichtig um. Der große Cop war nirgendwo zu sehen.

Shane blickte auf das Handy, scrollte durch die Fotos. Es war größtenteils uninteressant – bis auf die Zeitungsausschnitte oben in der offenen Kiste. Eine der Schlagzeilen lautete:

*WER IST DER JUNGE IN DEM ROTEN
MANTEL?*

Als Shane beim Fernsehsender ankam, hatte er die Schlagzeile noch immer im Kopf. Er setzte sich an einen Computer und suchte nach Informationen.

Es gab viel Material über den Jungen im roten Mantel, wenn auch nicht annähernd so viel wie über Philadelphias rätselhaftesten Fall – den

Jungen im Karton, einem vier oder fünf Jahre alten Mordopfer, das 1957 in Fox Chase in einem Karton gefunden worden war. Der Mord konnte nie aufgeklärt werden.

Der Fall des Jungen im roten Mantel hingegen war nicht als Mord eingestuft worden, daher hatten damals die Detectives des Polizeibezirks die Ermittlungen geführt, hatten Anwohner befragt und versucht, die Identität des Jungen herauszufinden. Sie hatten mit Hunderten von Leuten aus der Nachbarschaft und dem Pfarrbezirk gesprochen. Ein Foto des Jungen war in nationalen und internationalen Medien veröffentlicht worden, aber niemand hatte sich gemeldet.

Warum lagen die Unterlagen auf der Rückbank von Detective Byrnes Wagen? Wollte er einen zwanzig Jahre alten Fall neu aufrollen? Hatte dieser Fall etwas mit der Mordserie zu tun, die zurzeit in den Kirchen verübt wurden?

Vielleicht fand Shane ja doch etwas in Byrnes Müll.

Vielleicht würde er heute Nacht noch einmal zu Byrnes Haus zurückkehren.

In ihrem Traum kann sie sich nicht bewegen. Sie kann sehen, aber Arme und Beine gehorchen ihr nicht. Sie ist in einem großen, zugigen Raum. In der Ferne hört sie Gesang. Lateinischen Kirchengesang. Sie hebt den Blick und sieht eine große Gestalt im Schatten stehen. In einer Hand hält sie eine Rolle Stacheldraht, in der anderen eine Handvoll weiße Steine. Plötzlich begreift sie, dass sie auf dem Rand einer alten, mit Eis gefüllten Aluminiumwanne sitzt. Es gelingt ihr, sich zur Seite fallen zu lassen. Als sie in die Wanne schaut, sieht sie dort einen erfrorenen Säugling

liegen.

Aber es ist nicht Cecilia Rollins.

Es ist Sophie.



Schweißgebadet wachte Jessica auf. Sie war aufgedreht, völlig durcheinander, und das Herz schlug ihr bis zum Hals. Sie drehte sich um und sah, dass Vincent schlief, so tief und fest wie immer. Gut, dass Philadelphia nicht so oft von Hurrikans heimgesucht wurde. Vincent Balzano würde nichts davon mitbekommen und an einem Strand in South Carolina aufwachen.

Auf der Rückfahrt von West Virginia

gelang es Jessica mit einiger Mühe, wach zu bleiben, vor allem, weil Byrne von seiner Auseinandersetzung mit DeRon Wilson erzählte. Byrne konnte furchtbar wütend werden, aber seit Jessica ihn kannte, hatte er nur wenige Male die Nerven verloren. Er erzählte ihr, die Vorgesetzten hätten ihn dazu verdonnert, einen Psychologen aufzusuchen. Der sollte sich ein Bild von ihm machen, ehe der Captain mit ihm sprach und entschied, ob der Vorfall Konsequenzen nach sich ziehen würde.

Als sie ins Roundhouse zurückkehrten, war Jessica vollkommen erledigt. Sie fuhr nach Hause, aß etwas, badete und lag um zehn Uhr im Bett.

Jetzt war sie hellwach.

Sie stand auf und schaute nach Sophie und Carlos. Beide Kinder schliefen wie die Murmeltiere.



Jessica öffnete die Tür des Einbauschranks und blickte auf zahlreiche Kartons, Körbe und Plastikkisten. Sie hatte sich vorgenommen, all diese Dinge irgendwann durchzusehen und das, was sie nicht mehr brauchte, auszusortieren. Leider war sie ziemlich sentimental. Als sie vor einem Jahr wieder nach Süd-Philadelphia gezogen waren, hatte sie zehn große Müllsäcke voller Dinge, die

sich im Laufe der Jahre angesammelt hatten, sowie zwei DIN-A4-Kartons voller Weihnachts- und Grußkarten weggeworfen. Nur einen kleinen weißen Karton mit Karten hatte sie aufbewahrt.

Mit diesem Karton ging Jessica nun in die Küche, setzte sich und öffnete ihn. In einem kleinen Lederbeutel lag der weiße Rosenkranz von ihrer Erstkommunion, außerdem ein paar Dutzend Gebetskarten, größtenteils von der St. Pauls Church.

Die beiden Karten, die Jessica am meisten bedeuteten, waren die für ihre Mutter und ihren Bruder. Zwischen dem Tod der beiden lagen etwa zehn Jahre, aber die Wunden waren noch immer frisch. Jessica blickte eine Zeit lang auf

die Karten und dachte an die beiden Beerdigungen zurück. Sie war fünf Jahre alt gewesen, als ihre Mutter zu Grabe getragen worden war. In der Kirche drängten sich Angehörige und Freunde; es sah beinahe so aus, als wäre die Hälfte des Philadelphia Police Departments erschienen.

Bei der Beerdigung ihres Bruders war es anders gewesen. Er war 1991 in Kuwait gefallen, und an jenem Tag strömten nicht nur Freunde und Verwandte, sondern auch Angehörige sämtlicher Truppengattung der Army in die St. Pauls Church.

Jessica hielt die beiden Karten fest, kochte sich eine Tasse Kamillentee und ging damit ins Wohnzimmer. Sie ließ

sich in den großen Relaxsessel sinken und legte eine Decke über ihre Beine.

Manchmal ist es gut, wenn es wehtut, dachte sie.

Wenn es nicht mehr wehtat, begann man zu vergessen. Und das wollte sie nicht.

Niemals.

Michelle Calvin versuchte sich zu erinnern, wann sie das letzte Mal in einer Kirche gewesen war. Bei der Hochzeit ihrer Schwester? Nein, seitdem war sie noch einmal in einer Kirche gewesen, oder? Aber wann? Sie erinnerte sich nicht.

Michelle war in Savannah, Georgia, aufgewachsen und als Kind jeden Sonntag in die heiße, stickige Kirche in der Margery Street geschleppt worden. Mit siebzehn war sie von zu Hause abgehauen und nie zurückgekehrt. Von da an tat sie sonntags nichts anderes mehr, als sich von den langen

Samstagnächten zu erholen.

Auf einmal fiel es ihr ein. Zum letzten Mal war sie vor vier Jahren in einer Kirche gewesen, zur Beerdigung ihrer Großmutter. Die Trauerfeier hatte in der St. Gregory Church stattgefunden, und es waren nur sehr wenige Leute gekommen. Ihre Großmutter hatte nicht viele Freunde. Oma Rita hatte – wie man zu ihrer Zeit sagte – einen lockeren Lebenswandel. Drei Ehemänner und so viele Beziehungen, dass sie sich kaum noch an alle erinnerte; außerdem eine Schwäche für Whiskey und eine nicht gerade puritanische Einstellung, wenn es um Sex auf der Rückbank eines Autos ging.

Es stellte sich heraus, dass Michelle

in vieler Hinsicht ganz nach ihrer Oma kam.

Aber das war lange her.

Seitdem Michelle als

Immobilienmaklerin arbeitete und eine große Karriere vor ihr lag, hatte sich alles geändert. Als sie ihr Leben vor drei Jahren völlig umgekrempelt hatte, war sie sechsundzwanzig Jahre alt gewesen. Sie war einmal zu viel mit dem Gesetz in Konflikt geraten; das führte unter anderem zu einer kurzen Haftstrafe und zwei Jahren bei den Anonymen Alkoholikern. Zum Glück kriegte sie schließlich doch noch die Kurve. Beinahe hätte sie ihre einzige Tochter verloren, konnte das Gericht aber davon überzeugen, dass sie ihr

ausschweifendes Leben aufgegeben hatte. Deshalb erhielt sie die Vormundschaft.

Ihr Job – die Sicherheit, die Anerkennung, die Garantie, nun ein besseres Leben führen zu können – bedeutete Michelle Calvin alles. Sie war auf dem Weg nach oben, und nichts und niemand konnte sie aufhalten.

Sie gab den Code auf der Tastatur der Metallbox ein, nahm die Schlüssel heraus und schloss die Seitentür auf. Vor ihr lag ein kurzer Flur mit zwei Türen auf der rechten Seite. Das Gebäude war alt, und der muffige Geruch deutete darauf hin, dass es schon längere Zeit leer stand. Michelle betrat den großen Raum, in dem früher wahrscheinlich die

Gottesdienste abgehalten wurden.

Michelle hatte nicht alle Informationen über die Immobilie durchgelesen, vermutete aber, dass dieses Gebäude einst als Kapelle genutzt worden war. Als das benachbarte alte Krankenhaus abgerissen wurde, hatte man dieses Haus stehen lassen. In den letzten Jahren hatte die Erzdiözese es nur noch als Lagerraum genutzt, nicht mehr als Gotteshaus, um es dann an eine Firma mit Sitz in Cincinnati, Ohio, zu verkaufen. Und diese Firma versuchte nun ihrerseits, den alten Bau loszuwerden.

Michelle schaute auf die Uhr. Vor zehn Minuten hatte die Interessentin, mit der sie verabredet war, hier sein wollen.

Sie beschloss, noch mal zehn Minuten zu warten und die Frau dann anzurufen.

Als sie ihr BlackBerry aus der Tasche zog, hörte sie ein Geräusch hinter sich.

Sie fuhr herum und sah eine Frau, die sich offenbar lautlos herangeschlichen hatte. Es war die Interessentin.

Irgendwie kam sie Michelle bekannt vor, aber sie konnte sie nirgends unterbringen. Es würde ihr schon wieder einfallen.

»Verzeihung«, sagte die Frau. »Ich wollte Sie nicht erschrecken.«

Sie war gut gekleidet und hatte sich schick zurechtgemacht, deshalb ging Michelle davon aus, dass sie ernsthaft an dem Haus interessiert war. Sehr gut.

»Kein Problem«, sagte Michelle. »Ich

habe Sie nur nicht kommen hören.«

Sie schüttelten sich die Hand.

Michelle zeigte auf den Raum, der schummrig erhellt wurde von dem trüben Licht, das durch den oberen Teil mehrerer hoher, schmutziger Fenster drang. Die restlichen Fenster waren mit Brettern zugenagelt. Lampen gab es keine. »Die Besitzer haben sich eine ganze Weile beraten und sind jetzt bereit, das Gebäude zu verkaufen.«

»Es war eine Kirche«, sagte die Frau. Es klang wie eine Feststellung, nicht wie eine Frage.

»Ja«, erwiderte Michelle. »Ich glaube, hier war die Kapelle, als nebenan noch das Krankenhaus stand. Ich weiß nicht, ob es jemals eine

richtige Kirche war, in die die Menschen sonntags zur Messe gingen.«

Michelle fragte sich, warum sie das hinzugefügt hatte. Wenn sie eines von Ray Rudolph, ihrem Chef und Mentor, gelernt hatte, dann die Regel: Alles, was du sagst, nachdem ein Kunde *Ja* gesagt hat, führte nur dazu, dass du ihm den Kauf wieder ausredest.

»Gibt es hier einen Keller?«, fragte die Frau.

Michelle blickte auf ihre Objektbeschreibung. »Ja, den gibt es«, sagte sie. »Aber da ich noch nie in diesem Haus war, weiß ich nicht, wo die Treppe ist. Sehen Sie sich doch ein wenig um, dann suche ich inzwischen den Keller.«

Michelle durchquerte den großen Raum, ging einen Flur entlang und entdeckte auf der rechten Seite ein kleines Zimmer, das früher offenbar als Küche genutzt worden war. Aus dem mit alten Fliesen ausgelegten Boden ragten Gasrohre, auf deren Enden Verschlusskappen saßen. Hinter dem Zimmer befand sich eine Tür. Michelle öffnete sie und entdeckte die Treppe, die in den Keller führte. An der Seite war ein Lichtschalter. Sie betätigte ihn, froh, dass die derzeitigen Besitzer den Strom noch nicht abgemeldet hatten.

»Ich habe den Keller gefunden«, rief sie.

Keine Antwort.

Sie drehte sich um und erschrak heftig.

Die Frau stand bereits hinter ihr. Michelle versuchte, ihre Verwunderung zu verbergen.

»Möchten Sie sich den Keller anschauen?«, fragte sie.

»Sehr gern.«

Michelle betete, dass das Kellergeschoss in einem guten Zustand war und dass sie dort keine geplatzten Wasserrohre, keine Obdachlosen und keine Ratten zu sehen bekamen.

Sie ging voran, als die beiden Frauen langsam die Treppe hinunterstiegen. Der Keller war so groß wie die Kapelle im Erdgeschoss und durch eine halbhohe Wand in zwei Teile geteilt. Es gab keine Kellerfenster, nur zwei nackte Glühbirnen in schmutzigen

Porzellanfassungen. In einer Ecke lag eine alte, fleckige Matratze.

Während Michelle sich noch in Gedanken damit befasste, das Geschäft abzuwickeln, spürte sie plötzlich einen heftigen Schmerz im Rücken, links, genau unterhalb des Schulterblattes. Es fühlte sich an, als hätte eine Biene sie gestochen.

Sie drehte sich um.

Die Frau hielt eine Spritze in der Hand.

Hatte die Frau ihr eine Spritze gegeben?

Michelle musste nicht lange darüber nachdenken, ihr zentrales Nervensystem beantwortete die Frage. Zuerst spürte sie es in den Beinen – eine Taubheit, die aus

dem Boden aufzusteigen schien und nach und nach jeden Teil ihres Körpers erfasste.

»Was ... was haben Sie mit mir gemacht?«

Die Frau antwortete nicht. Stattdessen starrte sie an Michelle vorbei in den kleineren der beiden Räume, der in Dunkelheit getaucht war.

»Da ist jemand, der Sie treffen möchte«, sagte sie. »Er hat lange darauf gewartet.«

Michelle Calvin brach zusammen, und vor ihren Augen drehte sich alles.

Dann umfing sie Dunkelheit.



Eine eisige Brise. Sie lag auf der Matratze. Sie öffnete den Mund, um zu schreien, doch kein Laut kam über ihre Lippen. Michelle Calvin wusste nicht einmal, ob sie den Mund überhaupt geöffnet hatte.

War das ein Traum?

Nein. Es war kein Traum. Michelle wusste es genau. Ebenso wie sie mitunter wusste, dass sie träumte und sich in einem Reich aufhielt, in dem ihre Sinne ungewöhnliche Dinge wahrnahmen. Aber dann hatte sie wenigstens die Gewissheit, den Traum beenden zu können, sobald sie die Augen öffnete.

Diesmal *waren* ihre Augen geöffnet. Es geschah wirklich.

»Sie war eine Prinzessin, wissen Sie«, sagte die Frau. »Sie wurde als Hure gebrandmarkt, weil sie sich hübsche Kleidung anzog und ihr Gesicht und den Körper bemalte.«

Mein Gott, dachte Michelle. Nein.

Die Frau kniete sich neben die Matratze. »Sie haben ein Versprechen gegeben. Wie die anderen auch.«

Was für ein Versprechen?

»Sie haben ein Versprechen gegeben, und nun müssen Sie es einlösen.«

Die Frau entkleidete Michelle. Sie konnte nichts dagegen tun. Die Frau zog ihr ein Kleidungsstück nach dem anderen aus, langsam und bedächtig, faltete alles ordentlich zusammen und legte es neben die Matratze auf den Boden.

Als die Frau ihr das letzte Kleidungsstück ausgezogen hatte, nahm sie ein weißes Tuch aus der Tasche und band es Michelle um die Augen.



Michelle hörte Schritte. Wie viel Zeit war vergangen? Sie hatte nicht die geringste Ahnung. Sie konnte nichts sehen, konnte sich nicht bewegen, konnte sich nicht wehren.

»Thyatira«, flüsterte jemand.

»Isebel.«

Sekunden später spürte Michelle, dass die Matratze nachgab. Zuerst auf einer Seite, dann auf der anderen. Jemand war

auf die Matratze gestiegen. Jemand *kniete* über ihr.

»Wenn ich meine Tochter behalten darf, werde ich alles tun. Ich werde sogar einen Pakt mit dem Teufel schließen«, flüsterte die Stimme in ihr Ohr.

Michelle begann zu weinen. Das waren *ihre* Worte. Der Wunsch war ihr erfüllt worden, und nun musste sie dafür zahlen.

»*Ego te absolvo*«, flüsterte die Stimme.

Michelle Calvin erinnerte sich an Augenblicke ihres Lebens – verschwommene Bilder, längst vergessene Stimmen, dunkle Erinnerungen, die in wahnsinniger

Geschwindigkeit aus der Vergangenheit auftauchten.

»*A peccatis tuis.*«

Michelle spürte eine Fingerspitze an der Kehle. Es war eine behutsame, forschende, beinahe sinnliche Berührung. Obwohl Michelle es versuchte, konnte sie der Berührung nicht ausweichen.

»*In nomine Patris.*«

Der Finger verschwand. Etwas anderes trat an seine Stelle.

Etwas Kaltes.

»*Et Filii.*«

In der letzten Sekunde ihres Lebens, in dieser winzigen Zeitspanne zwischen zwei Atemzügen, begriff Michelle Calvin, was es war.

»*Et Spiritus Sancti.*«

Um kurz vor zehn betrat Byrne das Gebäude, ein umgebautes Reihenhauses in der Dreißigsten Straße. Das Wartezimmer war eingerichtet wie tausend andere Wartezimmer auch – ein durchgesessenes kleines Sofa und zwei Sessel mit einem unauffälligen marineblauen Bezug. An den Wänden hingen zwei billige Drucke aus einem Einkaufszentrum. Hinter der Rezeption stand eine unscheinbare Frau mit glanzlosem braunem Haar und rosiger Haut, die einen tüchtigen Eindruck machte. Sie trug eine zwanzig Jahre alte Timex. Auf ihrem Namensschild stand

Antonia.

Byrne setzte sein schönsten Lächeln auf, mit dem er sich als neuer Patient outete, aber bewies, dass er keineswegs verrückt war. Antonia hob den Blick und lächelte verhalten.

»Hallo«, sagte Byrne.

»Hallo.«

»Ich habe um zehn Uhr einen Termin bei Dr. Goodwin.«

»Okay.« Sie drehte sich zum Computer um. »Wie ist Ihr Name?«

Wie viele Patienten hatten um zehn Uhr einen Termin bei Dr. Goodwin?, fragte Byrne sich. »Ich heiße Byrne«, sagte er. »Kevin Byrne.«

Die Frau tippte zwanzig Sekunden lang etwas in den Computer ein. Byrne

konnte sich nicht vorstellen, dass der Terminkalender aus zig Ordnern bestand, doch er wartete geduldig.

»Da habe ich Sie«, sagte Antonia.

»Würden Sie mir bitte Ihre Adresse und Telefonnummer sagen?«

Byrne atmete tief durch. Immer die Ruhe bewahren, Kevin. Er nannte seine Anschrift und die Nummer seines Festanschlusses mit Vorwahl, der eigentlich nur noch als Anrufbeantworter diente. Er wollte keine Anrufe auf diesem Anschluss bekommen, und Antonia bestärkte ihn in diesem Wunsch.

»Würden Sie mir bitte Ihre *vollständige* Adresse sagen?«, bat sie ihn. »Einschließlich der Postleitzahl.«

Ah, dachte Byrne. Das war ein Test.

Sie stellten schon im Vorzimmer seine Geduld auf die Probe, um zu erfahren, wann er ausrastete. Die Sitzung hatte bereits begonnen.

»Das ist Philadelphia, 19147.«

»Okay.«

»Das ist in Pennsylvania.«

Die Frau warf ihm einen kühlen Blick zu. »Das dachte ich mir.«

»Natürlich.«

»Nehmen Sie bitte Platz. Ich sage Dr. Goodwin Bescheid, dass Sie da sind.«

»Danke, Antonia.«

Die vertraute Anrede schien die Frau zu verärgern, und genau das hatte Byrne beabsichtigt.

Er setzte sich in einen der Sessel und schaute sich die Zeitschriften auf dem

Ständer an. *Harper's, Real Simple, Web MD*. Alles seine Lieblingszeitschriften. Andererseits wäre es wohl nicht besonders klug, hier Exemplare von Waffenzeitschriften auszulegen, wenn man berücksichtigte, wie viele psychisch angeschlagene Cops in diese Praxis kamen.

Nach erstaunlich kurzer Zeit trat Antonia hinter dem Tresen hervor und öffnete die Tür zu Dr. Goodwins Sprechzimmer. »Sie können jetzt durchgehen.«



Dr. Sarah Goodwin war jünger, als

Byrne erwartet hatte. Das passierte ihm oft in letzter Zeit. Wenn man in den Zwanzigern ist, sind alle Leute, die eine gewisse Bedeutung haben, älter, ob Ärzte, Anwälte oder Richter. Man *möchte*, dass sie älter sind. Sobald man die vierzig und die Gefühle jenseits dieses Alters erreicht hat, ändert sich die Perspektive.

Dr. Goodwin war eine zierliche Person mit kastanienbraunem Haar, das bis auf die Schultern fiel. Sie trug ein elegantes schwarzes Kostüm und eine weiße Bluse.

Beide nannten ihre Namen und reichten sich die Hand. Alles sehr nüchtern und professionell.

Das Sprechzimmer war klein und

zweckmäßig eingerichtet. Es strahlte kein bisschen Wärme aus: die unerlässliche Couch mit Armlehnen, zwei harte Stühle vor dem aufgeräumten Schreibtisch, ein Ficus mit braunen Blättern in einer Ecke.

Byrne setzte sich. Dr. Goodwin drehte den Flachbildmonitor zu sich herum, sodass Byrne nichts sehen konnte.

»So«, sagte sie. »Wie geht es Ihnen?«

»Meinen Sie heute oder im Allgemeinen?«

»Beginnen wir mit heute.«

»Heute nicht schlecht«, log Byrne.

»Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, aber ehrlich gesagt würde ich jetzt lieber arbeiten.«

»Kein Problem.«

Byrne suchte eine bequeme Haltung auf dem Stuhl. Er war zu klein. »Ich habe so etwas übrigens schon mal gemacht. Zweimal.«

»Ich weiß.«

Natürlich, dachte Byrne. Krankenakten behielten ewig ihre Gültigkeit.

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich in beiden Fällen viel davon profitiert habe«, fügte er hinzu.

»Das ist okay. Wir betrachten das hier als Neubeginn.«

In Ordnung, dachte Byrne. »Worüber sollen wir reden?«

Dr. Goodwin lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Wir können über alles sprechen, worüber Sie sprechen möchten.«

»Ich möchte, dass dieses Gespräch etwas bringt, aber wir wissen beide, dass ich dazu gezwungen wurde. Vielleicht sollten wir über das sprechen, was mich in erster Linie zu Ihnen geführt hat.«

»Gut.«

Byrne suchte nach den richtigen Worten. »Es scheint in meiner Abteilung ein paar Leute zu geben, die der Meinung sind, dass ich Probleme habe, meine Wut zu kontrollieren.«

»Glauben *Sie*, dass es ein Problem für Sie ist?«

»Überhaupt nicht. Ich habe kein Problem mit meinen Wutausbrüchen. Ist doch ganz normal, dass man mal wütend wird.«

Dr. Goodwin lächelte. Sie war es gewohnt, dass die Patienten versuchten, ihre Probleme herunterzuspielen.

»Möchten Sie über den Vorfall sprechen, der diese Episode herbeigeführt hat?«

Episode. »Okay. Was möchten Sie wissen?«

»Erzählen Sie mir, wie der Tag begann.«

Byrne musste darüber nachdenken. Er wusste natürlich, dass alles, was er in diesem Raum sagte, vertraulich behandelt wurde. Allerdings wusste er auch, dass diese Frau seinen Vorgesetzten gegenüber eine Empfehlung aussprechen würde. Er musste clever vorgehen. »Über den Fall kann ich nicht

viel sagen. Es ist eine laufende Ermittlung.«

»Ich verstehe.«

Plötzlich begriff Byrne, dass er versuchte, diese Frau auszutricksen, die so etwas viel besser konnte als er.

»Okay, dann lege ich die Karten jetzt auf den Tisch. In dem Fall, in dem wir ermitteln, geht es unter anderem um den Tod eines Kindes. Ich habe Probleme, wenn es um die Ermordung von Kindern geht.«

»Das ist verständlich, Detective«, sagte Dr. Goodwin. »In Ihrem Job ist das bestimmt häufiger der Fall.«

»Ja. Zu oft, muss ich leider sagen.«

Byrne erzählte von dem Tag, seinem Telefonat mit Gabriel und wie es dazu

kam, dass er DeRon Wilson in dem Hausflur gegenüberstand.

»Fühlten Sie sich von Mr. Wilson bedroht?«

»Nein, an dem Tag nicht. Aber er hat ein langes Vorstrafenregister wegen Gewaltdelikten.«

»Wie haben Sie reagiert?«

Byrne beschloss, es laut zu sagen. »Ich habe die Nerven verloren. Ich habe Mr. Wilson an die Wand gestoßen.«

»Haben Sie Ihre Waffe gezogen?«

Selbstverständlich kannte Goodwin die Antwort auf die Frage. »Ja.«

»Obwohl Mr. Wilson keine Waffe gezogen hatte.«

»Ja, ich hatte das Gefühl, die Situation könnte eskalieren. Im Hausflur standen

eine Menge Leute, und ich wusste nicht, was passieren würde.«

»Haben Sie gespürt, dass Sie die Nerven verloren haben? Dass Ihre Wut diese Reaktion herbeigeführt hat?«

Verdammt, dachte Byrne. Sagen Sie ruhig, was Sie denken, Doktor Sarah Goodwin.

»Ja, habe ich. Der Mann ist ein Menschenhändler und Drogendealer. Er hat für beides schon gegessen. Wenn ihm jetzt jemand eine Kugel in den Kopf schießen würde, würde ich mir ein schönes Abendessen gönnen und schlafen wie ein Murmeltier. Tut mir leid, aber das ist die Wahrheit.«

»Sie müssen sich nicht für Ihre Gefühle entschuldigen.«

Dr. Goodwin tippte etwas in den Computer ein. Byrne war dankbar für die Pause. Viel konnte er zu dieser Sache ohnehin nicht mehr sagen.

»Ich habe gehört, dass in der Mordkommission in letzter Zeit viele Ihrer Kollegen in den Ruhestand getreten sind«, sagte sie. »Hatte das irgendwelche spürbaren Auswirkungen auf Sie?«

Byrne dachte darüber nach. »Kann sein. Ich weiß, dass ich zu den älteren Detectives gehöre, die noch im Dienst sind.«

»Stört Sie das?«

»Eigentlich nicht. Ich fühle mich nicht wie ein Mann in meinem Alter. Ich habe fünfundzwanzig Jahre voll. Vielleicht

suche ich nach einem Grund zu bleiben. Vielleicht ist dieser Grund ein Junge wie Gabriel. Es könnte sein, dass ich ihn nie wiedersehe. Gut stehen die Chancen jedenfalls nicht.«

Und dann geschah es. Byrne erzählte ihr alles über Gabriel. Die *wahren* Gründe. Das Wer, Warum und Wann. Die Ärztin schrieb alles auf.

»Das ist sehr lobenswert«, sagte sie.

Byrne war sich da nicht so sicher.

»Darf ich Sie etwas fragen?«

»Natürlich.«

»Ich weiß, dass Sie mir nichts Genaues sagen können und keine Vertraulichkeiten preisgeben dürfen, aber Sie sehen hier eine Menge Polizisten. Worüber reden sie? Im

Allgemeinen, meine ich.«

»Nun, wie viele andere Menschen auch sprechen sie über Angst.«

»Ich dachte eigentlich, genau das Gegenteil wäre der Fall.«

»Und das wäre?«

»Nun, ich habe keine Angst mehr.«

»Warum nicht?«

»Weil ich glaube, dass ich gesegnet bin. Es ist ein Wunder, dass ich überhaupt hier sitze. Ich wurde zweimal angeschossen. Ich wurde niedergestochen. Ich kann gar nicht mehr zählen, wie oft ich zusammengeschlagen wurde, und das mitunter sogar aus guten Gründen. Mir wurden die Sterbesakramente verabreicht. Zweimal. Und doch bin ich hier. Ich habe einen

Job, den ich liebe, eine Partnerin, die ich liebe und in deren Hände ich jeden Tag mein Leben lege, ohne zu zögern. Ich habe einen Vater, der sich guter Gesundheit erfreut und der Ihre Dienste sicherlich nötiger hätte als ich. Ich habe eine wundervolle, intelligente Tochter, die ein größeres Herz hat als alle anderen Menschen, die ich kenne. Dr. Goodwin, Sie sitzen einem Mann gegenüber, der im Stand der Gnade lebt.«

»Glauben Sie an Gott, Detective?«

»Ja, ich glaube an Gott.«

Dr. Goodwin wartete ein paar Sekunden und tippte dann die neuen Informationen ein. Anschließend schaute sie auf die Uhr. »Es tut mir leid, aber

unsere Zeit ist für heute um.«

»Jetzt habe ich gerade Gefallen an unserem Gespräch gefunden.«

»Ist es nicht immer so?«, fragte sie mit einem Lächeln. Ihr ganzes Verhalten änderte sich, wenn sie lächelte. »Sie müssen noch einmal zu mir kommen, ehe ich meinen Bericht schreiben kann. Möchten Sie jetzt einen Termin vereinbaren?«

Byrne zeigte auf das Vorzimmer. »Sie meinen mit meiner Freundin Antonia da draußen?«

Dr. Goodwin lächelte wieder. »Sie brauchen den Termin nicht sofort zu machen.«

Byrne dachte darüber nach. Er hatte keine Ahnung, was in den nächsten

Tagen passieren würde. »Kann ich morgen anrufen, wenn ich meinen Terminkalender vor mir liegen habe?«
»Natürlich.«



Byrne stieg in seinen Wagen und fragte sich, wie das Gespräch mit der Psychologin verlaufen war. Er wollte mit ihr über Pfarrer Leone sprechen, über das Ende einer Ära und den langen Winter in seiner Seele. Er beschloss, beim nächsten Mal mit ihr über dies alles zu sprechen. Es war ein Fehler gewesen, ihr alles über Gabriel zu erzählen, aber daran konnte er nun nichts

mehr ändern.

Vielleicht war es gar nicht so schlecht, dachte Byrne, als er sich in den Verkehr einfädelte. Falls etwas passierte, kannte wenigstens einer die Wahrheit.

Sergeant Mateo Fuentes betrachtete die Audio-Video-Abteilung als sein Reich, einen Ort mit eigenen Gesetzen, eigenen Methoden, eigenen Verfahren und einer eigenen Sprache. Fuentes war Mitte dreißig und in jeder Beziehung überaus korrekt, ob es nun sein Verhalten, seine Sprache oder die Kleidung betraf. Besuche von Ermittlern und Vorgesetzten betrachtete er gleichermaßen als persönlichen Affront. Niemand wusste mehr über elektronische Überwachung als Mateo Fuentes. Seine persönliche Bibliothek über dieses Thema füllte eine ganze

Wand in der Abteilung.

Kurz nach Mittag wagten Jessica und Byrne sich in Mateos Reich. Nach einer förmlichen Begrüßung kam er sofort zum Thema. Sie betraten einen kleinen Schneiderraum, in dem zwei Laptops nebeneinander auf einem Tisch standen.

»Im Untergeschoss sieht man die interessantesten Dinge«, begann Mateo.

Weder Jessica noch Byrne widersprachen ihm. »Was haben wir?«, fragte Jessica.

Mateo hielt eine DVD hoch. »Die habe ich von Detective Bontrager bekommen. Er ist jetzt unterwegs, aber er wollte, dass Sie sich das ansehen.«

»Was ist es?«

»Der Film aus der

Überwachungskamera von dem Abend, bevor das Opfer in der St. Adelaide Church gefunden wurde.«

Mateo sprach über Daniel Palumbo.

»Wenn Sie den Film aus der Überwachungskamera an der Ecke meinen, den haben wir schon gesehen«, sagte Byrne.

»Nein, haben wir nicht«, sagte Mateo in steifem Ton und ließ sich dazu herab, *wir* zu sagen. »Das hier ist neu.«

»Woher haben wir den neuen Film?«, fragte Byrne.

»Gleich um die Ecke der St. Adelaide Church ist eine Autoreparaturwerkstatt. Offenbar hat Detective Caruso mit dem Besitzer gesprochen und ihren Charme spielen lassen. Er hat ihr erlaubt, sich

die Überwachungskameras anzusehen.«

Mateo nahm die DVD aus der Papierhülle und schob sie in das Laufwerk eines der beiden Laptops. Ein paar Sekunden später startete er den Film.

»Detective Caruso hat erfahren, dass die Autoreparaturwerkstatt über vier Überwachungskameras verfügt. Eine befindet sich schräg gegenüber von dem Laternenpfahl mit der Überwachungskamera der Polizei.«

»Und auf diesem Film ist zu sehen, was sich gegen zehn Uhr an dem Abend, ehe Danny Palumbos Leichnam gefunden wurde, dort abgespielt hat?«, fragte Jessica.

»Genau.« Mateo klickte auf das Bild.

Es war grobkörnig und ziemlich dunkel, aber es sah brauchbar aus. Mateo ließ den Film, auf dem vorbeirasende Autos und Passanten zu sehen waren, schnell bis zu der Stelle vorlaufen, die er gesucht hatte. »Wenn Sie die Zeitangabe hier überprüfen, sehen Sie, dass sie mit der Zeit auf dem anderen Film übereinstimmt.« Mateo klappte den zweiten Laptop mit dem Film aus der Überwachungskamera der Polizei auf. »Ich habe die beiden Aufnahmen auf die Sekunde genau aufeinander abgestimmt.«

Mateo ließ beide Filme in Zeitlupe laufen. Auf dem Film der Polizei, den Jessica und Byrne kannten, sahen sie, dass die Gestalt mit der Kapuze aus der Gasse herauskam. Sie blieb vor der

Kirche stehen und malte das X auf den Laternenpfahl, ehe sie aus dem Bild verschwand. Auf dem anderen Film war die Gestalt nicht zu sehen, nur ihr Schatten. Mateo ließ beide Filme zurücklaufen und spielte sie erneut ab. Während Jessica sich die Filme genau anschaute und immer wieder auf die Zeitangaben blickte, spürte sie, dass irgendetwas nicht stimmte.

Nach dem dritten Durchlauf wusste sie, was es war.

»Weißt du, was da fehlt?«, fragte sie Byrne.

»Die Frau, die du befragt hast, als ich im Glockenturm war«, sagte er.

»Genau.«

»Spielen Sie das noch mal ab?«, bat

Byrne.

Mateo spielte beide Filme noch einmal ab. Als die Gestalt mit der Kapuze vor der St. Adelaide Church ankam, stoppte er beide Aufnahmen.

Vor dem Haus ihrer Mutter, wo Mara Reuben nach eigenen Angaben angeblich gestanden hatte, stand niemand. Wenn sie die Gestalt mit der Kapuze vor der Kirche gesehen haben wollte, hätte sie in diesem Augenblick auf der anderen Straßenseite vor dem Haus stehen müssen.

Da stand niemand.

»Möchten Sie eine Kopie?«, fragte Mateo.

»Das wäre großartig«, sagte Jessica. Mit einer überschwänglichen Geste

reichte Mateo ihr die DVD.

»Sie kennen mich gut.« Jessica küsste ihn auf den Kopf.

Mateo verzog einen Mundwinkel, was man bei ihm schon fast für ein Lächeln halten konnte. »Seien Sie vorsichtig«, sagte er. »Sobald Sie sich einmal für die Audio-Video-Technik begeistern, lässt es Sie nicht mehr los.«

Jessica und Byrne bedankten sich und stiegen die Treppe zum Büro der Mordkommission hinauf.



Jessica suchte in ihren Notizen Mara Reubens Telefonnummer und wählte sie,

doch die Nummer war nicht vergeben.

»Komm, lass uns dahin fahren«, sagte Byrne.

Eine Viertelstunde später standen sie an der Ecke gegenüber der St. Adelaide Church. Sie gingen auf das Haus zu, das nach Mara Reubens Angaben ihrer Mutter gehörte. Byrne klopfte. Eine ältere schwarze Frau öffnete ihm.

»Ja?«, sagte sie. »Wollen Sie mir was verkaufen?«

»Nein, Ma'am«, erwiderte Byrne.
»Kennen Sie eine Frau namens Mara Reuben?«

»Wen?«

»Ich habe mich in der Hausnummer geirrt«, entschuldigte Byrne sich.
»Verzeihen Sie die Störung.«

Die Frau musterte die beiden argwöhnisch und schloss die Tür. Jessica hörte, dass sie dreimal abschloss.

Die beiden Detectives kehrten zum Wagen zurück.

»Sie ist mir an dem Tag aufgefallen«, sagte Jessica. »Du warst in der Kirche. Sie stand genau vor dem Reihenhauses, und ich dachte, sie wollte mit mir sprechen.«

»Und dir kam nichts an der Geschichte komisch vor?«

»Nein, nichts. Nun wissen wir, dass sie mich angelogen hat. Ihre Telefonnummer stimmt nicht, und ihre Mutter wohnt nicht in dem Haus. Außerdem war sie an dem Abend gar

nicht da.«

»Jetzt fragst du dich, welche Lügen sie dir noch aufgetischt hat.«

»Ja, Detective. Ganz genau.«

Sie kehrten schweigend zum Roundhouse zurück. Die Sondereinheit, die in der Mordserie ermittelte, setzte sich aus Detectives, Kriminaltechnikern und Laboranten zusammen und umfasste vermutlich an die hundert Leute, die rund um die Uhr arbeiteten. Jessica fragte sich, wie eine geistesgestörte Person mit einem ausgeprägten, beunruhigenden Krankheitsbild es schaffte, der geballten Cleverness und Erfahrung so vieler Ermittler stets einen Schritt voraus zu sein.

Als sie an der Ecke Achte und Race

Street auf dem Parkplatz standen, klingelte Jessicas Handy. Es war Hell Rohmer.

»Moment, Hell, ich schalte den Lautsprecher ein«, sagte Jessica.

»Wer hört denn noch zu?«

»Detective Byrne. Also, was gibt's?«

»Ich bin mit dem Stein weitergekommen«, sagte Hell.
»Jedenfalls, was die Aufschrift betrifft.«

»Was haben Sie herausgefunden?«

»Es dauerte eine Weile – für meine Verhältnisse jedenfalls –, aber jetzt weiß ich, dass es Griechisch ist. Und es ist nicht besonders gut geschrieben.«

»Was soll das heißen?«

»Ich meine damit nicht, dass es sich um einen schlecht formulierten Text

handelt. Da steht ja nur das eine Wort. Aber aufgrund der Größe und des Werkzeugs, das benutzt wurde, ist es nicht sehr gut zu erkennen.«

»Was für ein Werkzeug wurde denn benutzt?«

»Das weiß ich nicht. Falls es Spuren hinterlassen hat, haben das Blut und der Speichel sie abgewaschen. Ich gebe den Stein jetzt an die Kriminaltechnik zurück.«

Die Waffenexperten der Kriminaltechnik untersuchten auch Werkzeuge und Spuren auf Werkzeugen.

»Da die Buchstaben ohne Sorgfalt in den Stein gehauen wurden, kamen zunächst mehrere Wörter infrage.«

Hell verstummte. Jessica nahm an,

dass er seine Notizen durchsah. Als er nach einer Minute immer noch schwieg, wurde ihr klar, dass er gefragt werden wollte.

»Und was ist das für ein Wort, Hell?«

»Es ist ein Name. *Ignatios*.«

»Könnten Sie das buchstabieren?«

Hell buchstabierte den Namen. »Das ist die griechische Schreibweise von Ignatius.«

»Wissen Sie sonst noch etwas darüber?«

»Ich kann Ihnen sagen, dass er 1491 auf Schloss Loyola geboren wurde und 1556 in Rom starb.«

»Nein, Hell«, sagte Jessica. »Ich wollte wissen, ob es ...«

»Ja, gibt es. Es ist keine richtige

Kirche, eher eine Kapelle. Jedenfalls war es früher eine Kapelle.«

»Ist sie geschlossen?«

»Seit ein paar Jahren. Seitdem das alte Krankenhaus abgerissen wurde.«

Jessica hörte, dass ihr Handy piepte.

»Ich habe Ihnen gerade die Adresse geschickt.«

»Danke.«

»Kein Problem«, sagte Hell. »Ich hoffe, Sie sind zuerst da.«

Dieser Wunsch erfüllte sich leider nicht.

Jessica und Byrne standen vor der Matratze. Neben ihnen standen Maria Caruso und Josh Bontrager.

Das Opfer bot einen grauenhaften Anblick. Die tote Frau, eine Weiße zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig Jahren, war nackt, und ein Tuch verdeckte ihre Augen.

Die alte Matratze, auf der sie lag, war blutgetränkt. Die Kehle der Frau war durchgeschnitten. Der Mörder hatte sie regelrecht abgeschlachtet. Die verzerrten Gesichtsmuskeln sprachen von dem unvorstellbaren Grauen in den letzten Sekunden ihres Lebens.

»Detectives?«, rief der Kriminaltechniker, der sich in dem kleinen Raum neben dem großen Keller aufhielt.

Jessica und die anderen gingen zu ihm. Als Erstes fielen Jessica die ungefähr ein Dutzend kleinen gelben Kegel auf, die die Kriminaltechniker dort aufgestellt hatten, wo es Blutspuren zu sichern galt. Das Blut führte zu einem alten, gemauerten Torbogen.

Jessica ging als Erste hindurch und sah etwas auf dem Boden liegen. Als sie sich hinkniete, erkannte sie, was es war.

Es war die Zunge der Frau.

Der Mörder hatte ihr die Zunge herausgeschnitten.

Jessica blickte zur Decke hinauf, wo

ein verrostetes Eisenrohr durch den Boden im Erdgeschoss in den Keller führte. Sie befanden sich unter der Sakristei.

Schauen Sie ins Sakrarium.



Während die Kriminaltechniker im Keller systematisch nach Spuren suchten, stieg Jessica die Treppe hinauf und nahm einige grobe Messungen vor. Josh Bontrager fertigte die Skizze an. Er würde die Ermittlungen in diesem Fall leiten.

Vier Kirchen. Vier brutale Morde.
Keine Verdächtigen.

Dieser Fall fiel in den Verantwortungsbereich der Sonderkommission. Jessica wusste, dass Berichte über den aktuellen Stand der Dinge in dieser Mordserie bereits die Ebene des Inspektors, vermutlich sogar die des Polizeichefs erreicht hatten. Deshalb ging sie davon aus, dass das Geld, das für anfallende Überstunden gebraucht wurde, um die anderen geschlossenen Kirchen in Philadelphia County rund um die Uhr zu überwachen, jetzt bewilligt wurde.

Am frühen Nachmittag stellte sich heraus, dass sie im Gegensatz zu den anderen Fällen bereits die Identität des Opfers kannten. Genau vor der Kapelle parkte ein auf den Namen Michelle A.

Calvin zugelassener Wagen. Bei der Überprüfung in der Verbrecherdatenbank entdeckten sie ein Foto und erfuhren, dass Michelle Calvin vor ein paar Jahren bei einer Razzia im Prostituiertenmilieu verhaftet und zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden war. Bei den Recherchen fanden sie auch den aktuellen Arbeitgeber der Ermordeten, das Maklerbüro Rudolph Realty. Josh Bontrager rief dort an und sprach mit dem Besitzer, Raymond Rudolph. Er willigte ein, zum Tatort zu kommen und mit den Ermittlern zu sprechen.

Als Jessica und Byrne die Kapelle verließen, stand Rudolph neben einem der Streifenwagen und sprach mit

Bontrager. Der Mann war sichtlich erschüttert. Rudolph war Ende dreißig, eins siebzig groß und konservativ gekleidet. Er trug einen schwarzen Trenchcoat, weißes Hemd, braune Krawatte und Handschuhe. In den Händen hielt er ein BlackBerry, das er ununterbrochen von einer Seite auf die andere drehte.

Bontrager stellte den beiden Detectives Michelles Arbeitgeber vor.

»Sie waren ihr Chef?«, fragte Byrne.

»Ja.«

»Wissen Sie, warum sie heute hier gewesen ist?«

»Sie hatte einen Termin mit einer Interessentin.«

»Dieses Haus steht zum Verkauf?«

Rudolph nickte. »Ja, schon länger.«
»Was wissen Sie über die Interessentin?«

Rudolph griff in die Tasche und zog eine ausgedruckte E-Mail heraus.

»Michelle wollte sich hier mit einer Frau namens Mara Reuben treffen.«

Jessica und Byrne wechselten einen Blick. *Mara Reuben*. Mit dieser Frau hatte Jessica gegenüber von der St. Adelaide Church gesprochen. Das Phantom, das nicht auf dem Videofilm zu sehen war.

»Haben Sie diese Frau schon mal gesehen?«, fragte Bontrager.

»Nein«, sagte Rudolph. »Leider nicht.«

»Wissen Sie, ob diese Frau Mrs.

Calvin mal angerufen oder eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen hat?«

»Das weiß ich nicht, aber ich kann es überprüfen.«

»Das wäre nett. Wissen Sie, ob diese Frau jemals in Ihrem Büro war? Ob einer Ihrer Mitarbeiter mit ihr gesprochen hat?«

»Das glaube ich nicht. Aber ich werde meine Mitarbeiter sicherheitshalber fragen. Vergessen Sie nicht, dass es nur eine kleine Firma ist. Wir sind insgesamt nur fünf Leute.« Rudolfs Miene verdüsterte sich. Offenbar wurde ihm gerade bewusst, dass sie jetzt nur noch zu viert waren.

»Fällt Ihnen jemand ein, mit dem Mrs.

Calvin Probleme gehabt haben könnte?«, fragte Bontrager. »Ein Geschäft, bei dem es im Nachhinein Probleme gab?«

Bontrager wusste natürlich, dass der gesuchte Serienkiller auch diesen Mord verübt hatte und dass es kein persönlicher Racheakt war. Dennoch musste er diese Frage stellen.

Rudolph schüttelte den Kopf.
»Eigentlich nicht ...«

Sie ließen ihm ein wenig Zeit, um seine Antwort zu präzisieren, aber er schwieg.

»Heißt das jetzt nein oder vielleicht?«, hakte Bontrager nach.

Rudolph hob den Blick. Ihm war anzusehen, dass er in einem Zwiespalt steckte. »Hören Sie, es geht mich nichts

an, was jemand tut oder früher getan hat. Ich weiß, dass Michelle Probleme hatte, ehe sie bei uns anfang. Aber sie war clever und geschäftstüchtig und hatte ihr Leben vollkommen umgekrempelt. Ich habe gerne mit ihr zusammengearbeitet und bin froh, sie kennengelernt zu haben. Gott mag darüber richten, Detective, nicht die Menschen.«

Als ihm Tränen in die Augen traten, wandte er sich ab. Bontrager ließ ihm Zeit, sich wieder zu fangen.

Jessica nahm an, dass Rudolph sich mit seinen Worten auf Michelle Calvins Verhaftung und Verurteilung wegen Prostitution bezog, aber vielleicht steckte mehr dahinter. Vielleicht sehr viel mehr.



Da die Mordserie immer größere Ausmaße annahm, wurden die Chefs der verschiedenen Dezernate über alles auf dem Laufenden gehalten. Der Chef der Kriminaltechniker hielt sich bereits am Tatort auf. Sergeant Terry O'Neal – ein alter Hase in den Fünzigern, Vater von sechs Kindern – war knallhart, wenn es um den Job ging. Als Byrne bei der Polizei anfang, war er Streifenbeamter gewesen. Die beiden Männer kannten sich eine Ewigkeit.

Jessica stand in ihrer Nähe, als sie miteinander sprachen.

»Jeden Quadratzentimeter, Terry. Jeden verdammten Quadratzentimeter«,

sagte Byrne mit gedämpfter Stimme.
»Notfalls bezahle ich die Überstunden
aus eigener Tasche.«

»Tolle Idee.«

»Irgendwo in diesem Gebäude ist
etwas versteckt, das uns zum nächsten
Tatort führt. Ich will, dass wir es finden,
ehe dieser Wahnsinnige sich die nächste
Kirche vornimmt.«

Und die nächste Leiche dort ablegt,
fügte Jessica in Gedanken hinzu.

Sie nahm ihr iPhone aus der Tasche
und öffnete den Browser. Einem inneren
Gefühl folgend begann sie eine Suche
nach biblischen Namen. Es dauerte nicht
lange, bis sie fündig wurde. Es gab in
der Bibel eine Frau namens Mara und
einen Mann namens Reuben. Sie rief

Byrne und Bontrager zu sich. »Seht mal.«

Die beiden Männer schauten auf das Display.

»Auf Hebräisch heißt Mara ›traurig‹, und Reuben bedeutet ›die Freude über die Geburt eines Sohnes‹«, sagte Jessica und steckte das Handy wieder ein. »Ich glaube, ich setze mich heute noch mit einem Phantombildzeichner zusammen.«

»Gute Idee«, meinte Bontrager.



Als die Ermittler zwanzig Minuten später damit begannen, die Informationen über den neuen Mordfall

zusammenzutragen, schaute Jessica aus dem Fenster der Kapelle. Byrne stand auf dem Vorplatz und sprach mit einer Sanitäterin, einer Frau in einem blauen Blouson. Jessica erkannte sie wieder. Sie war eine der beiden Sanitäter, die Danny Palumbo am Tatort behandelt hatten.

Jessica beobachtete die Frau. Ihre Körpersprache drückte aus, dass zwischen ihr und Byrne offenbar eine persönliche Beziehung bestand. Das Gesicht der Frau konnte Jessica nicht sehen, was hilfreich gewesen wäre, aber es schien, als gäbe es zwischen den beiden etwas, was über den Job hinausging.

Etwas Vertrautes.

Shane beobachtete das Treiben der Polizei vom Coffeeshop auf der anderen Straßenseite aus. Rings um die alte Kirche standen ein halbes Dutzend Streifenwagen und eine Gruppe Schaulustiger. Shane hatte keine Details im Polizeifunk erfahren, was selten der Fall war. Man konnte schon froh sein, wenn man den Sachverhalt und eine Adresse erfuhr. Er war sich aber ziemlich sicher, dass die Polizei hier wieder eine Leiche gefunden hatte. Wenn ein Jugendlicher irgendwo einbrach, um in Ruhe seine Haschpfeife zu rauchen, rückte nicht die ganze

Kompanie an.

Mehr als für die Streifenwagen interessierte sich der Reporter für den Ford Taurus, der gerade angekommen war und jetzt keine zwanzig Meter von ihm entfernt parkte. Das Zivilfahrzeug der Mordkommission – der Wagen, in dem Byrne und Balzano zum Tatort gekommen waren – stand vor dem Absperrband.

Dass Byrne und Balzano hier waren, sagte Shane fast alles, was er wissen musste.

Cyn hatte einen Auftrag in Cheltenham; es ging um eine geplatzte Hauptwasserleitung. Aber das war okay. Für diese Sache brauchte Shane sie nicht. Er war ein echter Profi geworden,

wenn es darum ging, eine Filmreportage alleine zu drehen. Das machte er inzwischen so gut, dass kein noch so erfahrener Reporter den Unterschied zu einer Live-Reportage erkennen konnte. Falls nötig, könnte er einen Film sogar auf die Schnelle auf seinem Laptop schneiden.

Mit dieser Art des investigativen Journalismus könnte er es schaffen, in der Nachrichtenshow von Anderson Cooper zu landen.

Als zwei Vans der Kriminaltechnik am Tatort eintrafen und der Streifenpolizist dafür sorgte, dass die Schaulustigen Platz machten, erkannte Shane seine Gelegenheit. Er schlug den Mantelkragen hoch und verließ den

Coffeeshop.

In der Nähe des Wagens ließ er seine Schultertasche auf den Boden fallen – so, dass es wie ein Versehen aussah, falls ihn jemand beobachtete. Natürlich war es Absicht, damit er den kleinen Peilsender mit Magnet unter den rechten Kotflügel des Wagens klemmen konnte. Er stand auf, klopfte sich den Schmutz von der Hose und schaute sich um. Niemand hatte ihn gesehen.

Ausgezeichnet.

Der Wagen war ein Fahrzeug der Mordkommission, das weder Jessica Balzano noch Kevin Byrne gehörte. Shane wusste jedoch, dass die Detectives oft mit demselben Wagen fuhren. Das erlaubte ihnen, ein paar

persönliche Dinge im Kofferraum liegen zu lassen. Der Peilsender war ziemlich teuer gewesen, und Shane hatte schon einen verloren. Die monatliche Gebühr, um jemanden über GPS aufzuspüren, betrug jedoch nur zwanzig Dollar. Solange sein Laptop ein Satellitensignal empfing, konnte er den Peilsender überall aufspüren.

Es war Shane nicht gelungen, Byrne zu filmen, als er seine Hulk-Nummer mit diesem miesen Dealer abgezogen hatte, und so eine Chance würde sich so schnell nicht noch einmal bieten. Sicher, dank des Handyvideos des Jungen hatte er die Möglichkeit gehabt, einen Exklusivbericht zu bringen, doch wenn er eine bessere Überwachungstechnik

eingesetzt hätte, hätte er einen gestochen scharfen Videofilm drehen können.

Jetzt hatte er seine Videokamera mit aufgeladenem Akku bei sich. Ein voll aufgeladener Ersatzakku lag im Kofferraum.

Sobald der Mörder wieder zuschlug – und Shane hatte das Gefühl, das würde bald geschehen –, würde er zur Stelle sein.

Von der Eingangshalle der St.-Ignatius-Kapelle aus beobachteten Jessica und Byrne, wie ein halbes Dutzend Kriminaltechniker den Tatort in schachbrettartige Felder einteilten und systematisch absuchten. Sie würden den Rest des Tages und die Nacht damit verbringen, alle möglichen Spuren zu sichern – Haare, Fasern, Fingerabdrücke, Körperflüssigkeiten. Es war eine sehr mühsame Arbeit, die extrem viel Zeit in Anspruch nahm.

Byrne ging zu Jessica hinüber.

»Wenn sie nichts finden, nehme ich hier mit bloßen Händen alles

auseinander«, sagte er. »Es *muss* hier sein.«

Ehe Jessica etwas erwidern konnte, klingelte ihr Handy. Es war Dana Westbrook.

»Was gibt's, Sergeant?«, fragte Jessica.

»Wir haben den Namen Mara Reuben durch die Datenbänke laufen lassen, aber nichts gefunden.«

Das überraschte niemanden.

»Wie weit sind Sie mit den Befragungen in der Gegend?«, fragte Westbrook.

»Wir fangen gerade erst an«, erwiderte Jessica. »Die Kriminaltechniker sind hier, und der Phantombildzeichner hat nach meiner

Beschreibung das Phantombild erstellt.«

Das Phantombild der Frau, mit der Jessica gegenüber der St. Adelaide Church gesprochen hatte und die sich »Mara Reuben« nannte, würde umgehend veröffentlicht werden. Jessica hatte die Frau mit dem schönen grauen Haar detailliert beschrieben, war sich aber ziemlich sicher, dass sie eine Perücke getragen hatte.

»Ich schicke ein paar weitere Detectives an den Tatort, damit sie die Befragungen in der Nachbarschaft durchführen«, sagte Westbrook.

»Warum?«, fragte Jessica. »Was ist los?«

»Ich brauche Sie hier. Wir haben die Ergebnisse der DNA-Untersuchungen.«

»Wollen Sie damit sagen, wir haben eine Spur?«

»Ja.«



Als sie im Roundhouse eintrafen, hatte sich ein halbes Dutzend Detectives der Sondereinheit im Büro der Mordkommission versammelt. Alle standen unter Spannung.

Dana Westbrook ergriff das Wort.

»Leute, wir haben eine heiße Spur. Uns liegen Ergebnisse der DNA-Analysen von den ersten drei Tatorten vor. Wie Sie alle wissen, haben wir an allen drei Tatorten zwischen den Seiten

des Messbuchs Haare gefunden. Nach Angaben der Kollegen im Labor stand genügend mitochondriale DNA für einen Abgleich zur Verfügung.«

Jessica war alles andere als eine Expertin für kriminaltechnische Haaranalysen. Sie hatte aber schon so oft damit zu tun gehabt, dass sie über ein Grundwissen darüber verfügte, welche Ergebnisse das Labor durch eine Haaranalyse erzielen konnte und welche nicht. Wenn es bei zwei DNA-Analysen eine Übereinstimmung gab, war das besser als ein Fingerabdruck.

»Sämtliche Haare lagen in den Messbüchern?«, fragte Byrne.

»Ja«, antwortete Westbrook.

»Zwischen den Seiten der Offenbarung

des Johannes. Volltreffer bei allen dreien. Als wir sie durch CODIS laufen ließen, schrillten alle Alarmglocken.«

Das »Combined DNA Index System« war eine nationale, vom FBI geführte Datenbank von verurteilten Straftätern, ungelösten Verbrechen und vermissten Personen. CODIS erlaubte es Polizeibehörden, DNA-Profile auf elektronischem Weg auszutauschen und zu vergleichen, sodass Verbindungen zwischen verschiedenen Verbrechen hergestellt werden konnten, um Verdächtige zu identifizieren.

»Dann haben wir also einen Verdächtigen?«, fragte Byrne.

Westbrook nickte, doch auf ihrem Gesicht spiegelte sich keine Freude oder

die erwartete – und wohlverdiente – Genugtuung, die alle Cops empfanden, wenn sie einen Durchbruch bei einer Mordermittlung erzielt hatten.

»Sie sehen nicht glücklich aus, Sergeant«, sagte Maria Caruso. »Was ist?«

Westbrook reichte Byrne den Bericht. Jessica, Josh Bontrager und Maria Caruso drängten sich um ihn.

Die DNA-Probe, die sie an drei verschiedenen Tatorten gefunden hatten – an drei verschiedenen Orten, an denen ein Mord verübt worden war –, stammte von einem Mann namens Roland Hannah. Es handelte sich um einen selbsternannten Wanderprediger, der die Stadt einst terrorisiert und mit seinen

Morden das Recht in die eigenen Hände genommen hatte. Jessica und Byrne hatten in einem Fall ermittelt, der damit in Verbindung stand und der die Ermittler damals zum Schuylkill River geführt hatte.

Aber das war nicht das Erstaunliche an dieser Sache.

Erstaunlich war, dass Roland Hannah seit vier Jahren im Gefängnis in Graterford einsaß.

DRITTER TEIL

DER LETZTE HEILIGE

WER IST WÜRDIG, DIE BUCHROLLE ZU
ÖFFNEN
UND IHRE SIEGEL ZU LÖSEN?

OFFENBARUNG DES JOHANNES 5,2

In der Kirche ist es schon lange wieder dunkel. Die Zeit ist nahe.

Um vier Uhr hörst du, dass die große Tür sich hinter dir öffnet, und du siehst, dass das schwindende Tageslicht auf den langen Gang fällt. Schwere Schritte nähern sich auf den abgenutzten Bodenfliesen, Schuhe mit harten Sohlen. Seltsamerweise hörst du den Klang einer Bodenfliese, die sich gelockert hat. Du hast schon immer auf Details geachtet.

Du schaust zu dem Gang hinüber, auf den der Schatten fällt, so wie auf den Tag genau vor dreißig Jahren. Heute wie damals stellst du fest, dass du den Atem

anhältst.

Vor dreißig Jahren hast du deine
Waffe gezogen und dich dem Licht
zugewandt.

Heute hast du nur deinen Glauben.

Jessica Balzano und Kevin Byrne saßen im Taurus der Mordkommission auf dem Hügel mit Blick auf das Gefängnis in Graterford.

Jessica war in all den Jahren beim Philadelphia Police Department nur wenige Male hier gewesen. Das Reich der Justizvollzugsanstalten – ihre inneren Strukturen, der riesige Verwaltungsapparat, ihre eigene Welt – lag jenseits der Erfahrungen der meisten Detectives aus der Stadt. Ein Detective der Mordkommission ermittelte in der Regel an anderen Orten. Seine Arbeit begann in dem Augenblick, in dem eine

Person ihre Hand im Zorn gegen eine andere erhob, und endete, wenn ein verurteilter Verdächtiger in Ketten aus dem Gerichtssaal geführt wurde.

Die Justizvollzugsanstalt des Staates Pennsylvania bei Graterford lag in Skippack Township, Montgomery County, ungefähr dreißig Meilen von Philadelphia entfernt. Sie war 1929 erbaut worden und das größte Hochsicherheitsgefängnis in Pennsylvania mit mehr als dreitausendfünfhundert Häftlingen. Außer den fünf großen Zellenblöcken gab es noch eine kleine Krankenstation.

Der gesamte Gebäudekomplex war von siebenhundert Hektar Weideland umgeben. Neun bemannte Wachtürme

überragten die hohen Mauern, die mit Stacheldraht gesichert waren.

Die Überfüllung stellte in vielen Gefängnissen in den USA ein Problem dar, und das war im Commonwealth of Pennsylvania nicht anders. Insgesamt saßen in diesem Staat momentan fünfzigtausend Häftlinge ein, aber der Platz reichte nur für dreiundvierzigtausend. Man hatte gehofft, die Lage durch vorzeitige Haftentlassungen ein wenig zu entspannen, doch die Überfüllung blieb ein großes Problem.

2010 war ein Häftling, der eine zehnjährige Haftstrafe verbüßen musste, vorzeitig entlassen worden und brachte wenig später einen Polizisten des

Philadelphia Police Departments um. Daraufhin wurde Anträgen auf vorzeitige Haftentlassungen vorläufig nicht mehr stattgegeben.

Der verfallene Gebäudekomplex hätte eigentlich geschlossen werden müssen, als zwei neue Gefängnisse in der Nähe von Philadelphia eröffnet wurden. Inzwischen platzte Graterford aus allen Nähten.

Für einen Detective aus der Stadt war es eine ziemlich komplizierte Angelegenheit, die Bewilligung für ein Gespräch mit einem in Graterford einsitzenden Häftling zu bekommen. In diesem Fall war es etwas einfacher, da der Captain der Mordkommission und der Bezirksstaatsanwalt sich

eingeschaltet hatten.

Roland Hannah hatte drei Morde gestanden und auf sein Recht verzichtet, vor Gericht das Wort zu ergreifen und seine Taten zu erklären. Bis zum heutigen Tage blieben die Gründe für diese Morde ein Rätsel, aber nur im rechtlichen Sinne. Jeder wusste – insbesondere die Ermittler der Polizei –, warum Roland Hannah diese Verbrechen begangen hatte. Aufgrund seines Geständnisses blieb Hannah die Todesstrafe erspart. Er wurde zu dreimal lebenslänglich verurteilt, ohne dass die Möglichkeit einer vorzeitigen Haftentlassung bestand.

All das könnte sich nun ändern. Vor der Fahrt zum Gefängnis hatten Jessica

und Byrne erfahren, dass Hannahs Anwalt beim Gericht ein Gesuch eingereicht hatte, seinen Mandanten bis zum Beginn eines neuen Prozesses aus der Haft zu entlassen. Der Anwalt begründete seinen Antrag damit, dass Hannah damals wie heute hereingelegt worden sei. Der Grund für sein damaliges Geständnis, so wurde nun behauptet, seien verminderte Zurechnungsfähigkeit und starker Druck durch die Polizei gewesen.

Es gab viele Fragen, nicht zuletzt auch die, wer Roland Hannahs neuen Anwalt bezahlte, James H. Tolliver, einen der teuersten Rechtsanwälte in Philadelphia.



Sie trafen sich mit James Tolliver vor dem Besucherraum. Er war um die fünfzig, braun gebrannt und gut gekleidet. Über einem Arm hing ein teurer, dunkelgrauer Mantel, und in einer Hand hielt er eine schwarze Aktentasche von Ferragamo.

Woher hatte Roland Hannah das Geld für diesen Anwalt?, fragte Jessica sich. Sicher, viele Anwälte aus angesehenen Kanzleien übernahmen unentgeltlich Vertretungen für Mandanten. In diesem Fall aber schien man das bei genauerer Betrachtung wohl ausschließen zu können. Es sei denn, es ging letztendlich darum, eine übereifrige Polizeibehörde und Bezirksstaatsanwaltschaft hatten Roland Hannahs Verurteilung

erzwungen, um endlich eine Serie entsetzlicher ungelöster Morde abzuschließen.

Sie stellten einander vor – höflich, aber kühl.

»Gegen meinen Rat hat Pfarrer Hannah darum gebeten, dass ich während Ihres Gesprächs mit ihm nicht anwesend sein soll.«

Gut, dachte Jessica.

»Aber seien Sie versichert, dass ich alles höre, was in dem Raum gesprochen wird, Detectives«, fügte Tolliver hinzu. »Sollte ich das Gefühl haben, dass Sie ein Terrain betreten, das mein Mandant meines Erachtens nicht betreten sollte, bin ich sofort bei Ihnen, und das Gespräch ist zu Ende.«



Der Raum mit den grün gestrichenen Wänden war ungefähr dreizehn Quadratmeter groß. Drei kleine, vergitterte Fenster oben in der Wand spendeten genug Licht, um zu erkennen, welche Tageszeit es war, aber viel mehr konnten die Häftlinge nicht sehen.

In der Mitte des Raumes stand ein Tisch, der im Boden festgeschraubt war. Auf einer Seite stand ein ebenfalls festgeschraubter, angeschlagener Metallstuhl. Auf der anderen Seite standen zwei Klappstühle, die nicht viel bequemer aussahen.

Um kurz nach zwei Uhr wurde die Tür geöffnet und der Häftling hereingeführt.

Er war an Händen und Füßen gefesselt.

Jessica hatte Roland Hannah seit Jahren nicht gesehen. Zum letzten Mal war sie ihm begegnet, als er während der Gerichtsverhandlung die Morde gestanden hatte. In den vergangenen Jahren war er vollständig ergraut, und sein schlohweißes Haar fiel bis auf die Schultern. Hannah, der immer schlank gewesen war, hatte abgenommen, und der orangefarbene Overall saß sehr locker. Sein Gesicht sah aus, als wäre es aus Alabaster gemeißelt.

Der Wärter setzte Hannah auf den Metallstuhl. Dann nahm er ihm die Handschellen ab, stellte sich hinter den Häftling und warf Jessica und Byrne einen Blick zu. Jessica nickte, worauf

der Wärter den Raum verließ und die Tür hinter sich abschloss.

Fast eine Minute lang herrschte Stille. Schließlich ergriff Roland Hannah das Wort.

»Guten Tag, Detectives«, sagte er.
»Es ist eine Weile her. Ich hoffe, es geht Ihnen gut.«

Zum orangefarbenen Overall trug er eine Pilotensonnenbrille mit bernsteinfarbenen Gläsern.

Roland Hannah war blind.

Jessica fragte sich, was Hannah erfahren hatte. Über die ausführlichen Gespräche mit seinem Anwalt war sie informiert. Daher musste sie davon ausgehen, dass er alles wusste – Details der aktuellen Mordserie und die

Verbindung zu den Kirchen.

»Mr. Hannah«, sagte Jessica.

Sie erkannte die Reaktion auf seinem Gesicht, ein winziges Zucken, das sein Missfallen verriet. Er erwiderte nichts. Roland Hannah war zum Zeitpunkt seiner Morde, für die er nun in Graterford einsaß, katholischer Pfarrer gewesen. Jessica würde ihn auf keinen Fall mit Pfarrer Hannah ansprechen. Nur wenn es unbedingt notwendig war. Nur wenn dieses Gespräch sie weiterbrachte.

»Ich hätte gesagt, ›ich freue mich, Sie wiederzusehen«, aber mir liegt Ironie nicht«, sagte Hannah.

»Wissen Sie, warum wir hier sind?«, fragte Byrne.

Roland Hannah schwieg zunächst. Seine Miene konnte man hinter der getönten Brille nicht erkennen.

»Akzeptieren Sie nun beide Jesus Christus als Ihren Erlöser?«, fragte er schließlich.

»Warum stellen Sie uns diese Frage?«, wollte Jessica wissen.

»Ich betrachte mich gerne als einen besonders glaubensfesten Diener des Herrn, aber für Sie scheint das eine große Anstrengung zu bedeuten. Es gibt genügend Kirchen, in die Sie hätten gehen können, wenn Sie getauft werden wollten.«

»Ich bin getauft, Mr. Hannah«, sagte Jessica.

»Gelobt sei der Herr. Welchen Weg

haben Sie gewählt?«

Jessica spürte, dass er ihr ein Gespräch über dieses Thema aufzwingen wollte. Sie hatte zwar nicht die geringste Lust, ihm den Gefallen zu tun, wusste aber, dass es notwendig war. »Ich bin katholisch.«

Hannah nickte. Er drehte sich zu dem spärlichen grauen Licht um, das durch die hohen Fenster in den Raum sickerte, und wandte sich dann wieder Jessica und Byrne zu. »Ich fühle mich den Katholiken eng verbunden, wissen Sie.«

»Tatsächlich?«

»Ja, Ma'am. Seitdem ich zwölf oder dreizehn Jahre alt war, wollte ich katholischer Priester werden. Mutter war Baptistin, aber ich habe jede

Gelegenheit wahrgenommen, eine katholische Messe zu besuchen. Ich hielt mich häufig im Pfarrhaus auf und half bei Gottesdiensten und den Veranstaltungen der katholischen Jugendorganisation. Aber meistens habe ich nur gestört. Einmal habe ich mir sogar aus Stoffresten aus dem Nähkorb meiner Mutter einen Priesterkragen genäht.«

Jessica interessierte die Geschichte dieses Mannes nicht, doch sie wollte, dass er weitersprach. »Und was geschah dann?«

»Sie sagten, ich sei zu alt, um Ministrant zu werden, und zu jung für das Priesterseminar, ganz zu schweigen von meiner fehlenden Bildung. Als die Tragödie mein Leben erschütterte,

wählte ich daher einen anderen Weg. Mit fünfzehn Jahren wurde ich zum Pfingstpfarrrer geweiht.«

»Das war hier in Philadelphia?«, fragte Jessica, obwohl sie die Antwort kannte.

»Nein, Ma'am. Ich ging zurück in die Appalachen, wo ich herkomme.« Er schwieg einen Moment und fuhr dann fort: »Meine erste Pfarrei war in Kentucky. Dort bin ich herangereift. Mein Bischof spürte, dass ich ein tieferes Verständnis für die Menschen hatte. Ich bekam eine kleine Kirche in Letcher County zugewiesen.«

Als Hannah auf dem Stuhl hin und her rutschte, hallte das Klirren der Ketten an seinen Füßen durch den Raum.

»Sie müssen wissen, dass diese Menschen sehr arm sind«, sagte er. »Ihr Land, sogar ihr Leben wurde ihnen von den Bergbaugesellschaften, den Holzproduzenten und der Regierung gestohlen. Zuerst fällten sie die Bäume, dann bauten sie die Kohle ab, und schließlich trugen sie sogar die Berggipfel ab. Diese Menschen stehen allen Organisationen, ob religiöser oder weltlicher Natur, skeptisch gegenüber.

Ich habe das Beste aus dem gemacht, was ich hatte, und das war nicht viel. Man kann hungrige Kinder nicht mit dem Wort Gottes satt machen. Mit der Zeit wurde ich viel mehr für sie als nur ein Pfarrer.«

Das glaube ich gern, ging es Jessica

durch den Kopf. Sie dachte an Ida-Rae Munsons Worte.

Der hat diese Messbücher an die Leute verteilt wie Bonbons. Und die jungen hübschen Mädchen haben noch viel mehr von ihm bekommen.

Hannah beugte sich vor. »Eines Sonntags«, fuhr er fort, »kam eine sechzigjährige Frau zu mir. Sie hatte mit dreiundfünfzig Jahren ein uneheliches Kind bekommen und glaubte, der Junge sei von Teufeln besessen. Damit meinte sie nicht, dass der Junge gewalttätig war oder in irdischem Sinne die Kontrolle über sich verlor. Nein, die Frau glaubte, der Junge sei der Teufel persönlich.«

Jessica und Byrne schwiegen.

»Ich beobachtete den Jungen drei Tage

lang bei ihm zu Hause, und was ich sah, erstaunte und entsetzte mich zugleich. Ich sprach mit meinem Bischof darüber, der mir zu Gebeten für den Jungen riet, aber sonst zu nichts.«

»Was haben Sie getan?«, fragte Jessica.

Hannah lehnte sich zurück und ruckte auf dem Stuhl hin und her. »Ich kehrte in meine Gemeinde zurück und sagte zu der Frau, ich könne nichts für sie tun. Sie fiel auf die Knie und flehte mich an, ich solle noch einmal zu ihr kommen, es sei schlimmer geworden.

Selbstverständlich ging ich zu ihr. Als ich dort ankam, fand ich den Jungen in Windeln vor, obwohl er sieben Jahre alt war. Der Raum wurde von

Petroleumlampen erhellt, und es roch nach welken Blumen und Schwefel. Die Frau übergab mir den Jungen und führte meine Hand über sein dickes, lockiges Haar.«

Roland strich mit der Hand über die zerkratzte Oberfläche des Metalltisches, vielleicht, um die Erinnerung an damals zu wecken. Er ertastete die tiefen Rillen in der Tischplatte.

»Wissen Sie, was ich gefühlt habe?«, fragte er.

»Nein.«

»Hörner, Detective. Der Junge hatte zwei kleine Hörner, die aus dem Schädel herauswuchsen.«

Roland Hannah senkte den Kopf. Die Detectives sahen, dass er die Lippen

bewegte. Offenbar sprach er ein Gebet. Anschließend erzählte er seine Geschichte weiter.

»Gegen den Rat meines Bischofs führte ich das Ritual durch. Es war ein langer, anstrengender Prozess, der meinen Glauben ebenso gefährdete wie mein Leben. Doch an jenem Tag fuhr etwas in mich hinein, Detective, etwas, das vorher aus dem Jungen herausfuhr. Und als ich mich verabschiedete, ging es ihm gut.« Roland Hannah faltete die Hände. »Im ganzen County verbreitete sich die Nachricht von diesem göttlichen Ereignis. Es gäbe himmlische Neuigkeiten, sagten die Leute. Und obwohl ich selbst noch ein halbes Kind war, wussten die Menschen, dass ich

vom Feuer des Heiligen Geistes erfüllt war. An diesem Tag wurde die Holy Thunder Caravan geboren.«

In dem Raum herrschte fast eine Minute Schweigen. Schließlich sagte Jessica in die Stille hinein: »Das ist eine sehr interessante Geschichte, Roland.«

»Gelobt sei Jesus Christus.«

»*Sehr* interessant. Ich würde aber gerne über eine andere Zeit Ihres Lebens mit Ihnen sprechen, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Überhaupt nicht«, sagte Hannah.

»Wie Sie sich gewiss vorstellen können, habe ich jede Menge Zeit.«

»Lassen Sie uns über die Tragödie sprechen, die Sie vorhin erwähnt haben. Lassen Sie uns über den Tag sprechen,

als Ihre Stiefschwester Charlotte und deren Freundin Annemarie ermordet wurden.«

Das Wort *ermordet* schwebte in der Luft. Jessica erinnerte sich gut an den Fall. Die beiden Mädchen waren im Fairmount Park brutal ermordet worden. Jahre später kam ein Polizist namens Walter Brigham während der Ermittlungen ums Leben.

»Charlotte«, sagte Hannah mit sanfter Stimme. »Wenn es Ihnen recht ist, Ma'am, möchte ich nicht über sie sprechen.«

Jessica glaubte zu hören, dass Hannahs Stimme unmerklich bebte. Es war ärgerlich, dass sie seine Augen nicht sehen konnte, aber sie war sicher,

dass sie ihn ein wenig aus der Fassung gebracht hatte. »Worüber würden Sie denn gerne sprechen?«, fragte sie.

Roland Hannah lächelte. »Sie haben um ein Gespräch *mit mir* gebeten, Detective.«

Jessica blätterte ein paar Unterlagen durch, um Hannah zu verunsichern. »Da haben Sie recht.« Sie schob ihren Metallstuhl zurück. Das Kratzen des Stuhlbeins auf dem Betonboden klang in dem kleinen Raum wie ein Schrei.

»Lassen Sie uns darüber sprechen, was vor fünf Jahren geschehen ist. Lassen Sie uns über eine Serie furchtbarer Morde in Philadelphia sprechen.«

Roland Hannah schwieg, und sein Lächeln verschwand.

»Lassen Sie uns mit einem Mann namens Edgar Luna, einem Mann namens Basil Spencer und einem Mann namens Joseph Barber beginnen«, sagte Jessica. Edgar Luna, Basil Spencer und Joseph Barber waren drei von Hannahs Opfern.

Der blinde Mann schwieg eine ganze Weile. Eine Windbö rüttelte an einer lockeren Fensterscheibe. Schließlich begann Roland Hannah langsam zu sprechen.

»Ich habe damals nicht das Recht in die eigenen Hände genommen. Ich habe diese Pädophilen nicht umgebracht. Ich wurde ebenso hereingelegt wie jetzt.« Er zeigte auf den Raum, den er nicht sehen konnte. »Ich bin blind und sitze im Gefängnis. Wie kann ich eine dieser

Taten begangen haben?«

Jessica und Byrne wussten beide, wie sie mit dieser Faktenlage vor Gericht dastehen würden. Es sah nicht gut aus für sie.

»Warum haben Sie dann gestanden?«, fragte Jessica.

»Weil ich unter furchtbarem Stress stand. Ich wollte es endlich hinter mich bringen. Wie Sie sich vorstellen können, hatte mich das Unglück, das mir widerfahren war, traumatisiert.«

Hannah meinte den Verlust seines Augenlichts, den er einem anderen Verrückten zu verdanken hatte. Viele Jahre nach Charlottes Tod war Hannah durch die dunklen Gassen Philadelphias geirrt, um den Mann zu suchen, der seine

Stiefschwester getötet hatte. Die Ermittler glaubten, dass Hannah sich am Ende für einen Racheengel gehalten hatte, der jeden ermordete, bei dem auch nur der Hauch eines Verdachts bestand, er könne pädophil sein.

»Ich frage mich, ob sie noch immer die Rose in der Hand hält«, sagte Hannah.

»Wie bitte?«, fragte Jessicas verwirrt.

»Erzählen Sie mir etwas über diese Tötungen.«

Jessicas Blick schweifte zu Byrne, dann zurück zum Häftling. Hannah versuchte, sie aus der Reserve zu locken, aber das würde ihm nicht gelingen. »Das sind Morde und keine Tötungen, Mr. Hannah. Kaltblütige,

vorsätzliche Morde«, sagte sie so ruhig sie konnte.

Roland Hannah nickte mit ernster Miene, als würde ihn die Information über neue Gewalttaten traurig stimmen. Jessica wusste, dass der Mann kein Gewissen hatte. Er war ein Killer, der Jagd auf Verbrecher machte und sich zum Richter und Henker erhob.

Als Hannah drei Morde gestanden hatte, suchten die Ermittler an den Orten, an denen er die Taten verübt hatte, und fanden die Leichen. Routinemäßig wurden Haare und Fasern, Fingerabdrücke und Blutspuren sichergestellt, obwohl das Material niemals vor Gericht Verwendung finden würde. Da nun die Möglichkeit eines

neuen Verfahrens bestand, versuchte das Labor, die damals an den Fundorten sichergestellten Beweismittel mit dem Material zu vergleichen, das an den neuen Tatorten gesammelt worden war.

»Wie ich hörte, waren die Menschen, die in Ihrer Stadt getötet wurden – in der Sie als Polizistin arbeiten, möchte ich hinzufügen –, nicht gerade die angenehmsten Zeitgenossen«, sagte Hannah. »Das trifft auf die vor fünf Jahren getöteten Menschen ebenfalls zu. Ungehorsame Kinder. Haben Sie nicht die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass derjenige, der diese Morde begangen und mich damals hereingelegt hat, genau dasselbe jetzt wieder tut? Dass er die Welt von weiteren Sündern

befreien will?«

»Ein Baby wurde ermordet«, sagte Jessica. »Wollen Sie behaupten, dass das kleine Mädchen eine Sünderin war?«

»Vielleicht war es noch nicht getauft.«

Jessica wäre Roland am liebsten an den Hals gesprungen. Sie versuchte sich zu beruhigen und starrte Hannah zornig an, sah aber nur sich selbst auf der dunklen Brille, die seine Augen verdeckte.

»Es gibt viel Unheil auf der Welt, Detective«, fügte Hannah hinzu.

Da spricht ein wahrer Experte, dachte Jessica. »Die Bekämpfung des Unheils ist mein Job, Roland.«

»Als Mann Gottes ist es auch meiner«,

entgegnete er. »Sie wissen es vielleicht nicht, aber für viele hier bin ich auch ein Seelsorger.«

»Wollen Sie damit sagen, dass dieser Phantomkiller Gottes Schwert ist?«

Keine Antwort.

»Können Sie mir sagen, woher Sie wussten, wo diese Leichen vor fünf Jahren vergraben waren?«, fragte Jessica.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und James Tolliver trat ein.

»Mein Mandant hat diesem Gespräch aus Höflichkeit gegenüber dem Bezirksstaatsanwalt von Philadelphia zugestimmt«, sagte Tolliver. »Pfarrer Hannah betrachtete es als seine Bürgerpflicht. Da er seiner Aufgabe

nachgekommen ist, erkläre ich das Gespräch für beendet.«

Kurz darauf betrat ein Wärter den Raum, half Hannah beim Aufstehen und führte ihn zurück in seine Zelle.

Als die beiden verschwunden waren, wandte Tolliver sich wieder Jessica und Byrne zu.

»Ich rechne damit, dass mein Mandant noch heute in die Obhut des Sheriffs für das Philadelphia County übergeben wird. Mein Mandant wird unter Hausarrest gestellt und muss sich der Begutachtung durch einen Gerichtspsychiater unterziehen. Wenn dieser ihn als zurechnungsfähig einstuft, wird Roland für die Verbrechen, die er angeblich vor fünf Jahren begangen hat,

erneut vor Gericht gestellt.«

»Und die Morde, die zurzeit in Philadelphia verübt werden?«, fragte Byrne.

»Tut mir leid«, erwiderte Tolliver.
»Ist mir etwas entgangen? Wurden meinem Mandanten neue Verbrechen zur Last gelegt?«

Byrne trat einen Schritt vor. »Ich weiß, dass Sie kein preiswerter Anwalt sind, Mr. Tolliver.«

Tolliver lächelte, während er seinen kostbaren Mantel zuknöpfte. »Das ist alles relativ. Ich kannte noch nie einen Detective, der Überstunden abgelehnt hat.«

»Roland Hannah besitzt keinen Penny.«

Der Anwalt erwiderte nichts.

»Wer bezahlt Sie?«, fragte Byrne.

Der Anwalt lächelte. »Es gibt zwei Gründe, warum ich diese Frage nicht beantworten werde.«

»Und die wären?«

»Der erste Grund ist, dass es Sie nichts angeht, wer mich für meine Dienste bezahlt, falls ich die Vertretung des Mandanten nicht unentgeltlich übernommen habe.«

»Und der zweite Grund?«

Tolliver öffnete die Tür und drehte sich noch einmal um. »Nachdem Sie den ersten Grund nun kennen, spielt der zweite keine Rolle mehr, oder?«



Der Wärter brachte den Detectives den Karton mit den persönlichen Besitztümern des Häftlings. Bis zu Roland Hannahs Entlassung wurden diese Dinge als Eigentum des Commonwealth of Pennsylvania betrachtet. Daher hatte Jessica als Detective des Philadelphia Police Departments das Recht, sich alles anzuschauen.

Hannah hatte diese Dinge bei sich gehabt, als er verhaftet worden war.

Während Byrne telefonierte und die Vorgesetzten über das informierte, was durchgesickert war, unterschrieb Jessica die Erklärung, dass sie den Karton erhalten habe. Dann ging sie damit in einen kleinen Raum neben dem Büro des

Gefängnisdirektors. Viel war es nicht: ein schmutziger Kamm, ein paar benutzte Bustickets, eine abgegriffene Brieftasche und ein kleines Holzkruzifix. Jessica klappte die Brieftasche auf. Sie enthielt sechzehn Dollar und eine aus der Bibel herausgerissene Seite. Es war der dreiundzwanzigste Psalm.

In der Mitte der Brieftasche war noch ein Fach. Jessica öffnete es. Dort entdeckte sie ein verblasstes Farbfoto eines schlanken jungen Mädchens von vielleicht zwölf Jahren. Hinter dem Mädchen stand ein großer Lastwagen. Jessica konnte nur ein paar Buchstaben erkennen. Es sah aus wie HOLY und CARA. Das Mädchen hielt eine Blume in der Hand.

Jessica drehte das Foto um. Auf der Rückseite war etwas mit Hand geschrieben.

LIEBE MAMA,

ICH HABE SO VIELES GESEHEN. DER OHIO RIVER IST EIN BREITER FLUSS. ICH WEIß, DASS DADDY AN SEINER LUNGE GESTORBEN IST, ABER ER HÄTTE MIR NIEMALS WEHGETAN. DAS WEIß ICH GENAU. JETZT BIN ICH MIT DEM PREDIGER GLÜCKLICH. ICH BIN VOM GEIST ERFÜLLT UND HOFFE, ES GEHT ALLEN GUT. LIEBE AUF ALLEN WEGEN.

RUBY LONGSTREET

Ich frage mich, ob sie noch immer die

Rose in der Hand hält, hatte Roland Hannah gesagt.

Er meinte das Mädchen auf dem Foto. Ruby. Sie war das rothaarige Mädchen, über das auch Ida-Rae Munson gesprochen hatte. Das Mädchen, das von zu Hause weggelaufen war, um sich dem Prediger anzuschließen.

Einem Prediger namens Roland Hannah.

Sie hatte ein Kind, das vom Teufel besessen war.

Byrne parkte seinen Wagen vor der St. Gedeon Church. Am Gebäude, den Laternenpfählen und der Kette, die das Grundstück absperrt, hingen Plakate, die auf den baldigen Abriss hinwiesen. Die ehemalige Kirche sollte in zwei Tagen abgerissen werden.

Der Gedanke stimmte Byrne unendlich traurig. Die St. Gedeon war die Kirche seiner Kindheit und Jugend. Die Beziehung der Bewohner des Viertels zu ihrer Kirche war so eng, dass die Leute nie von der St. Gedeon Church sprachen, sondern immer nur »die Kirche« sagten. Byrne war in dieser Kirche getauft und

gefirmt worden und hatte dort auch seine Erstkommunion empfangen.

Er erinnerte sich noch, dass Pfarrer Leone an den heißesten Augusttagen und den kältesten Februartagen sonntagsmorgens auf den Stufen stand und sich von seinen Gemeindemitgliedern verabschiedete. Er sah genau – und merkte es sich –, wer nicht zur Messe gekommen war.

Byrne erinnerte sich auch an den Anruf, den er an jenem Morgen bekommen hatte, als Pfarrer Leone den Jungen im roten Mantel in der letzten Kirchenbank entdeckt hatte.



Byrne rannte beinahe auf die Eingangstür der Villa Maria zu. Ein eiskalter Wind fegte über ihn hinweg, und er hatte keine Mütze, keinen Schal und keine Handschuhe mitgenommen.

Als sich die Automatiktür öffnete, roch er sofort den typischen Geruch einer solchen Einrichtung und des Kantinenessens, vermutlich Maissuppe und Apfelmus. Warme, feuchte Luft wehte ihm entgegen. An der Rezeption arbeitete heute eine andere Frau als an dem Tag, als er gemeinsam mit Jessica den Pfarrer besucht hatte. Diese Frau war älter. Sie hatte ein rundes, freundliches Gesicht und leuchtendes, mit Henna gefärbtes Haar. Auf ihrem Namensschild aus Plastik stand SANDI.

»Ist es noch immer so kalt?«, fragte sie.

»Bitterkalt.«

»Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte Pfarrer Leone besuchen.
Zimmer 303.«

Die Frau starrte ihn an, ohne etwas zu erwidern.

»Pfarrer Leone«, wiederholte Byrne.

»Pfarrer *Thomas* Leone.«

Die Frau sagte noch immer nichts. Stattdessen machte sie sich daran, die Ecken des Briefumschlags zu knicken, den sie in der Hand hielt.

»Ein alter Mann«, sagte Byrne. »Eine Mischung aus Spencer Tracy und Methusalem.«

»Sind Sie ein Angehöriger?«

Seltsame Frage, dachte Byrne, aber sie klang gefährlich. »Nein, ein Freund.«

»Pfarrer Leone ist in der vergangenen Nacht verstorben.«

Die Worte trafen Byrne wie ein Schlag. Ja, der Mann war schon in den Neunzigern gewesen und sehr gebrechlich. Er musste jeden Tag ein Dutzend Tabletten schlucken und war an ein Sauerstoffgerät angeschlossen. Dennoch war Byrne wie vor den Kopf geschlagen. Er hatte geglaubt, Pfarrer Leone würde ewig leben. Alle Pfarrer würden ewig leben.

»Ich war erst vor wenigen Tagen hier. Ich hatte den Eindruck, es ginge ihm gut.«

»Es ist in der Nacht passiert. Als ich

um sechs Uhr gekommen bin, war er bereits tot«, sagte die Frau. »Woran genau er gestorben ist, weiß ich nicht. Er hat keine Geschwister mehr, daher glaube ich nicht, dass jemand eine Autopsie anordnen wird.«

Plötzlich fühlte Byrne sich vollkommen leer, als wäre ihm seine ganze Kindheit entrissen worden. Die Erinnerungen an die Zeit in der St. Gedeon Church stiegen in ihm auf, die guten und die schlechten. Und auf alles fiel der Schatten von Pfarrer Thomas Leone mit den schmalen Schultern in der billigen Strickjacke. Dieses Bild würde er so schnell nicht vergessen.

»Wenn Sie möchten, können Sie im Leichenschauhaus anrufen«, sagte die

Frau, zog einen Stift aus einem Becher und nahm einen Block zur Hand. »Dort befindet sich auch die Rechtsmedizin. Wenn der Leichnam im Laufe des Tages dorthin gebracht wird, können Sie bestimmt ...«

»Ich bin Polizist«, sagte Byrne mit mehr Nachdruck, als er beabsichtigt hatte. Er bedauerte es sofort und schlug einen freundlicheren Tonfall an. »Ich arbeite als Detective in der Stadt.«

»Sie sind nicht zufällig Mr. Byrne?«, fragte die Frau.

»Doch, der bin ich.«

»Detective Kevin Byrne?«

»Ja.« Byrne hatte keine Ahnung, warum sie fragte. Er hatte nur den Wunsch, diesen Ort der Krankheiten, des

hohen Alters und der Gebrechlichkeit so schnell wie möglich zu verlassen und so viele Meilen wie möglich zwischen sich und den Gedanken an langsames Siechtum zu bringen.

»Er hat einen Umschlag für Sie hinterlassen.«

»Pfarrer Leone?«

»Ja. Er lag auf seinem Nachttisch und war an Sie adressiert.«

»Und wo ist der Umschlag jetzt?«

»Eine unserer ehrenamtlichen Helferinnen hat eine Verabredung in der Nähe des Roundhouse, da habe ich ihr den Umschlag mitgegeben. Ich wusste ja nicht, dass Sie kommen.«

»Wissen Sie, was darin ist?«

Die Frau schaute ihn beleidigt an, trat

einen Schritt zurück und schickte sich an, die Arme zu verschränken. In letzter Sekunde überlegte sie es sich anders und strich über ihren Arbeitskittel mit dem bunten Blumenmuster. »Nein«, sagte sie und schaute Byrne in die Augen. »Ich habe ihn nicht geöffnet. Er war nicht an mich adressiert.«

»Tut mir leid«, sagte Byrne. »Ich habe nicht nachgedacht.«

Die Frau entspannte sich.

»Und er wurde noch nicht ins Leichenschauhaus gebracht?«

»Nein, noch nicht.«

»Dürfte ich ihn noch einmal sehen?«, fragte Byrne. »Nur um ...«

Um mich zu verabschieden, wollte er sagen, doch aus irgendeinem Grund fiel

es ihm schwer, die Worte auszusprechen. Er war schon lange nicht mehr so ergriffen gewesen, dass es ihm die Sprache verschlagen hatte.

»Ja, natürlich.« Sandi nahm den Hörer ab. »Ich rufe einen Kollegen, der zeigt Ihnen den Weg.«

»Danke«, sagte Byrne. »Es wird nicht lange dauern.«

»Lassen Sie sich Zeit. Lassen Sie sich ruhig Zeit.«



Der Raum befand sich im Erdgeschoss auf der Gebäuderückseite. Byrne trat ein und schloss die Tür hinter sich. Bis auf

ein schlichtes Kruzifix aus Holz über dem Bett waren die Wände kahl.

Der Leichnam unter dem Laken sah erschreckend klein aus. Wie war das möglich? Pfarrer Thomas Angelo Leone war ein Mann, der Hunderten, wenn nicht Tausenden von Kindern in Süd-Philadelphia Angst und die Ehrfurcht vor Gott eingepflichtet hatte. Er hatte den Kindern und Jugendlichen nicht nur beigebracht, Kämpfe im Ring auszutragen und sich an die Regeln zu halten, er hatte mitunter auch selbst Boxhandschuhe angezogen. Byrne erinnerte sich, im Haus des Pfarrers neben der St. Gedeon Church ein paar Bilder des jungen, boxenden Tommy Leone gesehen zu haben, siebzehn oder

achtzehn Jahre alt, schlank und muskulös, wie es nur ganz junge Männer sein können. Mit seinem schönsten John-Garfield-Lächeln schaute er in die Kamera.

Jetzt lag der kleine Leichnam unter einem Laken, das vom häufigen Waschen völlig ausgebleichen war. Byrne fragte sich, welche Farbe es einst gehabt hatte. Ob blau oder grün, konnte er nicht erkennen.

Byrne nahm seinen Mut zusammen, atmete tief ein und zog das Laken weg, wie er es in seiner Funktion als Detective unzählige Male getan hatte. Aber heute war es anders. Das hier war eine persönliche Angelegenheit.

Er schaute in das wettergegerbte

Gesicht des alten Mannes. Pfarrer Leone sah aus, als wäre er friedlich eingeschlafen.

Einen kurzen Augenblick schloss Byrne die Augen und erinnerte sich an seine erste Beichte. Damals war es ihm – und auch keinem anderen der wilden Jungs aus seiner Klasse – in den Sinn gekommen, dass Pfarrer Leone, der jede Stimmen kannte, nun genau wusste, wer welche Sünden begangen hatte.

Byrne öffnete die Augen und fragte sich, welche Sünden Pfarrer Leone begangen und ob er die Sterbesakramente erhalten hatte.

Er nahm die Hand des alten Mannes in seine und ...

... sah, wie die Dunkelheit sich

näherte, eine so riesige Flutwelle aus undurchdringlicher Finsternis, dass sie seine Geburtsstadt winzig klein erscheinen ließ, während die Welle immer gewaltiger wurde ...

Der Junge in dem roten Mantel.

Byrne verscheuchte die Bilder, beugte sich hinunter und küsste den alten Mann sanft auf die Stirn. Er zog das Laken wieder über den Leichnam, trat hinaus auf den Flur und schloss die Tür. Dann legte er eine Hand auf die Glasscheibe und sagte: »Ruhen Sie in Frieden, Pfarrer Leone.«



Als Byrne die Villa Maria verließ, war es noch kälter geworden. Er hob den Blick. Am Himmel ballten sich dunkle Wolken.

Wie passend, dachte Byrne. An einem solchen Tag sollte die Sonne nicht scheinen.



Vom Parkplatz aus rief Byrne in der Mordkommission an und erkundigte sich nach dem neuesten Stand der Dinge. Die Kriminaltechniker hatten jeden Quadratzentimeter der St.-Ignatius-Kapelle überprüft, nach losen Steinen gesucht, Abdeckungen von

Lichtschaltern abgeschraubt und Bodenplatten umgedreht. Bontrager sagte, sie hätten nichts gefunden, was auf den nächsten Tatort oder das nächste Opfer hindeuten könnte.

Da *muss* etwas sein, dachte Byrne. Er war sich ganz sicher.

Er stand auf dem kalten Parkplatz. Die eiskalte Luft betäubte den Kummer über den Verlust seines alten Freundes. Er konnte noch immer nicht glauben, dass Pfarrer Leone tot war.

Was war in dem Umschlag, den der Pfarrer ihm hinterlassen hatte?

Byrne wollte gerade zum Roundhouse zurückfahren, als sein Handy sich meldete. Er zog es aus der Tasche und sah, dass er eine Nachricht bekommen

hatte.

Es dauerte einen Moment, bis Byrne die gesamte Nachricht heruntergeladen hatte. Und dann musste er zweimal hinschauen, um sich zu vergewissern, dass er sich nicht verlesen hatte.

Da stand:

WIE FINDEN SIE MICH JETZT???!!!

Unter dem Text war ein Foto – das Bild eines Jungen, der an einen Stuhl gefesselt war. Die Augen waren vor Angst weit aufgerissen. Byrne kannte ihn.

Die Nachricht stammte von DeRon Wilson.

Der Junge auf dem Stuhl war Gabriel

Hightower.

Jessica wusste, dass eine Doppelschicht auf sie wartete und dass sie nicht einmal Zeit hatte, sich kurz hinzulegen. Deshalb beschloss sie zu trainieren.

Als sie ihre Boxhandschuhe anzog, hatte sie bereits dreißig Minuten Konditionstraining auf dem Laufband und Hanteltraining hinter sich. Sie würde zwei Runden mit ihrer speziellen Freundin Valentine Rhames trainieren. Diese war bereit gewesen, nach ihren Seminaren an der Temple University ins Studio zu kommen. Oder nach dem Kindergarten. Oder was immer sie tagsüber machte.

Als Jessica in den Ring trat, sah sie, dass die Haut der jungen Frau pulvertrocken war.

Oh, diese Arroganz der Jugend, ging es ihr durch den Kopf.

Plötzlich musste Jessica wieder an Cecilia Rollins denken und an all das, was das kleine Mädchen niemals erleben würde. Es würde niemals erfahren, wie sich der erste Kuss anfühlte. Es würde niemals den ersten Liebeskummer erleiden.

Dass Roland Hannah jede Minute das Gefängnis in Graterford verlassen würde – und sei es in Begleitung eines Detectives – machte Jessica noch wütender.

Als die Glocke läutete, kehrte sie in

die Gegenwart zurück, tänzelte zur Ringmitte und senkte die linke Schulter. Diese Täuschung lockte Valentine herbei. Sie sah die Gelegenheit, ihrer Gegnerin mit der Führhand einen Schlag zu versetzen, doch Jessica stand perfekt. Sie verlagerte das Gewicht und verpasste Valentine einen kräftigen linken Haken.

Sie wusste es in dem Moment, als ihre Faust die Gegnerin traf. Es war wie bei Tennisspielern, wenn sie den Ball mit dem Schläger am optimalen Punkt treffen. Sie brauchten nicht einmal hinzuschauen. Sie wussten es auch so.

So wie Jessica wusste, dass sie voll getroffen hatte.

Valentine Rhames ging schwer zu

Boden.

Sie war weg vom Fenster.

»Mein Gott, Jess«, sagte Joe Hand und kam in den Ring. »Das ist doch nur ein Trainingskampf!«

Jessica stellte sich in die neutrale Ecke. Nach einer Minute hatte Valentines Trainer es geschafft, die junge Frau auf den Hocker zu setzen und ihr den Kopfschutz abzunehmen. Valentine schwitzte und atmete schwer, war ansonsten aber okay.

Mit federnden Schritten lief Jessica durch den Ring auf ihre besiegte Gegnerin zu, die noch immer benommen war. Sie schaute der jungen Frau in die Augen, schlug die Fäuste zusammen und sagte: »Danke für das Training,

Ma'am.«

Philadelphia, dachte Jessica, als sie die Handschuhe auszog und zu den Duschen ging. Leg dich heute Nacht ja nicht mit mir an!



Sie stand bei Starbucks an der Theke und rührte in ihrem Kaffee, wobei sie intensiv über den Fall nachdachte. Dadurch war sie abgelenkt und achtete nicht auf die Person, die sich neben sie stellte.

»Die hübschesten Frauen lesen die *Daily News*.«

Jessica drehte sich zu der Stimme um.

Es war ein junger Mann, Ende zwanzig, gut gekleidet und mit einem sympathischen Gesicht. Er zeigte auf die zusammengefaltete Zeitung, die vor Jessica auf der Theke lag.

»Nein, die lese ich nicht«, sagte sie.
»Ich benutze sie nur, um meine Waffen in den Bus zu schmuggeln. Das geht besser als mit dem *Inquirer*.«

Der junge Mann lachte. Er stellte seinen Kaffee auf die Theke, nahm den Deckel ab und warf zwei Stücke Zucker hinein. »Ich habe ein kleines Problem. Wäre es sehr unverschämt, wenn ich Sie bitte, mir in einer Sache einen Rat zu geben?«

»Sehr unverschämt nicht«, sagte Jessica. »Aber ein bisschen schon.«

Er lächelte wieder. »Okay. Meine Tochter hat heute Geburtstag. Ich muss ihr ein Geschenk kaufen, und ich habe überhaupt keine Idee.« Er zückte seine Brieftasche und zog ein Foto heraus. Es zeigte ein etwa achtjähriges Mädchen, das vor der Sacred Heart of Jesus School stand.

»Sie besucht die Sacred Heart School?«, fragte Jessica.

»Ja. Das ist die Schule, in der ...«

»Moyamensing Avenue. Ich weiß.«

Der junge Mann betrachtete das Foto noch einen Augenblick und steckte es dann wieder ein. »Jedenfalls, ich muss ihr ein Geschenk kaufen. Hätten Sie eine Idee, was ihr gefallen könnte? Seit der Scheidung wohnt sie bei ihrer Mutter,

und ich bin nicht mehr so ganz auf dem Laufenden.«

Jessica blickte auf die Uhr. »Ich würde ja gerne noch bleiben und mich mit Ihnen unterhalten, aber ich muss in zehn Minuten Ecke Achte und Race Street sein.«

»Wenn Sie möchten, kann ich Sie fahren.«

Jessica schaute ihm ins Gesicht. »Jetzt sofort?«

Er lächelte und zeigte auf einen Wagen, der an einem Parkautomaten ein Stück die Straße hinunter stand. »Kein Problem. Mein Wagen steht da vorne. Wir könnten uns unterwegs unterhalten.«

Jessica drückte den Deckel auf ihren Kaffeebecher. »Wissen Sie,

normalerweise steige ich nicht zu fremden Männern in den Wagen, aber ich glaube, ich nehme Ihr Angebot an.«

»So fremd sind wir uns gar nicht«, sagte er. »Glauben Sie mir.«

»Ich muss nur schnell einen Parkschein ziehen. Ich bin gleich wieder da.«

»Ich warte hier.«

Jessica zögerte. »Verdammt.«

»Was ist?«

»Ich habe ganz vergessen, dass ich mir noch ein Hörnchen kaufen wollte.« Sie wühlte in ihren Hosentaschen. »Könnten Sie mir eins kaufen?«

Der junge Mann hob eine Hand. »Gerne. Ich spendiere es Ihnen.«

»Sie sind ein Schatz.«

Jessica nahm ihren Kaffee und die *Daily News*. Sie verließ das Starbucks, ging die Straße hinunter und wich den Passanten aus. Als sie den Parkautomaten erreichte, hatte sie das Messer in der Hand.

Shane Adams stand auf dem Bürgersteig und stemmte die Hände in die Hüften. Sein rechter Vorderreifen hatte einen Platten. Sogar aus zwei Metern Entfernung konnte er den sauberen Schnitt an der Seite sehen.

Als er sich dem Wagen näherte, um sich den Reifen genauer anzuschauen, fiel sein Blick auf die Windschutzscheibe. Unter einem Scheibenwischer klemmte eine Visitenkarte. Shane nahm sie in die Hand. Auf der Vorderseite stand:

DETECTIVE JESSICA BALZANO

PHILADELPHIA POLICE DEPARTMENT,
MORDKOMMISSION

Er drehte die Visitenkarte um. Auf der Rückseite stand mit blauer Tinte geschrieben:

Shane, Ihr Parkschein ist abgelaufen. Ich habe die Verkehrsüberwachung angerufen. Keine Sorge, der Strafzettel wird nicht mehr als vierzig Dollar kosten. Lassen Sie sich mein Hörnchen gut schmecken! PS: Vielleicht würde ihr ein Abonnement für eine Kinderzeitschrift gefallen.

Shane Adams schaute die Walnut Street in beide Richtungen hinunter, doch

Jessica Balzano war verschwunden, wie nicht anders zu erwarten.

Shane wollte gerade zum Kofferraum seines Wagens gehen und den Reservereifen herausholen, als er spürte, dass jemand links neben ihm stand. Er wirbelte herum. Hinter seinem Wagen stand eine Mitarbeiterin der Verkehrsüberwachung.

Es war also kein Scherz gewesen. Er hatte nicht nur einen Platten, er würde auch einen Strafzettel bekommen.

Dieses verdammte Miststück!

Als Jessica im Roundhouse eintraf, wies der Kollege an der Rezeption auf eine Frau, die auf der anderen Seite der Eingangshalle stand, einen großen weißen Briefumschlag in der Hand. Jessica erfuhr, dass sie Byrne sprechen wollte, den offenbar niemand erreichen konnte. Der Kollege hatte ihr gesagt, sie könne ihm den Umschlag geben, aber sie bestand darauf, auf Kevin Byrne zu warten.

Jessica ging zu der Frau und stellte sich vor.

»Ich bin die Partnerin von Detective Byrne. Was kann ich für Sie tun?«

Die Frau wirkte beunruhigt. »Der Mann hat gesagt, Detective Byrne wäre nicht hier.«

»Er ist unterwegs«, sagte Jessica.
»Aber vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

Die Frau drehte den großen Briefumschlag immer wieder um, ohne zu antworten.

»Wenn Sie etwas für Detective Byrne haben, kann ich es ihm gerne geben.«

»Also gut. Es wird wohl okay sein, wenn ich es Ihnen gebe.«

Jessica nahm den Umschlag entgegen und betrachtete ihn. Jemand hatte mit zittriger Hand die Adresse von Detective Kevin Byrne daraufgeschrieben. Das Logo in der unteren linken Ecke kannte Jessica. Es

war das Logo der Villa Maria.

»Ich verstehe nicht«, sagte Jessica.

»Von wem ist der Umschlag?«

»Es ist furchtbar.«

Die Sache wurde von Sekunde zu Sekunde sonderbarer. »Verzeihung, aber ich weiß nicht, was Sie meinen. Was ist furchtbar?«

»Das mit Pfarrer Leone.«

»Was ist mit ihm?«

Die Frau brach in Tränen aus. »Er ist verstorben. Ich dachte, Sie wüssten das.«

Jessica hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Der nette alte Mann, den sie gerade erst kennengelernt hatte, der Mann, der in Kevin Byrnes Vergangenheit eine so große Rolle

gespielt hatte, war tot? »Darf ich fragen, was passiert ist?«

Die Frau griff in die Tasche, zog ein Spitzentaschentuch heraus und tupfte sich die Augen. »Er ist in der vergangenen Nacht verstorben. Er wollte, dass Detective Byrne das bekommt, was in dem Umschlag ist. Ich weiß, Pfarrer Leone war alt und bei schlechter Gesundheit, aber es ist trotzdem ein Schock für mich. Vor allem nach dem Besuch von Detective Byrne. Ich habe Pfarrer Leone niemals so glücklich gesehen, so voller Schwung. Was Detective Byrne zu ihm gesagt hat, muss ihm viel bedeutet haben.«



Auf dem Weg nach oben versuchte Jessica erneut, Byrne zu erreichen, doch es meldete sich nur die Mailbox. Manchmal brachte es sie auf die Palme, dass Byrne während der Dienstzeit sein Handy ausschaltete. Sie schrieb ihm eine SMS, bat ihn, sie sofort anzurufen, und piepte ihn sicherheitshalber auch auf dem Pager an. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch. Die Nachricht vom Tod des Pfarrers erschütterte sie zutiefst. Manchmal hatte sie das Gefühl, als wäre sie ständig vom Tod umgeben.

Sie schaute sich die Zettel an, die Kollegen ihr hingelegt hatten. Nichts Eiliges. Jessica wollte gerade jemanden zurückrufen, als ihr Handy klingelte. Es war Maria Caruso.

»Hallo, Maria.«

»Sieht so aus, als würden wir heute Nacht zusammenarbeiten.«

»Hast du mit dem Chef gesprochen?«

»Ja. Dana hat gesagt, Kevin hat sich krank gemeldet. Ich erzähle dir alles, wenn wir uns sehen. Wir gehören zu den Überwachungsteams.«

Krank? Das glaubte Jessica nicht. Da war irgendwas im Busch. Sie beschloss, sofort noch einmal bei Byrne anzurufen, sobald sie aufgelegt hatte.

»Wo bist du?«

Maria sagte es ihr.

»Ich bin in zwanzig Minuten da.«



Als Erstes sollten sie die St. Barnabas Church in Nord-Philadelphia überwachen, die ebenfalls geschlossen war. Das Gebäude bestand aus einem lang gestreckten Kirchenschiff mit hohen Bogenfenstern auf beiden Seiten. Es war eine kleinere Version der historischen St. Augustine Church, die Nicholas Fagan entworfen hatte.

Jessica und Maria parkten in der Vierten Straße und überprüften schnell das Grundstück sowie die Türen und Fenster des Gebäudes. Die Türen waren verschlossen, die Fenster unbeschädigt. Als sie zum Wagen zurückkehrten und einstiegen, war es dunkel geworden.



Die Versuchung, während einer polizeilichen Überwachung literweise Kaffee zu trinken, war groß, vor allem nachts, aber das bedeutete, dass eine Toilette in der Nähe sein musste. Für Männer war die Sache weitaus einfacher. Vorerst begnügten Jessica und Maria sich mit Schokoriegeln und stellten sich darauf ein, viel Zeit mit ihren kleinen Ferngläsern zu verbringen.

Josh Bontrager, Dre Curtis und Bobby Tate sowie ein Dutzend anderer Detectives aus der Fahndungsabteilung und dem Dezernat für Sonderermittlungen hielten sich in einem Umkreis von sieben Häuserblocks auf. Sämtliche Streifenwagen in der ganzen Stadt waren angewiesen, die Kontrolle

in und rings um geschlossene Kirchen zu verstärken.



»Ihr arbeitet schon lange zusammen«, sagte Maria. »Du und Kevin.«

Mordermittlungen wurden stets einem einzigen Detective übertragen, und es war nicht vorgeschrieben, mit einem bestimmten Partner zusammenzuarbeiten oder überhaupt mit einem Partner. Jessica kannte ein halbes Dutzend Detectives, die so eigenbrötlerisch waren, dass sie in den meisten Fällen allein ermittelten. Dennoch arbeiteten die meisten Detectives stets mit

demselben Partner zusammen.

»Ja«, sagte Jessica. »Byrne und ich sind seit fast sieben Jahren ein Team.«

Sie konnte kaum glauben, wie schnell die Zeit vergangen war. Ihr erster Fall war der Rosenkranzmörder gewesen. Jetzt ermittelte sie wieder in einem Fall, der mit der katholischen Kirche und ihren Glaubenssätzen in Verbindung stand.

»Ich hätte nie gedacht, dass ich mal hier lande«, sagte Maria.

»Du meinst, in der Mordkommission?«

»Ja. Das Leben steckt voller Überraschungen, nicht wahr?«

Jessica dachte an ihre ersten entsetzlichen Tage in der

Mordkommission zurück. Wäre Byrne nicht gewesen, hätte sie vermutlich keine sechs Wochen durchgehalten. »Ja«, sagte sie. »Da hast du recht.«

»Vor drei Monaten habe ich in einem schrecklichen Fall ermittelt. Das Kind auf dem Spielplatz in Point Breeze.«

Jessica kannte den Fall. Ein neunjähriger Junge war von einer Kugel aus einem vorbeifahrenden Wagen getroffen worden. »Ja, ich erinnere mich. Eine schlimme Sache.«

»Kann man wohl sagen. Ich musste den Eltern die Nachricht vom Tod ihres Sohnes überbringen. Es war das erste Mal. Ich war vollkommen fertig.«

Jessica erinnerte sich gut daran, als sie selbst zum ersten Mal den

Angehörigen eines Mordopfers die Nachricht überbringen musste. Der Name des Opfers war Tessa Ann Wells.
»Du hast das bestimmt gut gemacht.«

»Ich weiß nicht. Die Mutter ist total durchgedreht. Verständlich, denn sie hatte gerade erst ihr Kind verloren. Aber ich muss immer daran denken, ob es nicht besser hätte laufen können, wenn ich es anders ausgedrückt hätte oder anders an die Sache herangegangen wäre.«

»So viele Möglichkeiten, es den Leuten zu sagen, gibt es nicht. Du kannst nur versuchen, für sie da zu sein.«

Maria schaute kurz aus dem Fenster.
»Ich war nicht da, als der Typ verhaftet wurde, der den Jungen erschossen hatte.

Die Kollegen aus der Fahndungsabteilung haben ihn geschnappt.« Maria spielte mit der Schnur an ihrem Kapuzenshirt. »Ich habe gehört, sie mussten ihre Waffen ziehen. Ich weiß nicht, wie ich mit der Situation umgegangen wäre.«

Jessica überlegte, wie oft sie schon eine Waffe auf einen Menschen gerichtet hatte. Die Fernsehkrimis, die seit über fünfzig Jahren gezeigt wurden, trugen dazu bei, dass die meisten Leute glaubten, es sei einfach, zumindest nicht besonders schwierig. Viele glaubten, ein Polizist könne einen Menschen verwunden oder gar töten, dann ganz normal essen gehen, duschen, ein bisschen fernsehen und sich dann aufs

Ohr hauen. Nichts war weiter von der Wahrheit entfernt. So etwas veränderte das ganze Leben. Jessica kannte Polizisten – stabile, psychisch gesunde Familienväter –, die niemals in den Dienst zurückgekehrt waren, nachdem sie auf einen Menschen geschossen hatten.

»Du triffst die Entscheidung und denkst an das, was du in deiner Ausbildung gelernt hast«, sagte Jessica. »Mehr kannst du nicht tun.«

Kaum hatte Jessica die Worte ausgesprochen, wurde ihr bewusst, wie es sich anhören musste. Als würde eine erfahrene Kollegin einer blutigen Anfängerin einen Ratschlag erteilen.

Seit wann redete sie so?



Um zehn Uhr lösten die Teams sich gegenseitig ab. Jessica und Maria übernahmen die dritte Kirche auf ihrer Liste, die St. Simeon Church in der Germantown Avenue. Es war eine große gotische Kirche aus rötlichem Sandstein mit einem hoch aufragenden Kirchturm. Die Kirche war schon seit fünf Jahren geschlossen und nach ihren Informationen kürzlich an einen Bauunternehmer aus San Diego verkauft worden.

Auf diesem Abschnitt der Germantown Avenue war ein Teil der Straßenlaternen ausgeschaltet, daher bot die Dunkelheit den beiden Detectives

ein wenig Schutz.

Jessica und Maria parkten den Wagen einen halben Häuserblock von der Kirche entfernt im Schatten. Von ihrem Beobachtungsposten aus konnten sie die Südseite und die Rückseite des Gebäudes sehen.

Seitdem die Medien groß und breit über die Morde berichteten, hatte die Audio-Video-Abteilung damit begonnen, neue Überwachungskameras an Laternenpfählen in der Nähe geschlossener Kirchen zu installieren. Es war ein mühsamer Prozess, der zudem eine Menge Geld verschlang.

Aufgrund seiner überragenden Fähigkeiten auf dem Gebiet der elektronischen Überwachung leitete

Sergeant Mateo Fuentes die
Sondereinheit innerhalb der
Sondereinheit. Er und zwei weitere
Kollegen aus der Audio-Video-
Abteilung überwachten die Kameras.
Ein Dutzend hatten sie bereits installiert,
mehr als ein Dutzend fehlten noch. Die
Techniker würden die ganze Nacht
durcharbeiten.



Zehn Minuten nachdem die Detectives
ihren Wagen geparkt hatten, hielt einen
halben Block hinter ihnen ein Auto am
Bordstein. Die Person in dem Wagen
machte es sich bequem und beobachtete

die Detectives, die die Kirche beobachteten.

Das Egg's Nest war eine Polizistenkneipe im Nordosten der Stadt. Um diese Zeit hielten sich nicht viele Gäste hier auf. Es waren größtenteils verheiratete Cops und Polizisten der Landespolizei mit ihren Freundinnen. Sie warfen jedes Mal einen Blick zur Tür, sobald sie geöffnet wurde.

Byrne ging zu einem Stehtisch hinten in der Kneipe und bestellte sich einen doppelten Whiskey. Er dachte darüber nach, was ihn in diese Kneipe geführt hatte und was er plante.

In einer Lederjacke, einem schwarzen T-Shirt, einer Jeans und

Motorradstiefeln betrat Vincent Balzano um zehn Uhr das Egg's Nest. Er wechselte ein paar Worte mit den Cops an der Theke. Dann beugte er sich zur Kellnerin hinüber, bestellte sich etwas zu trinken und kam zu Byrne.

»Danke, dass du gekommen bist, Vincent.«

»Kein Problem.«

Die Kellnerin brachte Vincent das Bier und Byrne einen zweiten Whiskey. Die beiden Männer stießen an.

»*Sláinte*«, sagte Byrne.

»Auf bessere Zeiten.« Vincent trank einen Schluck Bier, stellte das Glas ab und verschlang die Finger. »Was kann ich für dich tun?«

Byrne warf einen Blick auf die

anderen Gäste. Es waren größtenteils Cops, aber trotzdem musste er aufpassen, was er sagte. »Kennst du einen Dealer namens DeRon Wilson?«

»Und ob. Wir versuchen seit fünf Jahren, den Mistkerl einzubuchten.«

»Hast du in den Nachrichten von meinem kleinen Problem gehört?«

»Ja, hab ich.«

Byrne erzählte ihm alles über den Zwischenfall und auch, dass es sich bei dem Typen, mit dem er aneinandergeraten war, um Wilson handelte.

»Ich wusste nicht, dass er es war«, sagte Vincent. »Tut mir echt leid, dass du wegen dem Arsch jetzt Probleme hast.«

»Danke.«

»Was soll ich tun?«

Byrne senkte den Ton. »Ich muss ihn finden.«

Vincent Balzano war ein erfahrener Detective, der wusste, was auf den Straßen und besonders in Nord-Philadelphia ablief. Für einen Detective des Drogendezernats gab es im ganzen Land kaum eine schlimmere Gegend.

»Ich frage dich nicht, warum, aber ein paar Dinge muss ich schon wissen«, sagte Vincent.

»Verstehe.«

Byrne erzählte Vincent von Gabriel Hightower und zeigte ihm das Foto auf seinem Handy.

Vincent brauchte ein paar Sekunden,

um seine Wut zu zügeln. Er trank sein Bier aus. »Ich kenne alle seine Leute, aber ich glaube nicht, dass sie ihn verpfeifen. Einige seiner Verstecke kenne ich auch. Ich muss mal kurz telefonieren, okay?«

Er zog sein Handy aus der Tasche und verließ die Kneipe. Fünf Minuten später kam er zurück. Er setzte sich nicht hin. »Niemand verrät, wo DeRon sich verkrochen hat. Ich habe einen Detective aus dem Bezirk Nord angerufen. Er glaubt, dass DeRon bei seiner Freundin gewohnt hat. Die beiden haben Drillinge.«

»Meine Güte. Noch drei solche Typen?«

Vincent lachte. »Ich glaube, es sind

Mädchen. Die Freundin soll in Juniata Park wohnen. Wo, weiß keiner genau. Die gute Nachricht ist, dass DeRons Bruder Carter heute Nacht eine Übergabe geplant hat.«

»Weißt du, wo?«

»Ich warte auf eine SMS.«

»Und dieser Carter würde seinen Bruder verraten?«

»Carter setzt sich gerne in Szene, aber er ist kein knallharter Typ«, sagte Vincent. »Wenn wir ihn finden, quetsch ich aus ihm raus, wo DeRon sich aufhält.«

Byrne leerte sein Glas und warf einen Blick über beide Schultern. Obwohl niemand in Hörweite war, flüsterte er. »Könnte sein, dass du dich aus deinem

Zuständigkeitsbereich entfernen musst, Vince.«

»Wie weit?«

»Vielleicht bis nach Cleveland.«

Vincent's Handy piepte. Er las die SMS durch, zog den Reißverschluss seiner Jacke zu und griff nach den Autoschlüsseln. »Mir hat Cleveland um diese Jahreszeit immer gut gefallen«, sagte er. »Auf geht's.«

Mit pochendem Herzen beobachtete Shane Adams die beiden Frauen in dem Wagen.

Der Reifenwechsel war für ihn kein Problem. Er hatte es als Kind aus der Not heraus gelernt, denn seine Mutter konnte ein Radkreuz nicht von einem Rohrschlüssel unterscheiden. Nach einer Viertelstunde war er wieder unterwegs.

Jessica Balzano war clever. Das musste er ihr lassen. Er hätte wissen müssen, dass sie ihn hereinlegte. Eine knappe Stunde hatte Shane damit verbracht, den Müllcontainer hinter ihrem Reihenhaus in Süd-Philadelphia

zu durchwühlen. Er wusste, dass Jessica und ihr Ehemann Vincent Polizisten waren. Das bedeutete, dass es in dem Haus vermutlich ein halbes Dutzend Waffen gab. Und ihm stand nicht der Sinn danach, in einem Haufen Müll erschossen zu werden.

Jessica Balzanos Müll lieferte Shane ein paar neue Erkenntnisse. Er erfuhr, dass Jessicas Tochter die Sacred Heart of Jesus School besuchte, und er hatte gehofft, dadurch mit ihr ins Gespräch zu kommen. Vor einem Jahr hatte Shane im Müll von jemand anderem das Foto eines achtjährigen Mädchens gefunden. Damals wusste er nicht, ob oder wie er es jemals nutzen könnte. Dann fand er im Internet ein Bild der Sacred Heart

School. Mithilfe eines
Bildbearbeitungsprogramms war es
nicht besonders schwierig, das Foto des
Mädchens auf das der Schule zu
kopieren. Die Fälschung war ganz gut
gelingen und hinter der zerkratzten
Plastikfolie in seiner Brieftasche nicht
als solche zu erkennen.

Oder vielleicht doch?

Möglicherweise hatte Jessica Balzano
ihn von Anfang an durchschaut.

Sie würde ihm nicht noch einmal
entwischen.



Während seiner gesamten beruflichen

Karriere hatte es zu seinem Job gehört, Cops, Politiker oder Richter zu beschatten. Obwohl diese Aktionen theoretisch nicht gegen das Gesetz verstießen, bewegte er sich dabei auf dem schmalen Grat zwischen Journalismus – zumindest dem, was heutzutage als Journalismus galt – und der Behinderung polizeilicher Ermittlungen.

Aber wie es so schön hieß, war es einfacher, um Entschuldigung zu bitten, als um Erlaubnis zu fragen.

Die Straßen in diesem Teil von Nord-Philadelphia waren um diese Zeit fast menschenleer. Wenn ab und zu mal ein Auto vorbeifuhr, rutschte Shane auf dem Sitz nach unten. Nur weil die beiden

Detectives in ihrem Wagen einen Block von ihm entfernt in die andere Richtung schauten, bedeutete das nicht, dass sie nicht sehen konnten, was ringsherum geschah. Shane Adams verstand sich gut auf verdeckte Beschattungen, aber Cops – erst recht vom Morddezernat – waren Profis auf diesem Gebiet.

St. Simeon Church. Shane suchte sie in seinem Smartphone, fand aber kaum Informationen, nur, dass die Kirche schon seit Jahren geschlossen war.

Der Reporter hielt das Opernglas vor die Augen und überprüfte die Umgebung. Nichts regte sich. Die beiden Detectives saßen im Wagen und beobachteten die Kirche. Es war ein schrecklich monotoner, langweiliger Job, aber Shane

wusste, dass sie die Kirche beobachteten, weil sie glaubten, dort könnte etwas passieren. Allein der Gedanke war berauschend.

Er, Shane Adams, hielt sich tatsächlich *vor einer Tat* an einem Tatort auf.

Ihm stockte beinahe der Atem. Er hatte den Sender so schnell verlassen, um den beiden Detectives zu folgen, dass er vergessen hatte, sich etwas zu essen zu kaufen. Er hatte sogar vergessen, pinkeln zu gehen. Zehn Tassen Kaffee ohne einen Boxenstopp, das war schon heftig.

Er schaute sich um. Niemand zu sehen. Vorsichtig öffnete Shane die Tür, stieg aus und ging er ein paar Schritte in eine Gasse hinein, die zwischen einem

ausgebrannten Reihenhaus und einem geschlossenen Selbstbedienungsrestaurant verlief. Er zog den Reißverschluss herunter und verschaffte sich Erleichterung.

Ehe Shane die Gasse verließ, blickte er die Straße in beide Richtungen hinunter. Kein Auto in Sicht. Die beiden Detectives saßen nach wie vor in ihrem Wagen. In seinem Ohrhörer hörte Shane keine neuen Meldungen im Polizeifunk.

Er duckte sich, lief um den Wagen herum und stieg ein. So eine Pause war eine wahre Wohltat. Er fühlte sich hundert Prozent besser.

Leider starb er fast vor Hunger. Er öffnete das Handschuhfach. Dort lagen ein halbes Dutzend unbezahlte

Strafzettel, das Benutzerhandbuch und eine Nagelschere. Eine Nagelschere gehörte zur Grundausrüstung eines Reporters. Wenn man vor der Kamera ein Mikrofon in der Hand hielt, waren gepflegte Fingernägel oberstes Gebot. Shane hoffte, in dem Handschuhfach einen alten Proteinriegel oder eine halbe Tüte Schweineschwartenchips zu finden. Aber da war nichts.

Vielleicht auf der Rückbank, dachte Shane. Manchmal ließ er Reste von Subway-Sandwiches dort liegen, wenn eine Story dazwischenkam. Er kniete sich auf den Sitz und drehte sich um.

Und blickte dem Killer ins Gesicht.

»Shane Adams berichtet«, sagte der Killer mit einem Lächeln.

Shane spürte einen Nadelstich links am Hals. Es fühlte sich genauso an wie damals, als ihn als Sechsjähriger das Projektil einer Luftpistole getroffen hatte. Aber diesmal war es kein Projektil aus einer Luftpistole. Sekunden später hatte er zuerst in den Beinen, dann in den Armen kein Gefühl mehr.

Als die Wärme durch seinen Körper strömte, spürte er das Wasser des Ohio River auf seiner Haut und hörte die Stimme seiner Mutter, die ihn zum Abendessen rief. Nur war es nicht die strenge Stimme seiner Mutter, sondern die Dunkelheit, die ihn mit einem letzten Ruf lockte:

»Sieht so aus, als hätten Sie nun noch eine Geschichte zu erzählen.«

Das Hochhaus mit den dreiundzwanzig Stockwerken stand an der Ecke Vierte und Washington. Es gehörte zu den wenigen verbliebenen alten Hochhäusern in dieser Gegend und war kürzlich in eine Seniorenresidenz umgebaut worden. Als Vincent und Byrne auf dem Weg dorthin waren, erklärte Vincent, es sei ein Trick von DeRon Wilson, dieses Haus als sicheres Versteck zu benutzen. ReDon Wilsons Großmutter war schon 2009 gestorben, aber er hatte die Wohnung behalten.

Um neun Uhr verließ Carter Wilson das Haus und ging die Vierte Straße

hinunter zu seinem Wagen. Er wollte gerade die Tür öffnen, als sich ihm von hinten zwei Männer näherten. Carter griff nach der 9-mm-Pistole unter seinem Gürtel, doch Vincent Balzano war schneller und umklammerte seinen Arm.



Im Unterschied zu DeRon Wilson, einem kleinen, drahtigen Typen, war Carter mittelgroß, aber ziemlich schwabbelig. Zu viel Fast Food und zu viele Häppchen an Probierständen im Supermarkt.

Vincent stieß den Mann bis ans Ende der Sackgasse.

»Wissen Sie, wer ich bin?«, fragte er.
Keine Antwort. Nur Carter Wilsons
Version eines eiskalten Killerblicks.

»Ich könnte schwören, ich hätte Ihnen
eine Frage gestellt«, sagte Vincent.

»Ich weiß, wer Sie sind.«

»Gut. Dadurch spare ich eine Menge
Zeit.«

Carter wies mit dem Kinn in Byrnes
Richtung. »Und wer ist das?«

»Er? Der Todesengel. Glauben Sie
mir, mit dem möchten Sie sich nicht
anlegen.«

Carter starrte Byrne an.

»Es wird Zeit, *mich* anzuschauen«,
sagte Vincent.

Carter zögerte eine halbe Sekunde zu
lange, um der Aufforderung zu folgen.

Vincent riss Carter brutal herum und stieß ihn gegen die Mauer. Dann leerte er die Taschen des Mannes und legte den Inhalt auf eine große Tonne, von denen drei in der Gasse standen: ein paar Dollarscheine, ein bisschen Kleingeld, Autoschlüssel, eine leere Kondompackung, ein Handy und ein Wegwerfffeuerzeug.

»Strecken Sie die Arme nach unten und drehen Sie sich um«, forderte Vincent ihn auf.

Carter drehte sich langsam um.

»Wo kommen Sie her?«, fragte Vincent.

»Aus dem Geschäft.«

»Aus welchem Geschäft?«

»Das weiß ich nicht mehr, Mann.«

»Sie wissen es nicht mehr? Sie waren gerade in dem Geschäft, und jetzt wissen Sie es nicht mehr? Meinen Sie die Drogerie an der Ecke?«

»Ja, genau.«

»An der Ecke ist keine Drogerie.«

Carter schüttelte den Kopf. »Mann. Warum verarschen Sie mich?«

Vincent lächelte. »Ich verarsche Sie nicht, Carter. Die Wahrheit ist, wir müssen wohin. Wissen Sie, wohin?«

Carter schwieg.

»Das war eine Frage«, sagte Vincent.

»Woher soll ich wissen, wohin Sie wollen?«

»Wir besuchen Ihren Bruder.«

Carter verzog das Gesicht, als hätte er das Wort noch nie gehört. »Meinen

Bruder?«

»Ja, Ihren richtigen Bruder. Keinen Kumpel, keinen Kollegen und keinen Cousin, sondern Ihren Bruder namens DeRon. Nur finden wir ihn nicht.«

»Haben Sie es hier mal versucht?«

»Verdammt«, sagte Vincent und warf Byrne einen kurzen Blick zu. »Warum bin *ich* nicht darauf gekommen? Ja, wir haben es hier versucht, Carter. Wir haben ihn an allen Orten gesucht, an denen er sich gerne aufhält. Deshalb gehen wir davon aus, es hat sich herumgesprochen, dass wir ein bisschen mit ihm plaudern wollen. Darum fragen wir Sie jetzt, klar?«

Carter sagte keinen Mucks.

»Hören Sie, ich möchte Ihre

unermessliche Intelligenz nicht beleidigen, indem ich die Frage wiederhole.«

Vincent, der Lederhandschuhe trug, griff in seine Jackentasche und zog ein sorgfältig verpacktes Päckchen heraus. Es war ein kleiner Plastikbeutel, der vermutlich fünfzig Gramm Kokain enthielt. Er reichte Carter die Tüte, der sie entgegennahm.

»Was ist das?«

»Das gehört Ihnen«, sagte Vincent.

»Ich habe es gerade bei Ihnen gefunden, als ich Sie abgetastet habe.«

Carter sah aus, als hätte ihn der Schlag getroffen. Anstatt um sich zu schlagen, zu fluchen oder wegzurennen, schien er innerlich zusammenzubrechen. Mit weit

aufgerissenen Augen und schockierter Miene stand er einfach nur da. Vincent nahm ihm das Päckchen wieder ab.

»Das gehört mir nicht, Mann!«, schrie Carter.

»Natürlich gehört es Ihnen. Da sind überall Ihre Fingerabdrücke drauf. Und bei Ihrem Vorstrafenregister bin ich ziemlich sicher, dass Sie dafür sehr lange sitzen werden.«

Vincent warf Byrne die Schlüssel von Carters Wagen zu. Byrne öffnete den Kofferraum. Er fand eine Segeltuchtasche mit Reißverschluss und zog ihn auf. In der Tasche lagen dreißig- oder vierzigtausend Dollar.

»Oh, Carter, Carter«, sagte Vincent.
»Wenn zu dem Rauschgift noch das Geld

dazukommt, sehe ich wirklich schwarz für Sie.«

Carter begann zu zittern. Byrne hatte das schon oft gesehen. Es war ein unwillkürlicher Muskelreflex, der einem Zusammenbruch vorausging. Carter stand kurz davor.

Vincent griff in die Hosentasche, sodass das Holster mit der schweren 45er-Automatik sichtbar wurde. »Laufen Sie ruhig weg.«

»Warum, Mann? Warum tun Sie das?«

»Weil ich mit Ihrem Bruder sprechen muss, und zwar jetzt.«

»Ich weiß nicht ...«

»Mir reicht's jetzt.« Vincent zog die Waffe, spannte den Hahn und richtete sie auf Carters rechte Kniescheibe. »Sie

haben genau zehn Sekunden.«

»Ellbogen«, sagte Byrne.

Vincent schaute ihn an. »Ellbogen?«

»Ja«, sagte Byrne. »Wenn du ihnen in den Ellbogen schießt, können sie noch laufen. Tut verdammt weh, aber dann brauchen wir ihn nicht runter zum Fluss zu schleppen.«

»*Zum Fluss?*«, brüllte Carter.

»Gute Idee«, sagte Vincent und wandte sich wieder Carter zu. »Jetzt haben Sie noch zwei Sekunden.«

»Warten Sie!«, sagte Carter. »Ich piepe ihn an. Dann schickt er mir eine Nachricht mit der Adresse, zu der ich fahren soll.«

Vincent wartete einen Moment, ehe er das Wegwerfhandy von der Tonne nahm.

»Das ist das Handy, an das er die Nachricht schickt?«

»Ja.«

»Und er ruft nicht an und hinterlässt keine Sprachnachricht?«

»Nein«, sagte Carter. »Er will nirgendwo seine Stimme hinterlassen.«

»Wer hat noch diese Nummer?«

»Niemand. Nur DeRon.«

»Okay, piepen Sie ihn an.« Mit zitternden Händen folgte Carter der Aufforderung. Zwanzig Sekunden später erhielt er wie versprochen eine SMS. Es war eine Adresse.

»Sehen Sie, wie einfach das war?«, sagte Vincent.

Carter schwieg.

Vincent warf Byrne das Handy zu.

Carter öffnete den Mund und wollte protestieren, besann sich dann aber eines Besseren.

»Wir können das Risiko nicht eingehen, dass Sie Ihren Bruder warnen«, sagte Vincent.

»Ich ruf ihn nicht an.«

»Versprochen?«

»Ja.«

Vincent lachte. Er drehte den Mann um und stieß ihn zum offenen Kofferraum.

»Steigen Sie ein«, befahl Vincent.

»Was soll das, verdammt? Ich hab Ihnen gesagt, wo mein Bruder ist.«

»Ich weiß. Und ich möchte mich im Namen des gesamten Philadelphia Police Departments für Ihre Kooperation bedanken. Steigen Sie jetzt in den

Kofferraum.«

Zögernd gehorchte Carter. Bevor Vincent den Kofferraumdeckel zuschlug, nahm er die kleine Plastiktüte aus der Tasche. »Das lege ich auf den Rücksitz.«

»Das können Sie nicht machen!«, rief Carter. »Was ist, wenn die Bullen hier vorbeikommen?«

»Wenn Sie vorbeikommen, können Sie ihnen ein paar Pfannkuchen backen. Das ist eine Fertigmischung für Pfannkuchen, Idiot.«

Vincent schlug den Kofferraum zu und warf Carters Autoschlüssel in einen Gully.

Zehn Sekunden später rasten die beiden Detectives nach Nord-

Philadelphia.

Es war Josh Bontragers Stimme, die aus dem Lautsprecher des Funkgeräts drang. Jessica zuckte zusammen, als die Stimme erklang.

»Jess«, sagte Bontrager. »Sag bitte, dass du dein Funkgerät eingeschaltet hast.«

Jessica drückte auf Senden. »Hier bin ich. Was gibt's, Josh?«

»Mateo hat mich eben auf dem Handy angerufen. Er überwacht die Kamera hinter der St. Simeon Church.«

Jessica warf Maria Caruso einen Blick zu. Sie waren in Lethargie verfallen, was oft passierte, wenn man

so lange auf etwas blickte, dass man nichts mehr sah. Es war ein verbreitetes und gefährliches Übel bei langen Überwachungsaktionen.

»Was ist denn los?«, fragte Jessica.

»Er hat hinter der Kirche etwas gesehen.«

Auf einen Schlag war Jessica hellwach. Sie zog ihr Handy aus der Tasche und stellte es auf stumm. Wenn etwas passierte, war es besser, wenn die Sache nicht über den Polizeifunk lief.

»Er soll mich anrufen.«

Ein paar Sekunden später vibrierte Jessicas Handy. »Was haben wir, Mateo?«

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte er.

»Ich habe einen Schatten auf der Mauer

hinter der Nordseite der Kirche gesehen. Jemand ist durch die Gasse gegangen und stehen geblieben.«

»Ein Schatten?«, fragte Jessica. »Der Schatten einer Person?«

»Ja«, sagte Mateo. »Können Sie die Nordseite sehen?«

»Nein. Von hier aus nicht.«

»Warten Sie. Da bewegt sich wieder was. Da geht jemand auf den Eingang auf der Nordseite der Kirche zu. In ein paar Sekunden kann ich ihn nicht mehr sehen.«

»Ist Sergeant Westbrook da?«, fragte Jessica.

»Ich bin hier«, meldete sich Westbrook. Mateo hatte den Lautsprecher eingeschaltet.

»Sollen wir das überprüfen?«, fragte Jessica.

»Ja«, sagte Westbrook. »Ich schicke Unterstützung. Lassen Sie das Funkgerät eingeschaltet.«

Jessica ließ den Vibrationsmodus des Handys eingeschaltet und steckte es in die Hosentasche. Sie und Maria stiegen aus, gingen zum Kofferraum, holten kugelsichere Kevlar-Westen hervor und streiften sie über. Dann öffneten sie die Holster, überprüfen ihre Glock-Pistolen 17 und steckten sie wieder ein.

Jessica schaute die Straße in beide Richtungen hinunter. Einen halben Block entfernt stand ein alter Kleinwagen, aber sie sah niemanden darin sitzen.

Sie warf einen Blick auf die Uhr. Es

war zwanzig nach zehn.

Jessica Balzano und Maria Caruso überquerten die Straße und eilten zur Gasse hinter der St. Simeon Church.

Als Byrne sein Ziel erreichte – die Adresse, die Carter per SMS erfahren hatte –, begriff er, dass er noch gar nicht darüber nachgedacht hatte, was er tun würde, wenn er DeRon Wilson fand.

Er betete, dass Gabriel nichts zugestoßen war. Wenn er sich nicht mit dem Jungen getroffen hätte, wäre das alles nicht geschehen. Nein, das stimmte nicht. Wenn er nicht die Nerven verloren hätte, wäre das alles nicht geschehen.

Byrne hatte es in dem Moment gewusst, als Wilson ihm an jenem Abend den herausfordernden Blick zugeworfen hatte, den Byrne als

Detective nur allzu gut kannte. Er hatte es gewusst, als er so dumm gewesen war, seine Waffe zu ziehen. Sicher, er hatte nicht damit rechnen können, dass in den Abendnachrichten darüber berichtet wurde, aber das war keine Entschuldigung.

Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren schlug er sich mit den DeRon Wilsons dieser Welt herum. Warum hatte er dieses Mal völlig die Nerven verloren?

Vincent Balzano wollte ihn ursprünglich begleiten und die Sache mit ihm durchziehen, doch Byrne hatte das Angebot entschieden abgelehnt. Er wusste nicht, wie die Sache ausgehen würde, und die Wahrscheinlichkeit, dass sie eskalierte, war groß. Vincent hatte

ihm einen großen Gefallen erwiesen, und Byrne wollte ihm nicht dadurch danken, dass er die Karriere des Freundes aufs Spiel setzte. Es würde sich schon eine Gelegenheit bieten – die bot sich bei der Polizeiarbeit immer –, um sich zu revanchieren.

Ehe er das Gebäude betrat, vibrierte sein Handy. Byrne zog es aus der Tasche. Es war das Handy, das sie Carter Wilson abgenommen hatten.

Wer hat noch diese Nummer?

Niemand. Nur DeRon Wilson.

Byrne schaute aufs Display. Es war eine Sprachmitteilung. Er drückte auf Wiedergabe.

Nach ein paar Sekunden wurde die Nachricht abgespielt. Die flüsternde

Stimme ließ Byrnes Blut in den Adern gefrieren.

»Ein Gott, Detective«, sagte die geisterhafte Stimme am anderen Ende der Leitung. »*Sieben Kirchen.*«

Eine Sekunde später erhielt er eine SMS auf demselben Handy. Er überflog den Text:

*WENN SIE DAS GEBÄUDE BETRETEN,
WIRD DER JUNGE STERBEN.*

Ein paar Sekunden lang war Byrne wie erstarrt. Er zog seine Waffe, schaute in alle Richtungen und hob den Blick. Hier konnte er von allen Seiten beobachtet werden.

Er steckte das Handy ein, drehte sich um und rannte los.

Als Jessica und Maria in die Gasse hinter der St.-Simeon-Kirche einbogen, sahen sie niemanden. Mit gezogenen Waffen näherten sie sich einer Tür mit einer zerbrochenen Glasscheibe, die in die Kirche führte. Die Tür war nur angelehnt. Jessica trat sie auf.

Der große Kirchenraum sah aus, als wäre er kürzlich gereinigt worden. Alle Kirchenbänke und sogar die Beichtstühle waren weggeschafft und der Altar abgebaut worden.

Langsam durchquerten Jessica und Maria das leere Kircheninnere. Im hinteren Teil fanden sie eine Tür, die zur

Treppe führte.

Leise stiegen sie die Treppe in den Keller hinunter, die Waffen im Anschlag, wobei sie mit den Taschenlampen den Weg beleuchteten. Wenn der Mörder auf sie wartete, würde er das Licht sehen. Es war extrem riskant, aber sie hatten keine andere Wahl. Im Keller war es stockfinster.

»Hörst du das?«, flüsterte Jessica.

Die beiden Detectives blieben stehen und hielten den Atem an.

Irgendwo tropfte Wasser.

Als sie den Fuß der Treppe erreichten, standen sie in einem großen, leeren Kellerraum. Jessicas Blick glitt über die Wände. Hinten auf der rechten Seite sah sie einen einzigen Durchgang

zu einem anderen Raum. Wenn hier im Keller eine Leiche lag, musste sie in diesem Raum liegen.

»Jess.« Maria zeigte auf den Boden. Im Staub waren verschmierte Fußabdrücke und zwei lange Spuren zu erkennen, die aussahen, als wäre etwas oder jemand über den Boden geschleift worden.

In der Ferne heulten Sirenen. Jessica und Maria konnten nicht länger warten. Mit schnellen Schritten gingen sie auf den Durchgang zu. Ihnen blieb nichts anderes übrig, als sich zu erkennen zu geben.

»Philadelphia Police!«, rief Jessica. Ihre Stimme hallte von den Wänden wider.

Keine Reaktion. Während sie die Waffen und die Taschenlampen auf den Durchgang richteten, bewegten sie sich vorsichtig näher heran.

Jessica blieb stehen, als sie den Durchgang erreichten, und atmete tief durch. Ihr Atem bildete weiße Schwaden in der kalten Luft.

Der Keller, dachte Jessica.

Blitzschnell drehte sie sich zu dem Raum um. In der Mitte der Decke hing eine Leiche an einem Doppel-T-Träger. Das Opfer war ein hellhäutiger Schwarzer. Er war nackt und blutüberströmt. Wie bei den anderen Opfern lag unter ihm seine Kleidung auf dem Boden. Aber das, was sonst noch unter dem Opfer lag, machte den

grauenhaften Anblick beinahe unerträglich und übertraf alles, was Jessica bisher als Polizistin gesehen hatte.

Hände. Der Mörder hatte dem Opfer die Hände abgehackt. Es war kein tropfendes Wasser, das sie gehört hatten, es war tropfendes Blut.

Die beiden Detectives betraten den Raum und drehten sich im Kreis, die Waffen schussbereit.

Nichts und niemand zu sehen.

Sie hörten, dass die Streifenwagen eintrafen.

»Sorg dafür, dass das ganze Gebiet abgesperrt wird«, sagte Jessica. »Und schick zwei Streifenpolizisten zu mir in den Keller.«

Ohne ein Wort zu erwidern, steckte Maria Caruso ihre Waffe ins Holster und rannte hinaus. Als Jessica Marias Schritte auf der Treppe hörte, ging sie auf das Opfer zu. Sie zog einen Latexhandschuh an, hob vorsichtig das Kinn des Mannes an und richtete das Licht der Taschenlampe auf sein Gesicht.

»Mein Gott.«

Der Mann, der hier im Keller an der Decke hing, hieß DeRon Wilson. Mit diesem Drogendealer war Byrne aneinandergeraten.

Jessicas Handy vibrierte. Sie schaute aufs Display und meldete sich.

»Was gibt's, Mateo?«

»Was haben Sie, Detective?«

»Wie meinen Sie das?«

»Haben Sie den Verdächtigen?«

»Nein«, sagte Jessica. »Wir sperren gerade alles ab. Weit kann er noch nicht sein.«

»Kann Detective Byrne ihn beschreiben?«

Im ersten Augenblick glaubte Jessica, sie hätte sich verhört. »Ich verstehe nicht.«

»Mit wem arbeiten Sie heute zusammen?«

»Mit Detective Caruso«, sagte Jessica. »Warum?«

»Ich dachte, Sie wären mit Kevin zusammen.«

»Wie kommen Sie darauf?«

Mateo zögerte lange. Viel zu lange.

»Mateo?«

»Weil ich mir gerade das Filmmaterial der Überwachungskamera von der Nordseite der St. Simeon Church anschau, das vor einer Minute aufgenommen wurde.«

»Was ist damit?«

»Detective Byrne ist darauf zu sehen«, sagte Mateo. »Er rennt von der Kirche weg.«

Byrne stand in seiner Wohnung. Er wusste, es könnte das letzte Mal sein, dass er all diese Dinge sah. Vielleicht war heute die letzte Nacht seines Lebens.

Während seiner Zeit bei der Mordkommission hatte er zahllose Wohnungen und Häuser betreten, Orte, an die die Opfer hatten zurückkehren wollen – in fünf Minuten, fünf Stunden oder fünf Tagen.

Es ging ihm jedes Mal nahe, wenn er sah, wie die Opfer private Dinge zurückließen: der Bademantel über der Stuhllehne; das Steak, das in der Spüle

aufaute; die Wäsche im Wäschekorb, die noch zusammengefaltet werden musste; das Buch mit dem Lesezeichen.

Wie würden die Ermittler diese Wohnung betrachten?, fragte er sich. Und wer würde es sein? Jessica? Byrne hoffte es aus zahlreichen Gründen. Sie würde es verstehen.

Die sieben Kirchen von Asien waren allesamt in der Türkei. Das war kein Zufall.

Er erinnerte sich so gut an die Geschichte, als hätte er sie gestern gehört.

*Wir waren auf dem
Luftwaffenstützpunkt Incirlik
stationiert und gehörten zum 628.*

Lufttransportgeschwader. Es war die Zeit zwischen den beiden Irak-Kriegen, darum war es ziemlich ruhig.

Vergiss nicht, dass der Schwarzmarkt für archäologische Fundstücke in der Türkei so gut floriert wie kaum sonst wo – damals jedenfalls. Persische, römische und griechische Antiquitäten. Fundstücke von den Kreuzzügen. Wenn du was haben wolltest und genug Geld hattest, hast du immer jemanden gefunden, der es dir besorgt.

Wir hatten frei, und mein bester Kumpel in der Einheit wollte eine Fahrt nach Paslı machen. Vier von uns fuhren die Persische Straße nach Süden und dann stundenlang über Feldwege. Es ging ständig rauf und runter. Weit

und breit nichts zu sehen. Die Sonne ging schon fast unter, und wir hatten den Ort immer noch nicht gefunden. Dann sahen wir den alten Mann, der eine dieser abgelegenen Straßen entlangging. Er muss über neunzig gewesen sein.

Mein Kumpel sprach auf Türkisch mit ihm, und der Alte zeigte auf seine Füße. Mein Kumpel sagte etwas über Schuhe, ob er ihm neue Schuhe kaufen solle, doch der Alte schüttelte den Kopf. Er zeigte wieder auf seine Füße. Das ging eine ganze Weile hin und her, ohne Ergebnis.

Auf dem Weg zurück zum Jeep blieb mein Kumpel plötzlich stehen, denn mit einem Mal begriff er, was der alte

Mann ihm sagen wollte. Der Ort, den wir gesucht haben, war genau unter uns. Der Untergrund war hohl.

Wir stiegen die Klippen hinunter und kamen zu dieser alten Tür. Eine dicke, alte Tür, die direkt in der Felswand verankert war. Den Rest der Nacht warfen meine Kumpel sich mit den Schultern gegen die Tür, um sie aufzubrechen. Sie hatten kein Glück. Ich wollte nichts damit zu tun haben, aber du weißt ja, wie das ist. Wenn man genug gesoffen hat, macht man fast alles.

Als meine Kumpel kurz vor der Morgendämmerung schlappmachten, sagte ich mir, versuch's auch mal. Ich ging also zur Tür, berührte sie, und sie

öffnete sich. Ich habe sie nur berührt!

Ich blickte in einen großen Raum, der in den Berg gehauen war, und leuchtete mit meiner Taschenlampe hinein. Was ich sah, hielt ich im ersten Moment für Staub. Für riesige Staubballen. Es hätten vielleicht auch Felssteine sein können. Aber es waren keine Felssteine. Weißt du, was es war? Skelette, Mann. Kleine Skelette. Ein ganzer Raum voller Skelette. Sie lagen alle ordentlich nebeneinander.

In diesem Augenblick geschah etwas in mir, Kevin. Ich glaubte zu spüren, dass ich von einer Sekunde auf die andere ein anderer Mensch wurde. Ich fiel auf die Knie. Mir war zum Heulen, aber es kamen keine Tränen. Die kamen

erst später. Seitdem kommen sie fast jeden Tag. Aber damals, mitten in der Nacht, musste ich mich fragen, warum. Ich meine, warum die Tür sich für mich geöffnet hat.

Hundert tote Kinder. Gott zeigt dir so etwas nicht ohne Grund, oder? Auf keinen Fall.

Ich kehrte in die Staaten zurück, sammelte zwei Jahre herum und trank zu viel. Ich wusste, dass ich nicht schlau genug war, um Arzt oder Anwalt oder etwas in der Art zu werden. Daher beschloss ich, Cop zu werden. Wie sonst hätte ich Gutes tun können?

Wie sonst hätte ich Gutes tun können?

Marcus Haines hatte Byrne damals angeschaut und diese Frage gestellt.

Wie sonst hätte ich Gutes tun können?

Ein paar Tage später trat Marcus Haines vor eine andere Tür. Byrne erinnerte sich genau an das Feuer der Automatikwaffen und sah vor Augen, wie Marcus Haines' Hinterkopf zerbarst und Blut, Hirnmasse, Hautfetzen und Knochensplitter umherspritzten.

Dieses Mal war die Tür nicht in der Türkei, sondern vor irgendeinem Dreckloch in Nord-Philadelphia, wo Kinder mit einer Droge namens Crack zu Sklaven gemacht wurden. Marcus

Haines hatte schließlich die Tür gefunden, hinter der hundert andere Kinder hausten, und er fing sich die Kugel ein, die für Kevin Byrne bestimmt war.

Wie soll man eine solche Schuld begleichen?

Byrne nahm das Bild von Marcus in die Hand und zog das Schulfoto von Gabriel aus der Tasche. Er hielt sie nebeneinander. Zwischen Vater und Sohn bestand eine große Ähnlichkeit, aber der Vater hatte seinen Sohn nie kennengelernt. Byrne erinnerte sich gut an die Nacht, als er Tanya Wilkins aufgesucht hatte, um es ihr mitzuteilen. Die Nachricht hatte sie furchtbar getroffen. Sie war damals mit Gabriel

schwanger. Das hatte Byrne nicht gewusst.

Er zog sein Handy aus der Tasche und wählte die Nummer. Die Frau meldete sich nach dem zweiten Klingeln.

»Wissen Sie, wer hier ist?«, fragte Byrne.

»Ja. Wir haben Ihren Anruf erwartet.«

»Wir?«

»Mein Sohn und ich.«

Byrne erwiderte nichts.

»Gott hat uns aus einem bestimmten Grund ausgewählt«, sagte die Frau.

»Sind Sie bereit?«

»Ich bin bereit.«

»Wissen Sie, was Sie tun müssen?«, fragte sie nach kurzem Zögern.

»Ja.«

»Es hat alles zu diesem Augenblick geführt. Spüren Sie die Last der Vorhersehung?«

Mehr als Sie sich vorstellen können, dachte Byrne. »Ja, aber zuerst muss ich noch etwas besorgen.«

»Ich höre.«

Byrne sagte ihr, was er brauchte. Die Frau willigte ein, ihm behilflich zu sein.

»Wollen Sie wissen, wo wir sind?«, fragte sie.

»Ich weiß, wo Sie sind. Ich weiß aber nicht, wie lange ich brauche, um zu Ihnen zu kommen.«

»Wir warten.«

»Ich komme auf jeden Fall.«

Byrne beendete das Gespräch und legte sein Handy auf den Esstisch neben

die Dienstwaffe und die Dienstmarke.

Wie sonst hätte ich Gutes tun können? Kevin Byrne wusste es.

Jessica konnte Byrne nirgendwo finden. Sie versuchte es auf seinem Handy, seinem Festanschluss, seinem Pager und per SMS. Sie hatte Maria nichts von Mateos Anruf erzählt und Mateo gebeten, es so lange wie möglich für sich zu behalten. Natürlich konnte sie ihn nicht bitten, zu lügen oder Kevin vom Film zu löschen. Aber Mateo war ein erfahrener Cop und willigte ein. Er versprach, zumindest vorläufig nichts zu sagen.

In der St. Simeon Church wimmelte es jetzt von Polizisten. Jessica hatte Dana Westbrooks Miene gesehen, als sie am

Tatort ankam, und das war nicht gut. Ihr Killer hatte vor den Augen zweier Detectives einen Mord begangen, und das würden die Medien ausschlachten.

Jessica beschloss, später über die Wut ihrer Vorgesetzten nachzudenken. Ihre erste Sorge galt Kevin Byrne.

Was hatte er an der Kirche gemacht?

Jessica trat ins Freie, als ihr Handy klingelte. Es war Maria.

»Hi, Maria.«

»Ich habe die Fahrzeuge auf der Straße überprüft. Einen halben Block von unserem Wagen entfernt steht ein Kleinwagen.«

Jessica erinnerte sich, den Wagen gesehen zu haben, als sie die Kirche betreten hatte. »Was ist damit?«

»Sieht so aus, als hätten wir ein zweites Opfer.«

»In dem Wagen liegt eine *Leiche*?«

»Ja. Und daneben auf dem Sitz liegt etwas, was du dir ansehen solltest.«

Jessica lief die Gasse hinunter und bog um die Ecke. Einen halben Block entfernt sah sie Maria neben dem Wagen stehen. Jessica verlangsamte ihr Tempo. Es bestand kein Grund zur Eile. Ein Toter wurde nicht wieder lebendig.

Als sie den Wagen erreichte, blickte sie durch das Fahrerfenster. Das Opfer war ein Weißer, Ende zwanzig oder Anfang dreißig. Sein Kopf lehnte an der Kopfstütze. Aus den Mundwinkeln rann Erbrochenes.

Jessica richtete ihre Maglite in den

Wagen.

»Mein Gott«, sagte sie.

»Was ist? Kennst du ihn?«

»Er heißt Shane Adams und ist

Reporter. Er hat versucht, mich heute Nachmittag zu beschatten.«

Jessica ließ das Licht der Taschenlampe durch das Wageninnere gleiten. Auf der Rückbank lag irgendwelcher Kram, Dinge, die man brauchte, wenn man sein halbes Leben im Auto verbrachte – frische Kleidung, Fast-Food-Abfälle, Erfrischungstücher.

»Du wirst es nicht glauben«, sagte Maria, die Latexhandschuhe trug. Sie nahm die Digitalkamera vom Vordersitz und legte sie auf das Wagendach. »Der Film lief noch, als ich zum Wagen kam.«

Sie drückte auf eine Taste und drehte das Display zu ihnen.

Zu Beginn war die Aufnahme unscharf, dann wurde sie deutlicher. Ein Kreuz war zu sehen. Auf dem kleinen Display konnte man schlecht erkennen, aus welchem Material es bestand. Als Jessica es genauer betrachtete, erkannte sie, dass es Glas war.

»Ist das ein Fenster?«, fragte sie.

»Ich bin mir ziemlich sicher«, meinte Maria. Sie drückte auf die Pausentaste und zeigte auf das Bild. »Sieht aus wie buntes Glas, oder?«

Die beiden Detectives wechselten einen Blick und begriffen im selben Augenblick, was es war.

»Ein Kirchenfenster!«

»Lass den Film noch einmal laufen«, sagte Jessica.

Maria drückte auf die Taste. Das Kreuz auf dem bunten Kirchenfenster wurde wieder unscharf. Jessica wusste, was das bedeutete. Hinter dem Glas konnte man noch etwas sehen, das allmählich deutlicher wurde. Ein paar Sekunden später erkannte sie, was es war, und ihr Herz setzte einen Schlag aus. Auf der anderen Seite des Kreuzes stand eine Person, die so aufgenommen worden war, dass man hätte meinen können, sie hänge an dem Kreuz.

Es bestand kein Zweifel. Hinter der Glasscheibe stand Kevin Byrne.

Jessica rannte die Straße hinunter und in die Gasse hinein. Sie schaute auf das

Seitenfenster neben der Tür, die in die Kirche führte. Auf dem bunten Kirchenfenster war ein Kreuz. Es stimmte mit dem Kreuz im Film überein.

Der Killer hatte diese Aufnahme gerade erst gemacht.

Jessica ging auf dem Bürgersteig vor der Kirche auf und ab. Überall standen Streifenwagen. Dana Westbrook hatte gesagt, sie solle auf dem schnellsten Weg ins Roundhouse zurückkehren.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte Maria.

»Mir ging's schon mal besser.« Obwohl Jessica jeden Augenblick im Roundhouse erwartet wurde, würde sie keine Ruhe geben, bis Kevin vor ihr stand. »Ich meine, wir sollten ...«

Der Umschlag, dachte Jessica. Der Umschlag, den die Frau für Kevin abgegeben hatte.

Der Umschlag von Pfarrer Leone.

Jessica griff in den Wagen, nahm den Umschlag vom Rücksitz und riss ihn auf. Darin steckten ein paar Seiten aus der Bibel und mehrere alte Blätter Schreibmaschinenpapier mit vergilbten Rändern, die mit der Hand beschrieben waren.

Es waren Nachrichten von Pfarrer Leone. Nachrichten aus dem Grab.

Als Jessica die Seiten überflog, wurde ihr auf einmal alles klar, und die Erkenntnis war entsetzlich. Es ging um die sieben Kirchen der Apokalypse:

An den Engel der Gemeinde in Ephesus ... du hast deine erste Liebe verlassen ...

Cecilia Rollins, dachte Jessica.

*An den Engel der Gemeinde in
Smyrna ... ihr werdet in Bedrängnis
sein zehn Tage ...*

Danny Palumbo hatte zehn Tage in
dem Keller verbracht.

*An den Engel der Gemeinde in
Pergamon ... gib ihm einen weißen
Stein, und auf dem Stein wird ein neuer
Name geschrieben sein ...*

Martin Allsop. Die weißen Steine.
Der Name des nächsten Tatorts stand auf
einem Stein.

*An den Engel der Gemeinde in
Thyatira ... Isebel ... ich werde sie auf
ein Bett werfen ...*

Michelle Calvin hatten sie auf der
blutgetränkten Matratze gefunden.

An den Engel der Gemeinde in

Sardes ... ich werde wie ein Dieb zu dir kommen ...

DeRon Wilson wurden die Hände abgehackt.

Jessicas Hände zitterten, als sie die letzten beiden Bibelstellen las. Die letzten beiden Kirchen waren Philadelphia und Laodicea.

Sie überflog die Seite und suchte nach einem Hinweis, einem Gedanken, einem Satz, der ihr helfen könnte, die Denkweise des Killers zu durchschauen.

An den Engel der Gemeinde in Laodicea ... ich rate dir, von mir im Feuer geläutertes Gold zu kaufen ... und ein weißes Gewand ...

An den Engel der Gemeinde in Philadelphia ... der da hat den

Schlüssel Davids ... trotz Lüge ...

Außerdem lag in dem Umschlag ein altes Blatt feines Schreibpapier mit einer handgeschriebenen Notiz von Pfarrer Leone, vielleicht die letzten Worte, die er in seinem Leben geschrieben hatte. Für Jessica waren sie ebenso rätselhaft wie die Seiten der Offenbarung. Da stand:

ES WAR EIN GEWAND, KEVIN. DAS FEUER
DES HEILIGEN GEISTES.

Was meinte er damit? Was für ein Gewand?

Jessica überlegte, ob sie Byrne noch einmal anrufen sollte, doch sie wusste, dass nur die Mailbox anspringen würde.

Sie schaute auf ihren Schlüsselbund.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte sie.

»Was hast du vor?«, fragte Maria.

»Ich fahre zu Kevins Wohnung.«

»Ich komme mit.«

Jessica schaute auf die zahlreichen Polizisten und Kriminaltechniker, die sich am Tatort der St. Simeon Church aufhielten. Sie und Maria hatten ihre Aussagen gemacht, und keine von ihnen würde die Ermittlungen in diesem Fall leiten.

»Okay, dann los«, sagte Jessica.

Jessica und Maria parkten in der Dritten Straße, gleich um die Ecke des Hauses, in dem Byrne im ersten Stock wohnte. Jessica konnte nirgends seinen Wagen sehen, aber das war nicht ungewöhnlich. Manchmal musste Byrne einen ganzen Block entfernt parken.

Keine Minute später standen sie vor Byrnes Wohnungstür. Jessica klopfte, lauschte. Stille. Sie klopfte noch einmal. Aus der Wohnung kam nicht das leiseste Geräusch.

Jessica zog den Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn ins Schloss und drehte ihn herum. Vorsichtig öffnete sie

die Tür einen Spalt. »Kevin?«

Keine Antwort.

In der Wohnung war es gespenstisch dunkel. Das einzige Licht spendete die grüne Digitaluhr am Herd in der Küche. Jessica drückte den Lichtschalter. Drei Lampen leuchteten auf. Die Wohnung sah genauso aus wie bei ihrem letzten Besuch.

»Kevin?«

Nichts. Sie spähte ins Schlafzimmer, dann ins Bad. Beide Räume waren leer.

»Jessica«, sagte Maria.

Jessica ging zu ihr hinüber. Maria stand vor dem Esstisch. Dort lagen drei Dinge ordentlich nebeneinander, ohne die Kevin Byrne niemals die Wohnung verließ: seine Waffe, seine Dienstmarke

und sein Handy. Neben Byrnes Handy lag ein blaues Klapphandy, das Jessica noch nie bei ihm gesehen hatte.

Sie nahm es in die Hand und klickte durchs Menü.

Sie entdeckte zwei Textnachrichten. Die erste enthielt die Adresse der St. Simeon Church.

Die zweite ließ ihr das Blut in den Adern gefrieren.

WENN SIE DAS GEBÄUDE BETRETEN,
WIRD DER JUNGE STERBEN.

Welcher Junge?

Jessica steckte Byrnes Handy in die Hand. Sie verletzte seine Privatsphäre, aber sie hatte keine andere Wahl. Sie überprüfte die Nachrichten auf seiner Mailbox. Achtzig Prozent stammten von

ihr. Dann entdeckte sie eine Textnachricht mit einem beigefügten Foto.

Da stand: *WIE FINDEN SIE MICH JETZT???*!!!

Auf dem Foto war ein schwarzer Junge zu sehen, an einen Stuhl gefesselt. Jessica betrachtete aufmerksam das Gesicht des Jungen. Sie konnte sich denken, wer er war. Gabriel Hightower.

Jessica schaute sich die letzte Nummer an, die Byrne gewählt hatte. Sie kannte sie nicht. Oder doch?

»Tu mir einen Gefallen«, sagte Jessica zu Maria.

»Klar.«

»Könntest du schnell zum Wagen laufen und meine Aktentasche holen?«

Jessica reichte Maria die Schlüssel, worauf ihre Kollegin sich sofort auf den Weg machte.

Jessica öffnete den Browser ihres Handys und überprüfte die vorletzte Nummer, die Byrne angerufen hatte. Es war eine Apotheke gleich um die Ecke, die rund um die Uhr geöffnet hatte. Anschließend überprüfte sie die letzte Nummer, doch ohne Erfolg. Sie war nicht aufgeführt.

Maria kam mit der Aktentasche zurück. Jessica öffnete sie und nahm den Inhalt heraus. Sie fand sofort, was sie suchte: eine Kopie des Zettels, den sie in Danny Palumbos Rucksack gefunden hatten.

Jessica legte den Zettel auf den Tisch.

Verdammt! Sie war sicher, dass vor ihr lag, was sie suchte, aber sie sah es nicht. Keine der Nummern stimmte mit Byrnes letzter Nummer überein.

Sie schloss die Augen, rief sich den Moment in Erinnerung, als sie sich in Loretta Palumbos Reihenhaus in Dannys Zimmer umgesehen hatte. Dort war die Antwort zu finden. Warum sah sie sie nicht? Jessica erinnerte sich an das ordentlich gemachte Bett, den leeren Schrank und die Stapel von Kreuzworträtselheften mit Zahlenrätseln, die Danny Palumbo offenbar gerne löste.

Sie öffnete die Augen wieder, blickte wieder auf Dannys Zahlenreihen, die er untereinander geschrieben hatte. Als sie auf die diagonale Zahl schaute, stellte

sie fest, dass sie mit der Telefonnummer von Byrnes letztem Gespräch übereinstimmte. Danny Palumbo hatte diese Nummer in seinem Besitz.

Jessica blickte wieder auf das Foto von Gabriel Hightower, und plötzlich war ihr alles klar. Sie durchquerte das Zimmer, suchte das gerahmte Foto, auf dem Byrne mit Marcus Haines abgebildet war, und hielt es neben das Foto von Gabriel Hightower.

Es bestand nicht der geringste Zweifel.

Gabriel Hightower war Marcus' Sohn. Marcus hatte sich eine Kugel eingefangen, die für Byrne bestimmt war. Deshalb tat Byrne das alles.

Jessica legte das Foto zurück auf den

Karton. Ihr blieb keine Wahl. Mit zitternder Hand ergriff sie Byrnes Handy, drückte auf Wiederwahl und wählte die letzte Nummer, die Byrne gewählt hatte.

Der Anrufbeantworter meldete sich:
»Sie sind verbunden mit der Praxis von Dr. Sarah Goodwin ...«

Das Bridgeview Motel war nur gut eine Meile vom Philadelphia International Airport entfernt, dem größten Flughafen der Stadt, der im Südwesten lag.

Geschäftsreisende, die zwischen zwei Flügen ein paar Stunden schlafen wollten, aber keine Lust hatten, die unverschämt hohen Preise der großen Hotelketten zu bezahlen, frequentierten dieses Motel, das nur ein paar Straßen vom Delaware River und der I-95 entfernt lag.

Auch Polizisten aus der Stadt und dem Sheriffbüro des County stiegen mit Gefangenen auf der Durchreise in dem

Motel ab.

Byrne parkte den Wagen am Rand des Parkplatzes, dort, wo er am schlechtesten beleuchtet war. Ihn interessierte das Zimmer 209 ganz am Ende des Gebäudes. Die Vorhänge waren zugezogen, das Licht brannte.

Byrne stieg aus, überquerte den Parkplatz und klopfte an die Tür. Ein paar Sekunden später wurde der Vorhang einen Spalt zur Seite geschoben, dann die Kette weggezogen und die Tür geöffnet.

»Kevin«, sagte der Mann.

»Alles klar, Tony?«

Anthony Colasanto war ein paar Jahre älter als Byrne und schaute auf eine jahrzehntelange Erfahrung im

Polizeidienst zurück. Er hatte in drei Polizeirevieren in Süd-Philadelphia Dienst getan und mehrere Jahre im Dezernat für Kapitalverbrechen ermittelt. Jetzt nahm er verschiedene Sonderaufgaben für die Bezirksstaatsanwaltschaft wahr, wozu auch die Bewachung von Gefangenen während einer Überstellung an einen anderen Ort gehörte.

»Was führt dich zu mir?«, fragte Colasanto.

»Eine schlaflose Nacht«, sagte Byrne.
»Außerdem weißt du, dass das ursprünglich mein Fall war.«

Colasanto nickte. »Klar. Sicher. Komm rein.«

Er öffnete die Tür. Byrne trat ein.

Colasantos Blick glitt blitzschnell über den Parkplatz und die Umgebung. Dann machte er die Tür zu, schloss ab und schob die Kette vor.

Byrne schaute sich um. In der Mitte des Zimmers stand ein Doppelbett, dahinter ein kleiner runder Tisch mit einem Stuhl. Auf der linken Seite sah er eine Kommode und einen Schreibtisch. Auf der Kommode stand ein alter tragbarer Fernseher. Die Nachrichten liefen. Auf dem Tisch lagen Karten. Colasanto spielte gerade eine Partie Solitär.

In dem kleinen Karton, den Byrne bei Starbucks bekommen hatte, standen zwei große Kaffeebecher.

»Ich hab mir gedacht, du könntest

einen starken Kaffee gebrauchen.«

»Ja, gern«, sagte Colasanto.

Byrne nahm einen der Becher herunter und stellte ihn auf den Tisch. Neben den Becher legte er Kaffeesahne, Zucker, Süßstoff und Rührstäbchen. »Ich wusste nicht, wie du den Kaffee trinkst«, sagte Byrne.

»Wie meine Frauen«, erwiderte Colasanto.

Colasanto nahm den Deckel vom Kaffeebecher und trank einen kleinen Schluck. Byrne hatte auf dem Parkplatz gewartet, bis der Kaffee ein bisschen abgekühlt war, sodass man ihn sofort trinken konnte. Colasanto hob den Becher. »Danke, alter Junge.«

Byrne nahm seinen Kaffee vom

Tablett und zog den anderen Stuhl zum Tisch. Die beiden Männer unterhielten sich über Neuigkeiten aus dem Kollegenkreis – wer in den Ruhestand getreten war, wer an welcher Krankheit litt, wer sich hatte scheiden lassen.

»Ich habe dieses verdammte Video gesehen«, sagte Colasanto. »Habe ich das richtig verstanden? Dieser Scheißkerl auf dem Film wurde heute Nacht in Nord-Philadelphia ermordet?«

»Ja«, sagte Byrne. »Was für ein Jammer.«

»Ich schätze, er wird keine Anklage erheben.«

»Es sei denn, in der Hölle hält sich ein Bezirksstaatsanwalt auf.«

»Ich kenne ein paar, die wären da

richtig gut aufgehoben.«

Byrne lachte. »Wann kommt deine Ablösung?«

Colasanto schaute auf die Uhr. »Erst morgen früh um sieben.«

Byrne wies mit dem Kinn auf das angrenzende Zimmer, dessen Tür nur angelehnt war. In dem Zimmer war es dunkel. »Wie läuft's?«

»Eine einfache Tour, Kevin. Ich meine, was soll der schon machen?« Colasanto trank seinen Kaffee aus.

»Kennst du die Einzelheiten?«, fragte Byrne.

»Nicht alle.«

Byrne erzählte ihm die Geschichte von Anfang an. Er wusste, dass er ein bisschen Zeit brauchte. Nachdem er

etwa zehn Minuten gesprochen hatte, fielen Colasanto die Augen zu. Drei Minuten später schlief er tief und fest. Ehe er auf den Boden rutschen konnte, fing Byrne ihn auf und legte ihn aufs Bett. Anthony Colasanto war nicht besonders kräftig gebaut, deshalb war es für Byrne kein Problem.

Er nahm die kleine Mülltüte aus der Tasche und steckte alles hinein, was er angefasst hatte – die Kaffeebecher, die Deckel, den Karton, die kleinen Portionen Kaffeesahne. Wenn nicht gerade ein Team von Kriminaltechnikern des FBI jeden Quadratzentimeter des Motelzimmers unter die Lupe nahm, war er nie hier gewesen.

Byrne trat ans Fenster und schob den

Vorhang ein Stück auf. Der Parkplatz sah noch genauso aus wie vorhin, als er gekommen war.

Er betrat das angrenzende Zimmer.

»Detective Byrne«, sagte Roland Hannah. »Ich freue mich, Sie wiederzusehen, wenn ich so sagen darf.«

»Ich bin kein großer Freund von Ironie, Roland.«

»Ja, das dachte ich mir.«

»Sind Sie bereit?«

Roland Hannah antwortete ihm nicht. Byrne schaltete das Licht ein. Hannah saß auf einem Stuhl am Fußende des Bettes. Er war vollständig bekleidet. Die getönte Sonnenbrille trug er heute nicht.

»Ich hoffe, Sie haben ihm nicht

weggetan«, sagte Hannah.

»Er ist Polizist«, sagte Byrne. »Ich tue keinem Polizisten weh.«

»Nur Verbrechern?«

»Und denen, die mich glauben machen wollen, sie wären keine, obwohl sie welche sind.«

Byrne schaute auf der Rückseite des Zimmers aus dem Fenster. Auf dem Platz hinter dem Motel war niemand zu sehen.

»Warum sind Sie gekommen, um mich zu holen?«, fragte Hannah.

Byrne antwortete nicht.

Ehe sie das Motelzimmer verließen, steckte er Anthony Colasantos Handy und das Funkgerät ein und schnitt die Telefonleitung im Zimmer durch. Das würde Colasanto zwar nicht daran

hindern, die Kollegen zu informieren, sobald er aufwachte, aber es würde ein bisschen länger dauern. Was Schlaftabletten betraf, war Byrne im Laufe der Jahre ein Experte geworden. Wenn er sich nicht irrte, müssten die Tabletten, die er in Colasantos Kaffee aufgelöst hatte, ihn für ein paar Stunden außer Gefecht setzen. Das müsste reichen.

Byrne führte Hannah zur Tür. Dort drehte er sich noch einmal um und ließ den Blick durchs Zimmer schweifen. Nein, er hatte nichts vergessen.

Er öffnete die Tür, schaute auf den Bürgersteig und den Parkplatz. Alles war ruhig. Byrne führte den blinden Mann zum Wagen und schloss die

hintere Tür auf.

Nachdem Roland Hannah auf die Rückbank gerutscht war, fesselte Byrne ihn mit Handschellen am Türgriff.

Zwei Minuten später fuhren sie in die Nacht hinein.

Als Jessica und Maria das Reihenhaus erreichten, in dem sich Sarah Goodwins Praxis befand, standen schon ein halbes Dutzend Streifenwagen vor dem Gebäude. Die Straße war an beiden Enden blockiert, und ein SWAT-Team nahm gerade auf Dächern und Feuertreppen in der Nähe Aufstellung.

Josh Bontrager sowie Jessica und Maria, von zwei Polizisten der Spezialeinheit unterstützt, würden den Eingang aufbrechen, ohne sich vorher zu erkennen zu geben. Schließlich ging es hier um eine Person, die verdächtigt wurde, mehrere Morde begangen zu

haben. Ehe die drei Detectives die Tür aufbrachen, überprüften sie ihre Kevlar-Westen.

Jessica ärgerte sich über sich selbst, dass sie nicht früher darauf gekommen war. Es gab also doch eine Gemeinsamkeit zwischen den Mordopfern. Danny Palumbo, Adria Rollins, Michelle Calvin und Martin Allsop waren alle vor ihrer Gerichtsverhandlung von einem Psychiater begutachtet worden. Sarah Goodwin fertigte psychologische Gutachten für das County und für Polizeibehörden der Stadt an. Jessica wusste, dass auch Byrne sie auf Druck der Vorgesetzten aufsuchen musste. Es bestand die Möglichkeit, dass er über

Gabriel und DeRon Wilson gesprochen hatte, weil er natürlich davon ausging, dass alles vertraulich behandelt wurde.

Die Videokamera, die sie im Wagen des Reporters gefunden hatten, war bereits zur Untersuchung im kriminaltechnischen Labor. Maria hatte versucht, die Sache so lange wie möglich zu verzögern, aber mehr konnte sie nicht tun. Es würde nicht lange dauern, bis die Kriminaltechniker wussten, dass Byrne am Tatort der St. Simeon Church gewesen war. Sie würden sich Fragen stellen, auf die sie Antworten erwarteten.

Als Jessica auf die Tür zuing, ließ sie den Blick rasch in die Runde schweifen. Sie konnte Dana Westbrook

nirgendwo entdecken, und sie war froh darüber. Sie musste ihrer Vorgesetzten vieles erklären, und sie war nicht darauf vorbereitet, es hier und jetzt zu tun.

Einer der Männer vom SWAT-Team ging mit einer Ramme auf der kleinen Veranda in Position. Er warf seinen beiden Kollegen, die mit AR-15-Sturmgewehren ausgerüstet waren, einen Blick zu. Die Männer zählten leise bis drei herunter. Dann stießen sie die Ramme mit voller Wucht gegen die Tür, dass sie beinahe aus den Angeln geflogen wäre.

»Philadelphia Police!«, rief einer der Polizisten der Spezialeinheit.

Der Männer stürmten in den ersten Raum. Einer schaltete das Licht ein.

Nach wenigen Sekunden rief er: »Erster Raum sauber!«

Die Männer überprüften systematisch jedes Zimmer des Reihenhauses. Sie waren alle leer. Jetzt mussten sie nur noch den Wandschrank im Sprechzimmer überprüfen.

Die Mündung der Waffe zu Boden gerichtet, stellte Jessica sich auf die linke Seite des Wandschranks. Rechts neben ihr stand einer der Männer vom SWAT-Team. Er richtete seine Waffe auf den Schrank und wechselte einen Blick mit Jessica. Der zweite SWAT-Polizist riss die Tür auf.

Die Tote in dem Schrank war eine Weiße in den Vierzigern. Sie trug einen Kittel über einem dunkelblauen

Hosenanzug und keine Schuhe. Gesicht und Hände wiesen keine sichtbaren Wunden, Blut oder Verletzungen auf.

Jessicas Herz klopfte zum Zerspringen, als sie sich vor den Schrank kniete und zwei Finger auf den Hals der Frau legte. Sie war tot. Ehe Jessica wieder aufstand, fiel ihr Blick auf die Ecke eines Namensschildes aus Plastik, das unter dem Revers des Kittels hervorschaute. Jessica hätte Latexhandschuhe überstreifen müssen, aber dazu fehlte ihr jetzt die Zeit. Sie klappte das Revers vorsichtig um. Auf dem Namensschild der toten Frau stand: DR. SARAH GOODWIN.

»O Gott!«, rief Jessica.

Während die Männer vom SWAT-

Team und die Detectives ein paar Schritte zurückwichen, ging Jessica im kleinen Sprechzimmer auf und ab. Das ergab keinen Sinn. Noch schlimmer war der Gedanke, dass Byrne in Verdacht geraten könnte. Schließlich war Sarah Goodwin die Psychiaterin, die er aufsuchen musste, und jetzt war sie tot.

»Jess«, rief Maria Caruso aus dem Wartezimmer.

Jessica lief zu ihr. Maria schaute auf ein gerahmtes Foto an der Wand. Auf dem Foto saßen zwei Frauen auf der Kante des Schreibtisches im Sprechzimmer. Unter dem Foto stand:

Dr. Sarah Goodwin und ihre Assistentin Antonia Block eröffnen eine neue Praxis.

Jessicas Blick schweifte von Dr. Goodwin zu der anderen Frau auf dem Bild. Sie kannte diese Frau, allerdings unter einem anderen Namen. Es war Mara Reuben, die Frau, die sie gegenüber von der St. Adelaide Church befragt hatte.

Sie blickte einer Mörderin ins Gesicht.

Jessica zog den Zettel aus der Tasche, der in dem Umschlag gesteckt hatte, den Pfarrer Leone an Byrne adressiert hatte. Sie schaute auf die krakelige Schrift.

ES WAR EIN GEWAND, KEVIN. DAS
FEUER DES HEILIGEN GEISTES.

Jessica wusste, wo Byrne war.

Er ist größer und kräftiger, als sie ihn sich vorgestellt hat. Vielleicht ist es auch nur ihr persönlicher Eindruck. Sie nimmt an, dass auch die Apostel den Menschen größer erschienen waren.

Sie sitzen im Schein von sieben Kerzen im Kreis. Ruby, der Junge und der Detective. Ein Stuhl ist leer.

»Wie soll ich Sie ansprechen?«, fragt der Detective.

»Ruby«, sagt sie. »Ich möchte, dass Sie mich Ruby nennen. Werden Sie das tun?«

»Ja.«

»Es ist sehr lange her, dass jemand

mich so genannt hat.«

»Elijah Longstreet war Ihr Vater?«

»Daddy.«

»Sie sind auch Mara Reuben?«

»Ja.«

»Und Antonia.«

Ruby lächelt. »Antonia Block.«

Der Detective nickt. »Abgeleitet von Antonius Block. Aus dem Siebenten Siegel.«

»Eine gute Idee, nicht wahr? Ich hatte Angst, Sie würden es durchschauen, als Sie zu Dr. Goodwin in die Praxis gekommen sind.«

»Ihr Nachname stand nicht auf dem Namensschild.«

»Natürlich nicht.«

Als sie den Job als medizinische

Assistentin bekommen hatte, kannte sie sich mit dem Computersystem nicht gut aus. Es dauerte nicht lange, bis sie sich die notwendigen Kenntnisse angeeignet hatte. Dr. Goodwins Rezepte zu fälschen, war viel einfacher.

Schließlich erlaubte die Ärztin ihr, unter Angabe ihrer Arztnummer bei den Apotheken anzurufen. Es war kein Problem, heute Abend die Schlaftabletten zu bestellen, die der Detective brauchte.

»Diese Leute«, sagt der Detective. »Die Opfer. Sie kannten ihre psychiatrischen Gutachten.«

»Ja.«

»Warum haben Sie gerade sie ausgewählt?«

Darauf gab es viele Antworten. »Wir haben sie ausgesucht, weil sie alle einen Pakt mit dem Teufel geschlossen haben.«

Der Detective schaut kurz auf seine Hände und dann zurück zu Ruby. Im Kerzenlicht haben seine Augen einen kalten Glanz wie Jade. »Und Sie haben das eingefordert, was dem Teufel gehörte.«

»Ja. Das war die einzige Möglichkeit, meinen Sohn von den Dämonen zu befreien, von denen er all die Jahre besessen war.«

Nacht für Nacht hatte Ruby nach ihren Gebeten die Kopien der Gesprächsprotokolle der Patienten von Dr. Goodwin gelesen. Sie lernte all

ihre Gedanken, ihre Wünsche, ihre Verfehlungen und ihre Schuld kennen. Ruby hatte in ihre Seelen gesehen. Sie alle waren ungehorsame Kinder. Das junge Mädchen hatte den Teufel gebeten, ihr zu helfen, damit der Hausverwalter sie nicht mehr vergewaltigte. Bei einer dieser Vergewaltigungen war Adria schwanger geworden. Ruby hatte das Haus heute aufgesucht und Adrias Wunsch erfüllt. Edward Turchek würde niemanden mehr missbrauchen.

Ruby hatte Adria Rollins nichts angetan.

Der junge Mann namens Daniel, der Polizist gewesen war, hatte zu Dr. Goodwin gesagt, dass er alles tun

würde, wenn er kein Aids bekäme. Und die Krankheit brach tatsächlich nicht aus. Er musste dafür bezahlen.

Der alte Pädophile hatte gesagt, er würde alles tun, wenn er nicht wieder ins Gefängnis zurück müsse. Seine Strafe wurde zur Bewährung ausgesetzt. Auch er musste dafür bezahlen.

»Warum DeRon Wilson?«, fragt der Detective.

»Wer?«

»Der Mann in der St. Simeon Church. Der Mann, der Gabriel in seine Gewalt gebracht hatte.«

*»Ein Dieb ist ein Dieb«, sagt Ruby.
»Er hat seinen Pakt in dem Augenblick geschlossen, als er seine Hand nach*

goldenen Münzen ausgestreckt hat. Als Sie mit Dr. Goodwin über Ihre Beziehung zu dem Jungen gesprochen und ihr erklärt haben, warum Sie ihm unbedingt helfen wollen, wussten wir, dass Sie alles für ihn tun würden.«

Der Blick des Detectives schweift zu dem Jungen und zurück zu ihr. »Es ging also immer nur um den Prediger?«

»Ja.«

»Ihr ganzer Plan zielte darauf ab, ihn aus dem Gefängnis zu holen?«

»Nicht der ganze Plan.«

Der Detective schaut sich in dem großen Kellerraum um. »Und jetzt fehlen nur noch zwei Kirchen?«

»Ja. Nur noch zwei.«

»Gehen wir noch woandershin?«

»Nein«, sagt Ruby. »Diese Kirche wurde vor vielen Jahren mit einer anderen zusammengelegt. Jetzt muss alles hier an diesem Ort enden.«

Ruby betrachtet den Detective einen Moment. Sie hat sein Gesicht im Laufe der Jahre immer wieder gesehen, im Geiste und in ihren Gebeten. Das Gesicht des Erzengels Michael. Sie zweifelt nicht an seiner Kraft.

»Sie sind der letzte Ihrer Art«, sagt sie. »Sie sind der letzte Heilige.«

Der Mann schüttelt den Kopf.

»Nein.«

Ruby steht auf und horcht in den Kellerraum mit den alten Steinmauern hinein. Sie spürt, dass irgendetwas vor sich geht. »Sie haben ihn

hergebracht?«

»Ja«, sagt der Detective. »Er ist nebenan.«

»Mein Sohn ist auch hier. Es ist Zeit, dass die beiden Männer sich gegenüberstehen. Ein Kind sollte seinen Vater kennenlernen, nicht wahr?«

Der Detective antwortet nicht.

Ruby streicht sich durchs Haar und ärgert sich sofort über diese kleine Eitelkeit. Es ist viele Jahre her, dass sie den Prediger gesehen hat. Zum letzten Mal, als er auf dem kleinen Karussell stand.

Schwachheit, dein Name ist Weib.

»Bringen Sie ihn bitte zu mir«, sagt sie.

*Der Detective steht auf, durchquert
das Zimmer und tritt hinaus in die
Dunkelheit.*

Byrne half Roland Hannah auf die Beine und führte ihn durch den großen Kellerraum auf das Kerzenlicht zu. Hannahs Hände waren auf dem Rücken gefesselt, und in seinem Mund steckte ein Knebel.

Als sie den von Kerzenlicht erhellten Kreis erreichten, nahm Byrne ihm die Handschellen ab und setzte ihn auf den alten Holzstuhl. Ehe er sich neben ihn setzte, zog er ihm den Knebel aus dem Mund. Byrne warf Gabriel einen Blick zu. Der Junge weinte.

Als Byrne in den anderen Raum gegangen war, um Roland Hannah zu

holen, hatte die Frau ihren dunklen Mantel ausgezogen. Jetzt trug sie ein wallendes weißes Gewand und saß neben Gabriel. Um ihre Taille war ein weißer Gürtel gebunden. Auf ihrem Schoß lagen zwei goldene Messer mit rasiermesserscharfen Klingen.

Ich rate dir, von mir im Feuer geläutertes Gold zu kaufen ... und ein weißes Gewand.

Roland Hannah neigte den Kopf zur Seite, als hätte er etwas gehört.

»Ruby«, sagte er.

Mary Longstreet errötete. »Prediger. Woher wissen Sie, dass ich es bin?«

Hannah lächelte. Er hatte kleine gelbe Zähne. »Eine Blume verliert ihren Duft niemals, nicht wahr?«

»Nur wenn sie verblüht, nehme ich an.«

»Auch dann schwebt der Duft noch in der Luft.«

Mary Longstreet errötete noch stärker, aber sie schwieg.

»Du bist eine Frau geworden«, sagte Roland.

»Schon vor langer Zeit.«

»Wie lange ist es her?«

Mary Longstreet blickte zu Boden.

»Eine ganze Weile, Prediger.«

Byrne bemerkte, dass die Sprache der Frau sich ein wenig veränderte. Der Akzent aus West Virginia schimmerte wieder durch.

»Und dein Sohn?«, fragte Roland.

»Der Teufel ist noch immer in ihm.«

Roland Hannah sagte nichts. Da er seine getönte Sonnenbrille nicht trug, konnte man in dem Kerzenlicht seine hässlichen tiefen Augenhöhlen sehen.

Sie saßen alle vier in einem Kreis. Byrne warf Gabriel immer wieder Blicke zu. Der Junge sah klein und schrecklich verängstigt aus. Seine Hände zitterten.

Mary Longstreet zeigte auf einen Raum, der neben dem großen Kellerraum der Kirche lag. »Dort drüben«, sagte sie zu Byrne. »Dort muss es geschehen.«

»Unter dem Sakrarium«, sagte Byrne.

»Ja, Sir.«

Byrne wusste nun, dass das Sakrarium die Senke war, in die gebrauchtes

Taufwasser und die Asche unbrauchbar gewordener geweihter Dinge geschüttet wurden. Das, was aus dieser Senke abfloss, durfte nicht wie normales Abwasser behandelt werden. Für die X-Markierungen auf den Laternenpfählen war die Erde unter den Kirchen verwendet worden, die Christi Fleisch und Blut seit Jahrhunderten durchtränkt hatte.

Mary Longstreet stand auf und steckte die beiden Messer durch den Gürtel, der um ihr Gewand geschlungen war. Eines der Messer zerschnitt den dünnen weißen Stoff. An der Stelle bildete sich ein roter Fleck. Sie hatte sich geschnitten, schien es aber nicht zu bemerken.

Als sie sich hinter Roland Hannah stellte, sah Byrne, dass sie jetzt noch etwas anderes in der Hand hielt. Es dauerte einen Moment, bis er in dem trüben Licht erkannte, was es war: eine Haarbürste.

»Erinnern Sie sich, dass ich Ihr Haar immer gebürstet habe, Prediger?«, fragte sie.

Byrne zweifelte nicht daran, dass die Frau, die vor ihm stand – eine Frau, die mindestens fünf Menschen getötet hatte und nun zwei tödliche Dolche bei sich führte –, sich vor seinen Augen zurückentwickelte. Ihre Körpersprache ähnelte der eines jungen Mädchens, und ihre Stimme war nun um eine halbe Oktave höher. Ihr Akzent aus den

Appalachen war mit jedem Wort deutlicher zu hören. Sie kehrte in die Zeit zurück, als sie Roland Hannah kennengelernt hatte.

»Ja, ich erinnere mich, Mary Elizabeth«, sagte Hannah. »Du hast noch immer die Haarbürste deiner Oma?«

Mary Elizabeth, dachte Byrne. Nicht Ruby. Hannah versuchte, sie zu manipulieren.

»Ja, Prediger. Außer meinem Jungen ist das alles, was ich noch habe. Alles, was ich getan habe, habe ich für ihn getan.«

Bedächtig bürstete sie Roland Hannahs Haar.

»Ihr Haar ist ganz ergraut, Prediger. Zum Teil ist es fast weiß.«

Als Byrne auf die Bürste schaute, wurde ihm einiges klar. Mary Longstreet hatte sie all die Jahre behalten. Aus dieser Bürste stammten Roland Hannahs Haare – die Beweise, die sie in die Messbücher gelegt hatte. Beweise, mit deren Hilfe sie dafür sorgen konnte, dass er aus dem Gefängnis herauskam und jetzt auf diesem Stuhl saß.

»Es ist noch immer schön, Prediger. Ihr hattet das schönste Haar. Für einen Jungen.«

Sie strich mit der Bürste langsam durch Roland Hannahs Haar. Byrne wechselte einen Blick mit Gabriel. Er sah, dass der Junge unmerklich zur Kante seines Stuhls rutschte. Gabriel spähte in die Dunkelheit und zur Treppe hinüber.

Offenbar bereitete er sich auf eine Flucht vor. Als er Byrne anschaute, schüttelte dieser den Kopf. Es war zu riskant. Mary Longstreet stand in unmittelbarer Nähe, und ihre Messer waren scharf. Gabriel würde es niemals schaffen.

Dennoch rutschte der Junge noch näher an die Kante des Stuhls.

Nachdem Mary Longstreet Hannahs Haar gebürstet hatte, legte sie die Haarbürste auf ihren Stuhl. Dann zog sie eines der Messer unter dem Gürtel hervor, an dem Blut klebte. Sie löschte eine Kerze nach der anderen. Als nur noch zwei Kerzen brannten, stellte sie sich hinter Gabriel.

»Ruby?«, sagte Byrne.

»Ja, Sir?«

»Ich möchte, dass Sie etwas für mich tun.«

»In Ordnung. Wenn ich es kann.«

Byrnes Blick wanderte zu Roland Hannah und zurück zu der Frau. »Ich möchte, dass Sie stattdessen mich nehmen.«

Sie schaute Byrne neugierig an. »Sie? In Ihnen steckt nicht der Teufel.«

In diesem Augenblick spürte Byrne die Last seiner eigenen Sünden, doch er wusste auch, dass es keine Rolle mehr spielte. Nichts spielte mehr eine Rolle – der Job, die Visionen, die Sorge um seine Stadt, die er liebte, die Traurigkeit, dass er es in all den Jahren nicht geschafft hatte, etwas zu ändern. Der einzige Mensch in diesem Raum,

der wirklich zählte, war Gabriel.

»Sie wissen nicht, was ich alles getan habe«, sagte Byrne.

Die Frau betrachtete Byrne eine ganze Weile. Dann legte sie den Dolch vorsichtig auf Roland Hannahs rechte Schulter. »Verstehen Sie nicht, Detective?«

»Was verstehen?«

»Der Prediger ist Philadelphia«, sagte sie. »Er ist die sechste Kirche der Apokalypse.«

Die scharfe Klinge reflektierte das Kerzenlicht. Byrne musste dafür sorgen, dass die Frau weitersprach. »Und was ist mit der letzten Kirche?«

Als Mary Longstreet ihn ein wenig melancholisch anblickte, wusste Byrne

Bescheid. *Sie* war die letzte Kirche.
Wenn Roland Hannah tot war, würde sie
sich das Leben nehmen.

»Ich kann nicht zulassen, dass Sie das
tun«, sagte Byrne.

Die Melancholie, die sich gerade noch
auf Mary Longstreets Gesichtszügen
gezeigt hatte, verwandelte sich in blinde
Wut.

»*Sie* haben in dieser Sache nichts zu
sagen, Sir.« Blitzschnell stellte sie sich
hinter Gabriel und hielt ihm die Klinge
an die Kehle. »Vielleicht ist dieser
Junge Philadelphia. Vielleicht wird es
so enden.«

»Tun Sie es nicht«, sagte Byrne.

Mit einer geübten Bewegung drehte
sie das Messer in ihrer Hand und führte

es an die Stirn des Jungen. »Ich werde ihm den Namen meines Gottes in die Stirn schneiden ... und den Namen der Stadt meines Gottes, Neues Jerusalem.«

Mary Longstreets Worte hallten von den Steinwänden im Keller wider.

»Wer Ohren hat, soll hören, was der Geist sagt!«

Mary Longstreets Augen blitzten, als sie die Stimme hörte. Es war Roland Hannahs Stimme.

»Sprechen Sie nicht, Prediger!«, stieß sie hervor. »Sprechen Sie nicht!«

»Wir könnten wieder zusammen sein, Mary Elizabeth«, fuhr Roland fort.

»Meinst du nicht? Wir können diesen jämmerlichen Ort verlassen.«

»Nein, Sir.«

»Wir können eine neue Kirche suchen. Eine Kirche, die uns gehört. Uns beiden.«

Marys Blick verschwamm. Einen Augenblick schien es, als könnte sie nichts hören oder sehen, und als richtete sich ihr leerer Blick nach innen auf Geschehnisse in der Vergangenheit.

»Du kannst mein Auge sein«, sagte Hannah. Er stand auf, streckte die Arme aus und trat unsicher einen Schritt vor. Mary Longstreet bewegte sich nicht und machte keinen Versuch, ihn aufzuhalten.

»Du warst für mich immer etwas Besonderes, Mary Elizabeth. Das weißt du. Seitdem ich dich zum ersten Mal in Brandonville gesehen habe. Erinnerst du dich?«

Marys Hände begannen zu zittern. Die Spitze der Klinge zerschnitt die Haut auf Gabriels Stirn. Ein paar Tropfen Blut rannen über das Gesicht des Jungen.

Byrne wusste, dass er handeln musste. Er stand auf, durchquerte langsam den Kreis und streckte die Hand aus.

»Ruby?«

Die Frau reagierte nicht.

»Ich werde den Prediger für Sie töten.«

»Diese Aufgabe übernimmt mein Sohn«, sagte sie. »Er hat lange darauf gewartet.« Sie hielt Gabriel die Klinge an die Kehle. »Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sich wieder setzen würden, Sir.«

Als Byrne einen Schritt zurücktrat,

bemerkte er eine Bewegung in dem großen Keller. Auf die von Kerzen erhellten Wände fielen Schatten.

Jessica und Maria Caruso standen mit gezogenen Waffen am Rand des Lichtkreises. Byrne sah noch mehr Gestalten im Dämmerlicht. Es waren ein Dutzend Polizisten.

Mary Longstreet sah sie ebenfalls.

Geistesgegenwärtig wirbelte Byrne herum und schlug ihr das Messer aus der Hand. Ohne eine Sekunde zu zögern, ergriff Mary den zweiten Dolch, der unter ihrem Gürtel steckte, sprang zur linken Seite und schnitt Roland Hannah blitzschnell die Kehle durch. Hannahs Körper zuckte im Todeskampf. Er griff sich an die Kehle. Als sein Blut in den

Kreis spritzte und eine der beiden Kerzen erlosch, stürzte Mary Longstreet sich auf Gabriel. Byrne warf sich zwischen die beiden, um den Jungen zu schützen. Der Dolch bohrte sich in Byrnes rechte Bauchseite und schlitzte ihn auf. Brennender Schmerz schoss ihm durch den Körper, doch er ließ sich nicht aufhalten. Er griff nach der Hand, in der Mary Longstreet das Messer hielt, und versuchte, sie zur anderen Seite zu drehen.

Inmitten dieses Irrsinns fiel Byrnes Blick auf Jessica, die in ihre Richtung gerannt kam. Byrnes Hände waren blutüberströmt. Die Frau entglitt seinem Griff, drehte sich im Kreis, gewann das Gleichgewicht zurück, stach wie eine

Irre auf Jessica ein und fügte ihr dicht über der Kevlarweste eine tiefe Schulterwunde zu.

Nein, dachte Byrne, ehe er zu Boden ging.

Nein.

Als die Dunkelheit ihn verschlang und sein Körper ihm nicht mehr gehorchte, brach im Keller der Kirche ein unvorstellbares Chaos aus. Byrne hörte laute Schüsse. Der Geruch von Schießpulver und Blut hing in der Luft.

Vor seinem geistigen Auge tauchten Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit auf, als er ein kleiner Junge war und diese Mauern mehr Geheimnisse als Antworten bargen.

Dann verlor er das Bewusstsein.

Nach den Schüssen waren Jessicas Ohren wie taub. Sie lag auf dem Rücken, hörte schnelle Schritte, gedämpfte Schreie und Befehle. Mit einiger Mühe wandte sie den Blick zur rechten Seite und sah Roland Hannah mit durchgeschnittener Kehle auf dem Boden liegen. Es bestand kein Zweifel, dass er tot war.

Jessica versuchte sich aufzurichten, aber die Schmerzen waren zu stark. Nur wenige Schritte von ihr entfernt lag Gabriel auf der Seite. Sein Gesicht war voller Blut.

Jessica wusste nicht, wo die Frau sich

aufhielt. Doch im Augenblick war etwas anderes wichtiger als alles andere.

Inmitten des Rauchs und der allgemeinen Verwirrung entdeckte sie Byrne. Er war blutüberströmt und bewegte sich nicht.

Mit letzter Kraft kroch Jessica über den kalten Steinboden zu ihm und legte zwei Finger auf seinen Hals. Sein Herz schlug noch, aber sein Puls war sehr schwach. Die offene Wunde dampfte, als die kalte Luft über das Blut strich.

Jessica spürte, dass die Lebenskraft aus seinem Körper wich.

Sie drückte ihn an sich.

In der Ferne hörte sie Sirenen.

»Halt durch, Partner«, flüsterte sie.

»Halt durch.«

Als Jessica die Augen schloss und

wartete, hörte sie den Herzschlag der Engel.

Als Christus auf Patmos erschien, einer Insel vor der Küste Griechenlands, beauftragte er seinen Jünger Johannes, die sieben Gemeinden in Asien zu besuchen, und sagte:

»Was du siehst, schreibe in ein Buch und schicke es den sieben Gemeinden: nach Ephesus und nach Smyrna und nach Pergamon und nach Thyatira und nach Sardes und nach Philadelphia und nach Laodecia.

Sieben Kirchen. Sie ist die letzte.

Ruby sitzt auf der letzten Kirchenbank in der St. Gedeon Church, auf demselben Platz, auf dem ihr Sohn

vor so vielen Jahren gegessen hat. Sie hält eine Geburtsurkunde in der Hand, die fleckig ist von Blut und Tränen. Jetzt werden sie seinen Namen erfahren.

Gedeon Mark Longstreet.

Er wird nicht mehr der Junge in dem roten Mantel sein. Jetzt braucht niemand mehr zu rätseln, wer er war. Als er an jenem Tag in der Klinik in Doylestown starb, hatte sie den kleinen Leichnam aus dem Totenbett genommen und war mit ihm nach Philadelphia gefahren. Sie brachte ihn in diese Kirche, die den Namen seines Schutzpatrons trug.

In jener Nacht saß sie in der Dunkelheit und nähte den Mantel aus

dem Priestergewand des Predigers. Carson Tatum hatte ihr das Gewand besorgt, und sie versprach ihm, es eines Tages zurückzugeben. Sie hatte ausdrücklich um das rote Gewand gebeten, das das Feuer des Heiligen Geistes symbolisierte.

Ihr Blut breitet sich auf dem weißen Gewand aus. Im Schimmer dieser letzten Abenddämmerung sieht sie die Männer, die sich langsam nähern, mit erhobenen Waffen. Sie kommen zu spät.

Sie senkt den Blick, schaut auf die Schusswunde in ihrer Brust.

Es ist Zeit.

Mary Elizabeth Longstreet schließt die Augen und spürt – so wie ihr Sohn vor vielen, vielen Jahren –, wie tiefer

*Frieden ihr Inneres erfüllt, als sie ins
Jenseits hinübergleitet.*

OFFENBARUNG

VERGEBT, SO WIRD EUCH VERGEBEN.

LUKAS 6,37

Wenn du dich recht erinnerst, war die Rehabilitation ein langer, schmerzhafter Prozess. Jessica Balzano wurde nach fünf Tagen aus dem Krankenhaus entlassen. Mithilfe intensiver Physiotherapie erholte sie sich vollständig und kehrte drei Wochen später zur Arbeit zurück.

Sehr viel länger dauerte es, bis Kevin Byrne wiederhergestellt war. Die Ärzte sagten, es wäre vielleicht besser, wenn er in den Ruhestand treten würde. Die Kollegen in der Mordkommission ergingen sich in Spekulationen. Doch eines Tages im Spätsommer tauchte

Byrne mit einer Tasche voller Kuchen zur Tagesschicht auf. Zwei Stunden später war er wieder unterwegs, um in einem neuen Fall zu ermitteln.

Es wurde gemunkelt, Byrnes Verletzung habe dazu geführt, dass er ein wenig intensiver nachdachte und sich mehr Zeit nahm, ehe er sich einer Tür näherte.

Man merkte nichts davon.

Der Leichnam von Mary Elizabeth Longstreet wurde eingeäschert und die Urne in den Räumen der Rechtsmedizin auf ein Regal gestellt. Angehörige, die verständigt werden mussten, gab es nicht. Es wurde kein Trauergottesdienst abgehalten. Im Jahre 2003 hatte Mary Elizabeth offiziell den Namen Antonia

Block angenommen und drei Jahre später den Job bei Dr. Sarah Goodwin gefunden. In ihrer kleinen Wohnung in Süd-Philadelphia fanden die Ermittler Dutzende gebundener Bände von Patientenakten und Abschriften. Die Namen von sechs Patienten waren hervorgehoben.

Einen von Dr. Goodwins Patienten, einen Mann, der zweimal wegen bewaffneter Raubüberfälle zu Haftstrafen verurteilt worden war, hatte Mary Longstreet ins Visier genommen. Er wurde in ihrem perfiden Plan durch DeRon Wilson ersetzt, dessen Ermordung sich als günstige Gelegenheit erwies.

Die Ermittler fanden noch viele

andere Dinge. In Mary Longstreets Schrank hing vollständige Kleidung für einen Jungen von zehn, zwölf und fünfzehn Jahren und für einen Erwachsenen. Es waren alles schwarze Anzüge, weiße Hemden und schwarze Krawatten. Nichts davon war jemals getragen worden.

Außerdem hing ein langer Mantel mit spitzer Kapuze im Schrank. Es war der Mantel, den Mary Longstreet in dem Film trug, den die Überwachungskamera an der St. Adelaide Church aufgenommen hatte.

Der Detective, der die Aufgabe gehabt hatte, Roland Hannah zu bewachen – Anthony James Colasanto –, gab zu Protokoll, dass er seine Medikamente an

jenem Abend vertauscht habe und daher eingeschlafen sei. Er nahm an, dass Mary Longstreet seinen Gefangenen, während er schlief, entführt und zur St. Gedeon Church gebracht hatte. Detective Kevin Byrne fügte dem nichts hinzu. Niemand im Büro der Bezirksstaatsanwaltschaft in Philadelphia verfolgte die Sache weiter.

Es hieß, Kevin Byrne habe sich lange Zeit wie ein Besessener mit den Beweisstücken beschäftigt, die sie in der St. Ignatius Chapel gefunden hatten. In dieser ehemaligen Kapelle war Michelle Calvin brutal ermordet und ihr Leichnam auf der blutgetränkten Matratze aufgefunden worden. Byrne soll wochenlang gegrübelt und nach einem

Hinweis gesucht haben. Er war davon überzeugt, dass es einen Hinweis geben musste, der die Ermittler in die letzte Kirche führte. Eines Tages fand er ihn. Er stand auf dem Etikett der Matratze:

WARNHINWEIS: UNTER GAR KEINEN
UMSTÄNDEN DARF DIESES ETIKETT VON
JEMAND ANDEREM ALS DEM KÄUFER
ENTFERNT WERDEN!

Fast der gesamte Text war sorgfältig mit Michelle Calvins Blut übermalt worden. Nur sechs Buchstaben nicht. Sie ergaben das Wort:

GEDEON

Pfarrer Thomas Leone wurde auf dem Holy-Cross-Friedhof in Lansdowne

beigesetzt. Auf Kevin Byrnes Bitte wurde der Grabstein des Pfarrers aus einem der Schlusssteine der St. Gedeon Church gemeißelt. Die Kirche wurde ein paar Wochen nach Abschluss des Falles abgerissen.

Der Abschlussbericht der Polizei, eine offizielle Darstellung der Ereignisse dieser entsetzlichen Mordserie vor dreißig Jahren, enthielt ein Detail, das dein Leben für immer verändert hat. Nach Angaben der Ballistik wurde die Kugel, die Mary Elizabeth Longstreet getötet hat, aus deiner Waffe abgefeuert.

Als du über diese alte Geschichte nachdenkst, die noch immer wie eine frische Wunde in deinem Herzen brennt,

fällt ein langer Schatten auf den Mittelgang. Du drehst dich um und siehst ihn zum ersten Mal nach dreißig Jahren.

Gabriel Hightower ist nun ein stattlicher Mann von vierzig Jahren. Er hat sich damals schnell erholt, doch er war auch gerade mal elf Jahre alt in der Nacht, als die Tragödie sich ereignete. Nur eine kleine, halbmondförmige Narbe auf der Stirn erinnert an die schrecklichen Ereignisse.

Mithilfe einer Therapie konnte Gabriel bald in die Schule zurückkehren und schloss die Highschool als Klassenbester ab. Später studierte er Architektur an der Penn State University.

Keiner wusste, wie er sein Studium bezahlte. Unbestätigten Gerüchten

zufolge soll das Geld DeRon Wilsons Bruder Carter in der Nacht, als Wilson starb, abgenommen worden sein.

Gabriel schloss sein Studium mit Auszeichnung ab und fand einen Job in einem angesehenen Architekturbüro in Center City. Er ist verheiratet und hat zwei halbwüchsige Söhne, die Francis und Kevin heißen.

»Detective Caruso«, sagt er.

Als er dich in die Arme schließt, begreifst du, dass dich seit fast dreißig Jahren niemand mehr Detective genannt hat. In den letzten drei Jahrzehnten wurdest du einfach Maria genannt.

Ihr sitzt einen Augenblick schweigend da und lasst die vergangenen Jahre in Gedanken vorüberziehen. Gabriel

Hightower ist ein Mann in den besten Jahren. Du stehst nun im Herbst deines Lebens. Aus irgendeinem Grunde sieht sein wohlwollender Blick in dir die junge Frau, die du einst warst. Er greift in die Tasche, nimmt etwas heraus und gibt es dir. Es ist ein kleiner, sorgfältig gefalteter Origami-Schwan.

»Das ist für mich?« Du hast viele Jahre lang Schwäne gesammelt – aus Keramik, auf Bildern und als Anhänger.

»Ja«, sagt er.

»Woher wussten Sie das?«

Gabriel Hightower lächelt. Es ist ein herzergreifendes Lächeln – traurig und freundlich zugleich. »Ihre Halskette«, sagt er. »Ich habe sie in der Nacht damals gesehen.«

Du hältst den Schwan fest, zögerst einen Augenblick und fragst dich, wie du beginnen sollst. Du hast dreißig Jahre gewartet.

Jetzt ist es Zeit.

»Ich bekam den Anruf an jenem Abend um kurz nach sechs«, sagst du. »Wir mussten drei Kirchen überwachen, und die letzte war die St. Simeon Church. Es war so kalt. Erinnern Sie sich, wie kalt es in jener Nacht war?«

Er lächelt, nickt und wartet.

Als in der Kirche wieder Stille eintritt, nimmst du Gabriels Hand ...

... und erzählst ihm deine Geschichte.

DANKSAGUNGEN

Ich danke Meg Ruley, Peggy Gordijn, Jane Berkey und allen Mitarbeitern der Jane Rotrosen Agency.

Kate Elton, Georgina Hawtrey-Woore, Susan Sandon und dem gesamten Team vom Random House in England.

Dominic Montanari, Kathleen Franco MD, Sergeant Joanne Beres, Rick Jackson, Brian Zoldessy, Ramon Alvarez, Robert Kaminski und Lou Baldwin.

Mike Driscoll, Pat Ghegan, Dominic Aspite und allen anderen von der Philly-Crew.

Ich danke der Stadt Philadelphia und

ihren Bürgern.

Die in diesem Roman erwähnten Kirchen gibt es tatsächlich, doch ihre Namen, die Standorte und die dunklen Geheimnisse, die dort aufgedeckt wurden, sind frei erfunden.

Richard Montanari, geboren in Cleveland, Ohio, studierte Englische Literatur und lebte eine Zeit lang in London, wo er sich unter anderem als Verkäufer und Handelsvertreter durchschlug. Danach kehrte er in die USA zurück, um für die Baufirma seines Vaters zu arbeiten. Nebenbei schrieb er für verschiedene Zeitungen, bis er sich an seinen ersten Thriller wagte. Er lebt jetzt wieder in Cleveland, Ohio.